

**Dr. Konrad-Jürgen Kleinicke**

# *Es menscht überall*

**Auf Reisen im Gespräch**

Brasilien \* Indien \* Türkei  
Thailand \* Burma \* Kambodscha \*  
Vietnam \* Philippinen  
Arktis



## Inhalt

Vorwort	7
<b>Thailand</b>	
Menschen in Thailand	9
Nordthailand	11
Südosten Thailand - Tage in Narithawat	12
<b>Thailand – Kambodscha – Vietnam</b>	
Zwischenlandung	22
Von Bangkok über Pattaya nach Kambodscha	24
Vietnam	27
Zurück in Kambodscha	32
<b>Burma</b>	
Am Bahnhof von Shwe Nyaung	39
Von Yangon nach Pyuye	39
Von Pyuye nach Bagan	42
Von Bagan zum Inlesee	42
Erholung in Nyaungshwe	43
Im Zug nach Thazi	45
Mandalay	46
Begegnung mit buddhistischen Mönchen	47

Die Geisterwelt von Peiktila	48
Gedanken zum Buddhismus	48
Marionettentheater in Mandalay	51
Zurück nach Yangon	52
<b>Türkei</b>	
Urlaub in Karaburun	62
Türkische Teppichhändler	68
<b>Brasilien</b>	
Salvadoriana	71
Der Pantanal	74
Menschen im Luxus und Müll	76
<b>Indien</b>	
Indische Notizen	81
Die indische Gesellschaft	83
Indische Kühe	86
Indische Hotels	90
Blow Horn	94
Taxifahrer	96
Zwischenstopp in Puri	97
Eine indische Busfahrt	98
Mahabalipuram	101

Baden im indischen Ozean	102
Die Geschichte von den Affen	103
Von Rabenkrähen und Menschen im Müll	105
Ein Slum in Kalkutta	106
Sikkim	109
Der Tibetkonflikt	110
Darjeeling: Tee und Toy-Train	111
Nachklang: Urlaub in Kaschmir	112
Baukunst im Slum (2010/2011)	113
Kalkutta 2012	117
<b>Philippinische Reisenotizen</b>	<b>129</b>
<b>Acht Philippinische Kurzgeschichten</b>	
Philippinische Weihnacht	148
Weihnachtskonzert	149
Symbiose	151
Nachtfalter	153
Tantchen	155
Ein Lob dem Zuckerrohrschnaps	155
Meine Kakerlake Susi	157
Seesterne	159

## **Eindrücke einer Kreuzfahrt**

I. Von Kangerlussuaq nach Nome	162
II. Von Nome nach Yokohama	180

## Vorwort

„Wir marschieren, wir marschieren durch den Matsch, Matsch, Matsch“ ... Ich war 6 Jahre alt und mit der Familie auf großer Sommerreise zur Burg Hohlenfels, irgendwo im Taunus, zwischen Katzenelnbogen und Zollhaus. Es hatte geregnet. Wir quatschten durch einen Hohlweg, ich als Jüngster von uns 5 Geschwistern dicht hinter der Mutter. Ich sehe ihre Wanderschuhe, die weißen Söckchen, strammen Waden und den Saum ihres Dirndls, rote Schnecken mit ihrer schleimigen Spur in den Pfützen.

Ich sehe mich als Lokführer und Schaffner, im Spiel mit einer Kipplore der Schmalspurbahn, die uns hergebracht hatte, ich erinnere eine Aufführung von „Schneewittchen“: Ich war der kleinste der Zwerge, und dann schmecke ich den „Sandpudding“, den es zu meinem 6. Geburtstag gab. Er ribbelte auf der Zunge und schmeckte ein bisschen nach Vanille. Obendrauf ein Klecks Fruchtsoße und „Liebesperlen“ drum herum. So feierten wir im Kriegsjahr 1942. Meine erste Reise war das: ein großes Erlebnis.

Als 10Jähriger durfte ich zum ersten Mal alleine Straßenbahn fahren: zum Besuch einer befreundeten Familie in einem Vorort meiner Heimatstadt: mit Umsteigen. Ich trug eine Umhängetasche, darin hatte man ein Butterbrot als Wegzehrung für mich verpackt. Wahrscheinlich war es nur mit Margarine geschmiert, mit einem Klecks Kunsthonig darauf. So genau weiß ich das nicht mehr. Ich weiß aber, dass „Hunger“ groß geschrieben wurde in den ersten Nachkriegsjahren. Ich bekam auch 2 Zehnpfennigstücke in einem ovalen roten Geldtäschchen mit Reißverschluss. Das eine für die Hin-, das andere für die Rückfahrt. Große Abschiedszeremonie: „Wenn Hänschen eine Reise tut, ...“

Im Jahr darauf fuhr die Familie in die Sommerfrische nach Hinterzarten im Schwarzwald. Meine Mutter lebte nicht mehr. Wir stiegen in einer Tageswanderung zum großen Feldberg auf, mein Vater voran: in hellen „Knickerbockern“, mit Federhut und einem derben Baumast als Wanderstab. Abends aßen wir in einem Gartenrestaurant am Titisee. Außer meinen vier Geschwistern durfte mein Schulkamerad Jochen mitkommen, und auch seine Oma war dabei. Woran ich mich noch erinnere ? ....

Dass ich diesem Jochen eines Tages in der Schule, in einem Jähzornsanfall einen Zirkel nachschmiss, der ihn dicht unterm Auge traf. Zur Strafe musste ich mich nicht nur bei Jochen, sondern auch bei seinem Vater entschuldigen. Der war Staatsanwalt, und ich hatte schreckliche Angst. Außerdem gab mir mein „Herr Papa“ ein Stück Brot mit dick Salz darauf zu essen, immerhin Wasser dazu. Heilt man so törichte Knabenseelen?

Im Sommer 1948 schickte mich mein Vater in ein Kinderkurheim auf Borkum. Ich war ein recht spirriger Junge und sollte zunehmen. Die Zeit dort war schlimm für mich. Zum einen hatte ich kleiner, quirliger Kerl jeden Morgen

zwei Stunden ruhig in einem Liegestuhl zu liegen, zum anderen mussten wir alle unter Aufsicht der „Tanten“ nackt duschen. Es war mir furchtbar peinlich. Schwamm drüber: Ich habe 1 ½ Kilo Gewicht zugelegt in 4 Wochen.

Auch die nächste Reise war kein „Zuckerschlecken“. Mein Vater meinte es herzensgut mit mir, indem er mich mit 14 Jahren in das Haus eines „officers“ nach Eastbourne schickte, um dort Englisch zu lernen. Er dachte hoch herrschaftlich, indem er meinte, ich käme in die Familie eines Offiziers. Sprachverwirrung. Ich kam in Wirklichkeit in eine Gärtnerfamilie und der Hausvater arbeitete als kleiner städtischer Angestellter. Die Währungsreform hatte eine starke „D-Mark“ geschaffen und die Engländer liebten diese starke Währung. Wen sie weniger liebten, das waren die Deutschen. Verständlich angesichts der teuflischen Bombardements auf englische Städte gerade einmal 5 Jahre zuvor. So bekam ich wenig zu essen, auch kehrten wir auf langen Sonntagsspaziergängen niemals ein, so sehr der Hunger auch drückte, zudem musste ich es ertragen, dass meine sehnsüchtigen, mit dicken Tränen geschriebenen, Briefe zensiert wurden: zur Korrektur meines Stils und der Rechtschreibung natürlich. Deutsch zu schreiben, war streng verboten.

Unter besseren Umständen führten mich später mehrere Reisen in dieses kulturell eindrucksvolle Land: als Student mit einem kleinen Theaterensemble, für dessen antike Drameninszenierungen ich Bühnenmusiken geschrieben hatte und dann mit dem von mir geleiteten Knabenchor in die Partnerstadt Turnbridge Wells und auch nach London, mit spannend aufregenden Fahrten in der „Underground“. Man stelle sich das vor: mit 100 „Steppkes“ im Londoner U-Bahngewirr.

Auch nach Belgien, Schweden, Polen und dreimal in die Toskana reisten wir zu Konzerten: mit Schütz, Bach und Mendelssohn im Gepäck.

Über meine jahrelange Tätigkeit als Reiseleiter für ein großes Münchener Unternehmen in Portugal und auf Madeira in schon fortgeschrittenem Alter, die mit intensivem Studium abendländischer Kunst und Kultur verbunden war, könnte ich ein eigenes Buch schreiben, wenn ich damals Einzelheiten notiert hätte. So sind sie im Nebel der Zeit verschwommen. Ich erinnere mich aber einer reichen Zeit, nicht nur in Bezug auf die sachlichen Anforderungen an meine Kompetenz, vielmehr auf das, was man so treffend den „Umgang mit Menschen“ nennt. Ich gewann Erfahrung, die mich wahrscheinlich unbewusst „auf die Altersfährte“ geführt hat, von Reisebegegnungen mit einfachen Menschen, zu erzählen. Ob sie wichtig oder eher unbedeutend sind, lässt sich objektiv nicht erfassen: Der Leser mag das bewerten. In Reiseführern finden sie sich jedenfalls nicht, denen mache ich also keine Konkurrenz. Es scheint mir aber allemal gut, Erinnerung zu bewahren. Ich möchte nicht, dass sie sich eines Tages in Luft auflöst, so wie ein Computertext vom Bildschirm verschwindet, wenn man nicht aufpasst oder zu speichern vergisst.

Was Menschen in Bewegung versetzt, vermag sie vielleicht auch in ihrem Inneren zu bewegen, eindrücklich und wertvoll, weil in unauslöschlichen Bildern.

## **THAILAND**

### **Menschen in Thailand**

#### Begegnungen am Rande

Es sind meist die scheinbar unbedeutenden, oft kurzen Begegnungen, die beglücken. Sprachbarriere hin oder her: ein Lächeln genügt.

Ich stehe am Ufer des strömungsstarken Flusses und möchte hinüber ans andere Ufer, denn der Prallhang hier ist zu steil, und drüben, am flacheren Gleithang locken gute Badestellen. Eine alte Fähr mit morschen Brettern und rostiger Winde wittert vor sich hin, ein schmales Boot schaukelt daneben in lehmigem Uferschilf. Kein Mensch weit und breit. Gibt es nicht: ein Boot ohne „Herrchen“, so denke ich und suche. Richtig! Etwa 100m weiter, hinter Büschen versteckt sich eine offene Bambushütte, und ein altes, runzeliges Gesicht in Hockstellung vor seinem gerade leer gegessenen Reisteller schaut zu mir hin. „Sawasdee kap!“ – „Guten Tag!“ Er lächelt matt, doch immerhin: Der Kontakt ist gestiftet. Ich krame einen 20Bahtschein aus der Tasche und gebe dem Runzelmann mit Zeichen meinen Wunsch zu verstehen. Er nimmt das Geld.... Und bleibt sitzen. Ich denke: Mein gutes Geld für nichts! Was tun? Ich lächele weiter und setze mich in gebührendem Abstand vor die Hütte. Ein Einsiedler scheint er mir zu sein. Gegenstände des täglichen Gebrauchs, vor allem Kleidungsstücke, liegen einigermaßen unordentlich auf dem Boden der Einraumhütte herum. Um die Ecke gackert ein Huhn, eine Katze streicht vorbei, die Zeit rinnt dahin. Habe ich ihm zu wenig Geld geboten? 20 Baht sind immerhin etwa der Preis einer Rikschafahrt durch die Stadt. Vielleicht will er mich testen; ob ich ungeduldig werde oder fordernd. Eines ist auf jeden Fall sicher. Er hat unendlich viel Zeit. Ich auch. Wir sitzen uns gegenüber. Ich warte und lächele ihn, ab und zu Kopf nickend, an. Dann endlich, nach einer „Ewigkeit“, steht er auf, schlendert langsam zu seinem Boot, ohne rückwärts zu schauen, ob ich auch mitkomme. Natürlich gehe ich hinterher, und dann transportiert er mich mit wohlwollender Gelassenheit; zuerst in Ufernähe gegen die Strömung, dann mit geschickten Ruderschlägen durch die Flussmitte, so manövriert er seinen Kahn zum anderen Ufer. Zum Schluss ein Foto, das sein ausdrucksstarkes Gesicht festhält, und ich lese daraus etwa so: Das war kein bezahlter Dienst, mein Lieber, vielmehr eine Freundlichkeit für dich Fremden. Leb wohl! Ich habe es gerne getan. Dann rudert er zurück, und ich finde den

schönsten Badeplatz der Welt, weil er mit Menschlichkeit verzaubert ist: ganz ohne Worte.

Nach erfrischendem Bad wandere ich am Fluss entlang, dem kleinen Städtchen zu, das mir für einige Tage Herberge gibt. Der Weg zieht sich. Er ist viel länger als gedacht. Die Sonne drückt auf Hirn und Gemüt. Ich erreiche eine Landstraße und schlepe mich Kilometer für Kilometer. Das Schwimmvergnügen von Stunden zuvor verschwimmt weit und fern in wehmütiger Erinnerung, wie eine Fata Morgana. Wirklichkeit kann auch grausam sein. Ich bin müde und durstig. Da stoppt ein Mopedfahrer, erkundigt sich nach meinem Ziel und nimmt mich mit, fast bis vor die Haustür. „Warten Sie“, sage ich in knappem Englisch und ziehe einen 20Bahtschein aus dem Rucksack. „Etwas Benzingeld!“ – „No, no!“ erwidert er, aber ich drücke ihm das Geld in die Hand. Er nimmt es nicht, reicht den Schein zurück und fährt strahlend ob seiner guten Tat davon. Ich werde sehr nachdenklich, strahle zurück und mehr noch in mich hinein. Wundersame Menschlichkeit.

Übrigens nahm mich, Tage später, auch ein feudal bequemer Mittelklassewagen über 60 km vom Sirikitdamm mit zurück in die Stadt, ohne dass ich einen Daumen gehoben hätte, nach nur 10 Minuten Wartezeit am Straßenrand. Ein Bus wäre nicht mehr gefahren.

Ich habe eben für 15 Baht (das sind gerade mal 35 Eurocent) an einer der Straßenküchen, die es zu Dutzenden gibt, zu Abend gegessen. Nudeln mit gebratenem Sojagemüse und Zitrone, dazu ein Glas Eiswasser. Ich ziehe satt und zufrieden meiner kleinen Hotelpension zu, da ruft mir jemand nach: „Hallo!“ Ich drehe mich um. Da kommt er auf mich zu, ein alter Mann. Er hat etwas aufgehoben und ich sehe jetzt: einen 20Bahtschein, der mir aus der Hosentasche gefallen war. „Hallo!“ wiederholt der Mann „Here, your money!“. 20 Baht sind immerhin ein gutes Essen wert. Gäbe es solches Verhalten auch bei uns zu Hause?

Ich werde oft auf der Straße –vor allem meiner Pfeife wegen- als „Farang“, als Ausländer also erkannt und begrüßt. „Where are you from?“ Mehr Englisch ist kaum zu erwarten. Reicht ja auch zur schnellen Kurzkonversation. „Wo kommst du her?“ fragt mich also auch diesmal ein altes, durchfurchtes Männlein. „From Germany“, antworte ich routinemäßig. Da strahlt sein Gesicht. Er nimmt Haltung an, hebt die Hand zu unseliger Grußform: „Heil Hitler!“ Mir bleibt die Sprache stehen. Ich senke den Daumen, eindeutig, in klarer Kritik. „Thank you!“, ruft er mir hinterher, was immer das bedeuten soll.

## **Nordthailand**

### Die Geschichte von Gerhard

„Home Garden“ – eine wunderschöne Bungalowanlage in Thaton am Nam Khok-River, ganz im Norden Thailands, nahe der Grenze zu Myanmar: Da traf ich bald nach meiner Ankunft Gerhard, eine 56jährige „Berliner Schnauze“ nach Maß. Müllkutscher aus Berlin mit  $\frac{3}{4}$  Stelle, d.h.: Ein Dreivierteljahr Maloche in seiner Heimatstadt, danach ein Vierteljahr, immer von Januar bis März, in Thaton zu Gast. – Zu Gast? Nein, mit Haut und Haar dem Charme dieses Ortes verfallen. Eine echte „Berliner Bulette“, das ist er. Funken sprühend bruzzelnd in der Kultur dieses Landes, der Heimat seines Herzens. Er residiert in einem selbst gebauten Steinhaus, das er innerhalb der Anlage bauen durfte. Nach seinem Tode wird es in den Besitz der „Home Garden-Familie“ übergehen. Das ist der deal. In 4 Jahren, mit 60 also, lässt er sich früh verrenten, mit einigem Abschlag zwar, immerhin aber ca. 1000.- Euro, einem Betrag, mit dem er hier fürstlich leben kann, auch wenn er seine kleine Steglitzer Wohnung mit 240.- Euro Kaltmiete beibehält. „Sicher ist sicher“, sagt er und hebt die Klappe des kleinen Räucherofens, um zu sehen, ob die Hähnchenkeulen bald „reif“ sind. Er dreht den Regler der Campinggasflasche etwas auf, schaut auf die Temperaturanzeige und ist zufrieden. „In einer halben Stunde sind sie fertig, heute Abend stehen sie auf der Speisekarte des Restaurants gleich nebenan, direkt am Flussufer“, bemerkt er. Gerhard verdient sich so mit wechselnden deutschen Spezialitäten etwas hinzu. Das Restaurant rechnet „seine Speisekarte“ getrennt ab, der Ertrag wird prozentual aufgeteilt. Beide sind zufrieden. Was er anzubieten hat, findet nämlich regen Zuspruch; nicht nur bei Touristen, vielmehr auch bei vielen Thais, die er beliefert.

Da wäre zuerst die deutsche Leberwurst zu nennen, die man sonst hier nicht kennt, dann Körnerbrot, im eigenen Backofen gebacken, geräucherte Rippchen. Geräucherten Schinken, „Kasseler“, echten deutschen Kartoffelsalat und Bratwurst. Gekochte und gesalzene Därme dazu bringt man ihm aus dem 4 Busstunden entfernten Chiang Mai mit. Die Liste seiner Produkte ist lang.

„An dir ist ein Koch verloren gegangen“, bemerke ich, und er zeigt mir stolz seine technisch 1a ausgestattete Küche. Küchen- und Spezialwurstmaschine, einen Mixer, ein Messerblock, der jedem deutschen Fleischer zur Ehre gereichte, zwei große Kühlschränke und außer dem kleinen Räucherofen, der die Hähnchenkeulen beherbergte, einen großen Ofen unter der Treppe. „Für die großen Schinken ist der gedacht“, sagt er und strahlt. „Das Fleisch ist immer frisch von einem Metzger im Nachbarort, der jeden Tag ein Schwein schlachtet“, fügt er hinzu. „Er beliefert nach Wunsch mit feinsten Lenden und Stücken aus der Keule.“ Ich staune, und er läuft zur Höchstform auf. „Ich backe auch Spritzkuchen, Marzipantorten, mit Schmetterlingen und Blumen verziert; hellblau – lindgrün – rosa, so wie die Thai es lieben. Alles habe ich mir aus Büchern selbst beigebracht.“ Er zeigt mir seine Schätze: „Backen wie ein

Konditor“, „Die professionelle Räucherammer“, „Wie man richtig wurstet“, „Salate und Dressings“, das sind einige Titel.

„Morgen starten wir zu einer Kanutour. Die Buletten braten bereits, das „Kasseler“ für ein gemeinsames Abendessen schmort schon in der Röhre, und auch die Leberwurst wird bald fertig werden. Die Leber habe ich schon aufgetaut.“ Mit dem „wir“ meint er einen englischen Freund, der sich in der Nähe von Thaton zusammen mit seiner Thaugattin niedergelassen hat. „Kommunikation ist so wichtig!“ Gerhard unterstreicht dies mit ausladender Handbewegung und geht dann in die Küche zurück, um uns einen türkischen Mokka zuzubereiten, den wir zusammen genießen werden. Danach verlasse ich ihn für heute, um ihn in seinen Vorbereitungen nicht zu stören, auch sind meine „Appetitsträhnen“ nicht wenig gereizt, ohne Hoffnung auf rasche Erfüllung.

Am nächsten Morgen treffe ich ihn im Cafe seiner Thaufreunde im Ort. Auch hier gibt's feine Kuchen. Man tauscht die Rezepte und „puscht“ sich gegenseitig zu Höchstleistungen in Gewürzkuchen, allerlei Nussgebäck und Spritzkuchen natürlich. Diesmal lade ich ihn zum Kaffee ein: zu einem „American coffee“ (= Nescafe), und er schenkt mir doch wahrhaftig zum Abschied ein Gläschen der gestern gefertigten Leberwurst, die meinem Gaumen, in Erinnerung, da ich diesen Bericht schreibe, noch lange, herzlich wohl tut. Das ist Gerhard, der Berliner Lebenskünstler aus Thaton... oder umgekehrt.

## **Der Südosten Thailands: Tage in Narithawat**

Mein „Zweites Ich“ auf Reisen

Der Fußboden war so rissig wie sein Gesicht: Hotel Narithawat im südöstlichsten Moslemzipfel von Thailand, dicht an der malaysischen Grenze. Flirrende Februarhitze. George betritt einen lang gezogenen Barschuppen, in dem er nun für eine Woche sein abendliches Schlafbier schlucken wird, aber das weiß er jetzt noch nicht. Er geht hinein, durchquert einen halb mit Wellblech überdachten Gang: in der Mitte etwa eine kleine Nische, ein wackeliges Tischchen mit rostigem Eisenklappstuhl. Da sitzt der Chef: ein runzeliges, federleicht-mageres Männchen unbestimmt hohen Alters. Er bemerkt den Ankömmling, unterbricht seine Zeitungslektüre, steht auf und wartet geschäftsmäßig, bis sich die dick bepackten Rucksäcke zu ihm hingeschoben haben. Seine kleinen, wasserblauen Augen mustern George distanziert, aber nicht unfreundlich, als hätten sie ihn längst erwartet, und das ist ja schließlich ihre Aufgabe in einem Hotel. „Sawasdee kap!“ George grüßt mit einem der wenigen Thai-Ausdrücke, über die er verfügt und lächelt, aber das Lächeln kommt nicht zurück. Würdevoll gelassen steht sein Gegenüber vor ihm: perfekt gebügelte Kleidung, ein wenig künstlich-aufrecht wie ein alter Militär, aber doch auch irgendwie gütig, mit weich herab fallenden, faltigen Wangen und sorgfältig gescheiteltem, immer noch schwarzen Haar: ein bisschen altersweise, denkt George für diesen kurzen Augenblick der ersten Begegnung, und er trägt

irgendeinen Kummer mit sich herum. Das fühlt er, einfach so, und überträgt damit wahrscheinlich nur seine eigene Gemütslage, ganz unbestimmt und nicht weiter fassbar. Der Alte durchfährt seine Gedanken: „Room?“ – und ohne eine Antwort abzuwarten, winkt er George, ihm zu folgen. Die beiden gehen bis zum Treppenaufgang des aus Latten gezimmerten Holzbaues. Er nimmt eine Leiste vom Geländer, die wie eine Zollschanke quer darüber liegt und lässt seinem Gast den Vortritt ins Obergeschoss mit hell-luftigem Entre. „Shower, Toilet!“ (die Englisch-Brocken scheinen in seinem Hirn sorgsam aufgereiht), weist er zu einer Seite hin, ohne selbst in die gezeigte Richtung zu schauen und öffnet das Zimmer und darin die zugeklappten Läden der beiden großen, über Eck eingesetzten Fenster. Wohltuender Wind vom Wasser her. Der Wohntrakt liegt am „Bang-Nara-River“, der umlaufende Balkon ragt in ihn hinein, mit freiem Blick zum gegenüber liegenden, Wald bestandenen Sandufer. „Schon gemietet!“, jubelt es in George, aber er behält vorerst sein „Poker-Face“, um nicht durch eine unbedachte Reaktion den Preis nach oben zu treiben. Er lächelt also nur in sich hinein. „Das Inventar ist sicher so alt wie der Chef selbst, - oder wie ich“. Knarrig durchgelegenes Doppelbett, ein Schränkchen mit nur einem, einsam verbliebenen Knauf und aufgesetztem, Rost durchwachsenem, Rundspiegel; ein roher Holztisch mit Sessel, ein winziges Waschbecken, das so locker in der Wand hängt, das man meinen könnte: Es überlegt sich von Minute zu Minute, ob es nicht jetzt gleich, zum Zeitpunkt der Besichtigung, tot am Boden zerfallen soll. Das Ganze installiert auf eben jenem, zu Anfang zitierten, rissigen Holzfußboden, aus dunkelbraun gebeizten Bohlen gezimmert, zerfurcht, aber blitzblank gewienert, genauso wie der vielfach durchlöchernte Linoleumboden des Entre. „Der Meister putzt hier höchst persönlich, ganz sicher. Das hier trägt seine Hand-, bzw. Putzschrift“, geht es George durch den Kopf, und es sollte sich als richtig erweisen. Jeden Morgen um 6.30 Uhr kehrte, wedelte, scheuerte der Alte durchs Haus, so sorgsam, so gründlich, wie er sich wohl selbst wusch, kleidete, scheitelte; absolut perfekte Ordnung und Sauberkeit in seinem Reich. – „How much?“ – und wie aus der Pistole geschossen der folgerichtig gespeicherte Begriff aus seiner Englisch-Sprachkiste: „hundred-fourty!“, 140 Baht., gerade Mal 3 Euro. „O. k.“ George würde einige Zeit hier bleiben, keine Frage. Er nimmt ein Vorhängeschloss zur Tür entgegen, verstaut die Rucksäcke und geht erst einmal auf dem Balkon auf und ab: ein Kasuarinenbaum zur einen, ein Bougeanvilaestrauch zur anderen Schmalseite hin. George schaut sich tief in das gelbe Wasser hinein, in den Sand und die Bäume und genießt den Wind um seine Nase.

Sein erster Eindruck, als er nachmittags auf die Straße hinaustrat, um sich in dem neuen Städtchen etwas umzusehen, betraf eine dürre Alte, die ihn anbettelte, und er gab nichts. Es tat ihm später Leid, und er suchte sie: nur flüchtig, - mit den Augen hier und dort drüben, aber er sah sie nicht mehr. Sein zweiter Blick richtete sich auf eine, für eine normale, geschäftige Kleinstadt allerdings ungewöhnliche Erscheinung: einen gepanzerten Armeewagen mit

aufgepflanztem Maschinengewehr. Später sah er noch mehr Militär, vor allem Soldaten vor Banken, mit den Händen am Abzug ihrer Waffen. 80% Moslem, 20% Buddhisten. George hatte schon vorher von Unruhen im Südosten des Landes gehört. Ob deshalb von Touristen weit und breit nichts zu sehen war? Das Fragezeichen blieb, beunruhigte ihn aber nicht weiter. Zu jung und unbeschwert quirlte das Leben an ihm vorbei. Hunderte von Schülern strömten aus unterschiedlicher Richtung aus den Schulen, die gerade geschlossen haben mochten. Die Jungen in weißen Hemden, gebügelten schwarzen Hosen, weißen Söckchen und blank geputzten Schuhen. Die Mädchen, allesamt mit Kopftuch, schwatzend und kichernd wie überall auf der Welt. Sie belagerten einen Internetladen, die Essenstände am Straßenrand, sammelten sich –allerdings Geschlechter getrennt- in Grüppchen und sausten zu zweit, zu dritt auf ihren Mopeds die Strasse auf und ab. Für einen Augenblick tauchte George in diesen jugendlich überschäumenden Pulsschlag ein, ohne dass jemand Notiz von ihm nahm; aber ganz leise flackerte ein gutes Gefühl von früher in ihm.

Er entschloss sich zu Kaffee und Kuchen in einer kleinen Konditorei, bedient von einer tief verschleierten Muslimin. Der Kuchen schmeckte etwas fettig, jedenfalls nicht so gut, wie er ausgesehen hatte. Er bezahlte und ging. Da lief die junge Dame, die ihn bedient hatte, hinter ihm her und drückte ihm Geld in die Hand. Er hatte wenig genug und doch zu viel bezahlt. Das war Georges erster Nachmittag in Narithawat. Es geschah nichts Ungewöhnliches darin, doch die Zeit bis zum Abend verlief seit langem endlich einmal wieder etwas rascher und ohne zu bedrücken.

Er hätte sagen sollen: „Bleib bei mir, ich brauche dich!“, aber er sagte: „Wenn dich dein Gefühl zu ihm treibt, dann geh’. Ich will, dass du glücklich bist.“ Widersprüchlichkeit des Augenblicks – wie seines ganzen bisherigen Lebens. Ein irrationaler dialektischer Prozess; selbst zerstörerisch, nur schwach in der Wirklichkeit wurzelnd. Sein Gefühl voller Angst, zu verlieren und nicht stark genug, um zu gewinnen. Schon einmal hätte es ihn beinahe umgehauen. Eine schlanke, hohe Palme auf der Insel Koh-Chang während seiner letzten Thailandreise vor nur zwei Monaten. Der Sturm am frühen Morgen war nicht sehr stark, aber flache, nur Sand verankerte Wurzeln reißen leichter, und der Baum fiel – eine einzige Laufsekunde hinter ihm.

Noch hatte er damals Hoffnung, denn sie wollte die zweite, längst geplante Asienreise mit ihm gemeinsam unternehmen, wieder mit ihm zusammenleben. Der endgültige völlig unvorhersehbare Abschied zwei Tage vor Reisebeginn war so schmerzhaft, dass er nicht nur wehtat, sondern innerlich bohrte, unaufhörlich bohrte. „Ich möchte, dass du glücklich bist.“ Es war wie masochistische Erstarrung in ihm, und er reiste, nicht wie zuvor mit einem Freund, sondern allein: Höllentrip der Einsamkeit.

Es ist schön, alleine zu reisen, ermunterte ihn seine alte, treue Cousine. Du kannst unternehmen, was, wann und wie du es willst, ohne jemanden zu fragen, ohne dich zu kümmern. Du musst positiv denken! – George versuchte es: im großlosen Massenpulk des Fluges und dem Sog des glutheißen Bangkok, der ihn in das bereits gebuchte Hotel spülte. Ich werde positiv denken! – Und er dachte und dachte sich im schwarzen Loch seiner Ohnmacht durch den erbarmungslos-lauten Puls dieser Riesenstadt, die ihn wie mit Krakenarmen umklammerte. Er entkam ihr endlich mit einem Nachtzug nach Süden: Abwechslung – Spaßverheißung in Phuket und Patong, in einem Meer Genuss gefesselter, ausdrucksloser Bierbäuche, immerhin aber auch einem guten Gesprächsabend mit Cola-Whisky, zu dem ihn der Besitzer des kleinen Hotels eingeladen hatte. Weiter, immer weiter nach Süden, bis Narithawat schließlich; auf den Holzbalkon über dem gelben Fluss, der in glitzernden Sonnenfunken stehen zu bleiben schien wie die Zeit. Illusion. Augenblick, du bist so schön... und so flüchtig, so vergänglich. George spürte fast körperlich, wie der Sand der Uhr in seinen Fingern zerrann. Unbarmherzig, ohne Frage an seine Befindlichkeit.

Positiv denken: für den greisen Hotelverwalter eine Selbstverständlichkeit, so schien es. Sein gerade gezogener Scheitel als Kompass strenger Tagesordnung vom Öffnen um 6 Uhr bis zum Schließen um 21 Uhr. Auf diese Regel hatte er George gleich nach Ausfüllen des Anmeldeformulars hingewiesen. Und so endete der Tag pünktlich um 21 Uhr mit Schließen des Gitters zur Straße: „Time sleep!“ Das hieß wohl nicht, dass die Zeit schläft, sondern dass es Zeit zum Schlafengehen sei. George war es gerade recht so: „Ordnung ist das halbe Leben“, sagt man. Und wenn es das ganze wäre? Er stieg durchs Treppenhaus, ging über den ausgefransten Linoleumboden des Entre zum Balkon und schaute lange, sehr lange auf den im Schlaf vor sich hin gluckernden Fluss, über dem – Postkarten-kitschig beinahe- der Mond in dünnem Schleier aufgezo-gen war, als sollte ein Bühnenstück beginnen.

Ein Herr, den George vorher nicht bemerkt hatte, trat von der Seite heran: etwas angegraut, aber sichtlich jünger als er selbst, aus Malaysia in Urlaub hier, schon seit mehr als 20 Jahren regelmäßig. Als Hardware-Spezialist stellte er sich vor, und es begann zwischen den beiden einzigen Hotelgästen ein löcheriger „Small Talk“ mit „woher“, „warum“ und „wohin“. Doch dann wurde es mit der Frage nach dem Grund für das so frühe Abschließen des Hausgitters plötzlich brisant, weil hoch-politisch. Nächtliche Attacken moslemischer Terroristen gegen die buddhistische Minderheit hier im Südosten. Auch Europäer würden erschossen – fast täglich, hier in Narithawat und der angrenzenden Region. Autarkiebestrebung! Das sei nun mal so, bemerkte er, nicht anders als im Irak, Afghanistan oder Palästina und unterstrich die Ernsthaftigkeit seiner Worte in beinahe pausbäckig-schwammiger Gemütlichkeit, in die ihn das wohl nicht erste Glas Whisky an diesem Tag gepackt hatte, mit „Bum, bum!“ und entsprechender Flintengeste. „Deshalb verirren sich kaum europäische Touristen hierher. Sie sind zurzeit der einzige!“ Er lachte über seine artikulatorische Treffsicherheit, riet ihm noch: „Be carefull!“, ohne zu erklären, wie er das zu

verstehen habe: kugelsichere Weste, abreisen oder im Zimmer bleiben, und verabschiedete sich. Man ging zu Bett.

Und wenn es denn so käme, dachte George. Welcher Tod schmerzt mehr: der äußere oder der innere? – und seine Träume waren auch in dieser Nacht so Gewalt durchdrungen wie in den Wochen und Monaten zuvor, wenn auch ohne Moslem-Maschinengewehre.

Im Aufwachen betrachtete er die durchaus freundliche Individualität seines Zimmerchens genauer; den einfach geschnitzten offenen Fries unter der Decke und die blau-gelb-grünen Glasplättchen, die zwischen Fries und Fenster eingelassen waren und in der vom Fluss einströmenden, morgendlichen Sonnenluft funkelten. Fliegenschutznetze in den Fenstern. Gut so, aber warum waren die Fenster dazu noch schmiedeeisern vergittert? Hellgrüne Geckos flitzten daran entlang. Er hatte sie schon am Abend als huschende Geisterchen bemerkt, aber man baut doch keine Klettergerüste für Geckos! „Jedenfalls werden sie mir Moskitos vom Leibe halten“, und damit war die Frage für ihn zunächst einmal erledigt. Er lag noch eine Weile, die Hände hinterm Kopf verschränkt, auf dem Rücken und organisierte in Gedanken den ersten Strandtag, den er sich vorgenommen hatte. Da ihm niemand Kaffee ans Bett brachte, stand er schließlich auf und freute sich beim Zähneputzen bei der Beobachtung, wie das Waschbecken die Wasserflut ungefiltert durch eine Röhre direkt in den Fluss spuckte. Genial einfache Konstruktion: kein Siffon, das verstopfen kann, funktioniert nicht gerade umweltbewusst, aber zuverlässig immer. George fühlte sich gut aufgeräumt, sogar etwas positiv, pfiß sich ein paar Takte und suchte aus den nicht sehr gut geordneten, auf dem Boden zerstreuten Kleidungsstücken hinreichend saubere Wäsche für den Tag, stopfte Badehose und Handtuch in einen Plastikbeutel und zog, nach Toast und Kaffee, los.

Der Strand lag eine gute Fußstunde entfernt und war wochentag leer. Ein Europäer in Badekleidung („ohne“ im puritanischen Moslemland sowieso nicht!) am oder sogar im Wasser, eine Sensation! Das stand im Reiseführer zu lesen und zeigte sich dementsprechend. Man picknickt im angrenzenden Kiefernwäldchen und jagt mit dem Moped über den Strand, nachmittags, am Wochenende dann. Auch Fußball wird gespielt, mit kläffenden Hunden um die Wette, aber Baden?! Baden ist wohl „uncool“. George sah bei seinem zweiten Strandbesuch am folgenden Sonntagmittag ganze zwei männliche Wesen und ein Mädchen, in Hemd und Hose, bzw. Kleid und Kopftuch für Sekunden in den Wellen. So weit der Exkurs.

Heute, an seinem ersten Morgen, suchte er sich einen guten Palmschattenplatz und war durchaus zufrieden mit seinem Alleinsein, mit Schwimmen, Lesen und Träumen. Auf dem Rückweg passierte er einen Trupp von Bauarbeitern beim Straßenbau, bzw. ihrer Siesta. Sie hockten neben zwei 40-Tonnern und winkten ihm, da er mit einem kurzen „Sawasdee!“ an ihnen vorbei huschen wollte, näher zu kommen. Es war wahrscheinlich seine Pfeife und der Geruch dänischen

Vanilletabaks, der sie dazu bewog. In stummer Konversation kam ein Tauschhandel zustande: Sie drehten sich Zigaretten mit seinem Tabak und öffneten ihm dafür eine Kokosnuss: das Fleisch sättigend, der Saft köstliche Erfrischung. Unterhaltung vom Feinsten.

Auch insgesamt nahm sein Leben in dem Städtchen durch Lächeln und Zurücklächeln allmählich Konturen an. Im Untergeschoss des Hotels lebten einige Mädchen zur Dauermiete und verbreiteten mit Plaudern und Getrippel eine beinahe anheimelnde Atmosphäre. Sie besuchten sich gegenseitig in ihren Zimmern, kochten und aßen zusammen; meist saßen sie strickend auf dem Boden, einer beruflichen Arbeit gingen sie offensichtlich nicht nach. Den malaysischen Gast betrachteten sie wohl als ihren „Hahn im Korb“. Er hockte ständig wie ein kleiner Buddha mit gekreuzten Beinen und dem schon morgens um 9 Uhr gefüllten Whiskyglas unter ihnen und fühlte sich augenscheinlich wohl. Man grüßte sich wohl Dutzende Male am Tage, bei jedem Vorübergehen, und auch George war –zumindest mit einem Kopfnicken– in die Truppe einbezogen. Auch der Hotelboss lächelte jetzt zuweilen in seine Backenfalten, bei der zeremoniellen täglichen Geldübergabe zum Beispiel. So standen sie sich gegenüber, der Alte und der Alte: „How do you do?“ – „Fine!“ . Mehr war nicht zu sagen.

George begann, sich damit wohl zu fühlen, zögerlich und langsam, aber doch merklich. Es war ein leichtes Wohlgefühl ohne seelischen Tiefgang, doch es streifte die Haut angenehm wie ein kühler Windhauch vom Fluss. Abends aß er für wenige Baht Gemüse, Reis oder Nudeln mit, manchmal auch ohne Fleisch am Rande des Marktes. Fast alle Stände waren dann schon geräumt, aber er liebte es, gerade dann an ihnen vorüber zu schlendern und sich vorzustellen, was da am Tage alles verkauft worden sein mochte. An manchen Resten, um die sich streunende Hunde stritten, konnte er es erkennen, obwohl nicht viel auf dem Boden liegen blieb. Man fegte gründlich. Sauberkeit als wichtiges Gebot – auch auf den Strassen.

Zuweilen hockte er sich auf ein Geländer oder einen Pfosten, um sich eine Pfeife zu stopfen. Diese Beschäftigung gefiel ihm und auch das Rauchen selbst: den Tabakgeschmack auf der Zunge, niemals in Lungenzügen. Er redete sich und denen, die ihn auf sein ausgesprochenes Rauchlaster ansprachen, ein, es handele sich mehr um vergnügliches Schmauchen denn um Rauchen: im Kern um einen infantilen Lutscheffekt, der seiner Gesundheit kaum schaden könne. Gesundheit hin oder her. Der „Lutscheffekt“ war wahrscheinlich das Entscheidende. George fühlte sich damit und auch mit dem Kauen am Stiel ein bisschen geborgen. Er ruhte darin in sich selbst wie ein Kind beim Daumenlutschen. Wenn er darüber nachdachte, lag allerdings hier auch der Schmerz, denn man hatte ihm als Kind Galle auf die Daumen geschmiert, damit er die für seine Zähne schädliche Angewohnheit aufgebe. Wie gut, dass ihm, dem Alten, niemand den Pfeifenstiel mit Galle... Er klopfte das Satzende mit der Asche zusammen aus dem Pfeifenkopf und lächelte den Unsinnsgedanken in die Beton-Rinne neben ihm. Im Aufstehen fiel sein Blick auf eine abgebrochene Rosenknospe. Sie lag in

eben dieser Rinne, am Fuße eines Blumenstandes. Ein kleiner Rosenkopf ohne Chance, jemals zu blühen. Gelb nur, nicht rot. Nur eine Teerose also, keine Liebesblume. Welch dummer Trost für ein Wesen, das blühen wollte.

Sie hatten sich immer Blumen geschenkt, - bis zuletzt. An fehlender Aufmerksamkeit waren sie nicht gescheitert.

„Wenn man, mein Lieber, einen großen Baum an der Wurzel anschlagen würde“, heißt es in den „Upanishaden“, so würde Saft heraus fließen, weil er lebt. Wenn aber das Leben einen Ast verlässt, so verdorrt er, wenn es einen zweiten verlässt, so verdorrt er, genauso verhält es sich beim dritten. Wenn es aber den ganzen Baum verlässt, so verdorrt der ganze Baum. Wird der Mensch vom Leben verlassen, so stirbt er, doch das Leben stirbt nicht. Diese feinste Essenz hat die ganze Wirklichkeit als ihr inneres Prinzip. Das ist die Wahrheit.“  
Was ist wirklicher: eine Rose, die nicht blühen konnte für dich, wie sie wollte, oder ihr Spiegelbild in vollendeter Blüte deiner Seele? Hat Liebe eine geistige Maxime, die ihre Körperlichkeit auch ohne Sonne überstrahlt? Ist das die Wahrheit?

An seinem dritten oder vierten Abend in Narithawat ging George an den Essenständen vorbei – nur so, und weil viel Zeit war, durchquerte er nach seiner Gewohnheit den leeren Markt zur nächsten Querstraße hin. Er hörte schon den rauschenden Verkehr und das Hupen der wie Wespen surrenden Motorbikes, aber es gab kein Durchkommen. Er stand vor einer undurchdringlichen Häuser-Rückfront, hatte aber doch keine Lust umzukehren. Also betrat er ein Restaurant von hinten, um Durchgang zu erbitten und fand sich mit einem Schritt in der Küche neben fleißig dampfenden Töpfen und einem nicht wenig verwunderten Koch mit hoher Mütze, der lacht und ihn sein Reich bestaunen lässt. Man könnte ja hier essen und gleich beim Maestro bestellen: „Sweet and sour vegetable and rice, please!“ – „o.k.“ – „with chicken?“ – „No! Vegetarian Restaurant!“. Nun gut, also ohne Huhn, und durch die Küche, am Buffet vorbei in den zur Straße hin offenen Gasträum. Am Nachbartisch nimmt ein Pärchen Platz und löffelt sehr bald schon die geordnete Thaisuppe, während Georges Bestellung sehr lange auf sich warten lässt. „May I help you?“ lächelt die Dame unverschleiert herüber. Keine Muslimin also, sonst dürfte sie ihn niemals ansprechen: eine „Thai-Minderheiten-Dame“ ist es, die zu ihm herüber schaut. „Buddhist?“ Sie schüttelt den Kopf. Sie ist Christin, ihr Freund Muslim. Es gibt also Christen hier im tief verschleierten Süden. Wollte sie ihn heiraten, müsste sie konvertieren, ist Georges erster Gedanke. Dann kommt auch schon sein Essen und schmeckt gut wie überall hier und gewohnt. Nur die kleine Konversation von Tisch zu Tisch ist durchaus ungewöhnlich. „Guck-Ai“ (zu deutsch „Hühnchen“), ist ihr Name. Ihren richtigen, vollen Namen schreibt sie mir später auf: Mrs. Jiranun Junleun. Sie arbeitet als Popsängerin und Moderatorin in einer von 7 (!) Radiostationen der Stadt. Ob er sie an einem Abend in ihrer Radiostation besuchen wolle, fragt sie und lacht, als George erklärt, dass er um 9 ins Bett müsse. Ob sie ihn dann am Sonntagmorgen zum Gottesdienst abholen

dürfe? Jetzt lacht er und stimmt zu. Die Verabredung steht. Übermorgen ist Sonntag, und er wird an einem Gottesdienst teilnehmen, wie in seiner Heimat zuletzt vor sehr langer Zeit. George ist pensionierter Kirchenbeamter, aber mit etwas gestutzten Glaubensflügeln – genauer: ziemlich verschütteter Spiritualität. Ausgerechnet hier im fernen Asien christliche Spuren, die ihn betreffen könnten? Er wird sich jedenfalls auf die Begegnung einlassen, nicht einmal ungern, wie er sich auf dem Heimweg durch die schon dunklen Straßen geseht. Der Mond verweigert diesmal sein Erscheinen über dem Balkon, auf dem George es sich bequem gemacht hat. Aus der Dunkelheit ruft der Muezzin vom anderen Flussufer zum Gebet, und das Echo seiner Stimme bricht sich vielfältig in seinen Gedanken über den wohl „rechten Glauben“ oder vielmehr über Gottes verschlungene Wege mit uns kleinen Menschlein. An der nahen Mündung blinken rote und grüne Lichter im Takt; Sekundenwegweiser für Schiffe, vielleicht auch für suchende Menschen? Die Leuchtfeuergedanken begleiten ihn in einen guten Schlaf und treiben ihn am nächsten Morgen unternehmenslustig aus dem Bett. Der hellblaue Türrahmen, das knallgelbe Balkongitter, die prasselnde Dusche, Kaffee, Toast und Pfeife, alle sind sie freundlich zu ihm, obwohl sich die Bedienung immer noch bitten lässt, bevor sie den immer gleichen Auftrag zu seinem Frühstück ausführt. Zuerst soll ein Mitbringsel für „Guck-ai“ gekauft werden. Sie hatte ihm zu seiner Überraschung am Vorabend eine Tüte mit „Fish-Crackers“ zugesteckt, nun wollte auch er etwas für sie finden, und es gelang ihm nach stundenlangem Streifzug: ein „Stückchen Europa“ in Gestalt einer Dose dänischer Butterkekse. Dann stand die Kleiderfrage auf dem Programm. Von seinen Hemden hatte er nur eines ohne Pfeifen-Brandlöcher, das aber knitterte im Rucksack zerknüllt erbärmlich vor sich hin. Ein neues Hemd vielleicht? Noch mehr Gepäck? Nein! Die Überlegungen zogen sich in den Nachmittag, dann hatte er endlich eine Lösung. Er trug das Knitterhemd zum Schneider, dicht neben dem Hotel. Der schaute etwas verwundert, doch dann bügelte er, und der Sonntag konnte kommen. Seine Erwartungen waren hoch gesteckt, doch gestand er sich zu, dass es gar nicht so sehr der Gottesdienst war, auf den er sich freute, vielmehr das Zusammentreffen mit Menschen, die mit ihm sprechen, - vor allem lächeln würden.

Sie lachten mit ihm, nahmen ihn herzlich in ihre Mitte und beteten für und mit ihm in ihrer Kirche „The Hope of Narithawat“, die sich auf der „Gideon“ Bibelübersetzung gründet. Es sind 8 junge Frauen und eine kleine Mädchenschar, unter ihnen „Cinderella“ und „Micky Mouse“, T-shirt -bedruckte Teenies, die sich um ihren 27jährigen Pfarrer scharten. 1 Stunde „Alleluja-Amen-Rufe“, in enthusiastisch gesungene Lieder und Gebete verschlungen, danach eine weitere Stunde Auslegung von Epheser 3 („Christus als der Eckstein“), danach gemeinsames Mittagessen. Wer hätte sich solch stromgeladener Begeisterung entziehen mögen! Die Pfingststimmung der Urgemeinde muss der Atmosphäre in diesem Gottesdienst geähnel haben.

George war beeindruckt, zumal eine etwa 40-Jährige, in Trance beinahe verkündete, sie habe von einem Nicht-Thai geträumt, der krank sei und ihre Gemeinde besuchen werde. Vielleicht hatte ihr auch „Guck-ai“ vom bevorstehenden Besuch des Deutschen erzählt, und diese Erzählung kam nun Traum verbrämt auf die kleine Gemeinde zurück. Die Deutung ins Mystische oder doch nur Alltägliche erschien ihm nicht so wichtig. Wichtig nahm er den seelischen Zuspruch, der ihm ausgesprochen gut tat, und den er dankbar annahm. „Sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund“. Welcher Mensch sehnt sich nicht nach diesem Wort, dachte George – jenseits aller Spekulation über seinen tatsächlichen Gesundheitszustand. Er sucht es in der Religion, der Psychotherapie oder einfach im Zuspruch eines lieben Menschen. Wenn er es nicht nur im Rausch eines solchen Sonntags, sondern genauso im Alltag erführe, der Rucksack, den er durchs Leben buckelt, würde spürbar leichter. George nahm diese Sehnsucht am Nachmittag mit zu einem langen Strandspaziergang und das „Du“ alter Zeiten blühte tief in ihm und schmerzte.

Die neue Woche begann etwas grau, aber das lag nicht an der Farbe des Himmels, der den ganz normalen kleinstädtischen Werktag bedeckte. Die letzten Feuerwerksfunken des Sonntags waren unwiderruflich versprüht, die Erinnerung daran noch nicht ganz, aber spürbar verblasst. George kaufte auf dem Markt eine Mango, Bananen, eine Milch, pflegte seine Sonnenbrandhaut mit wohltuendem „Sunblocker“, wusch ein paar Sachen und verbrachte den restlichen Tag mit Lesen und Schreiben auf seinem schattig-luftigen Balkon. Einige Geckos hatten sich über ein herunter gefallenes Stückchen Banane hergemacht und brachten ihn auf die Idee, sie systematisch zu füttern. Sie fraßen alles, sogar „Fish-crackers“: die Reste von „Guck-ais“ Geschenk. Schwalben schossen übers Wasser: ein elegant-rasantes Schauspiel! Fischerboote tuckerten vorbei, eines mit schwarzen Moslemwimpeln fast wie ein Piratenschiff beflaggt, auch Polizei- und Marinejachten patrouillierten: keine Langeweile also, ein munter-pittoresker Tag, der sich gut anfühlte. Morgen würde er den 30 km entfernten Pacho-Wasserfall besuchen, auf den der Reiseführer hinwies. Da er gerade, in entsprechende „logistische Überlegungen“ vertieft, einen ausgehängten Busfahrplan studierte, trat sein malaysischer Mitgast, mit seinem –wie immer– gut gefüllten Whiskyglas in der Hand dazu und mischte sich ein. Nach Pacho zu fahren, sei fast so etwas wie Selbstmord. Pacho sei die Hochburg des Terrorismus, Extrempunkt ihrer Tourismus-Sabotage, gerade für Europäer viel zu gefährlich. Nicht anders die Warnung des Hotelchefs auf Nachfrage am Abend. George grübelte die halbe Nacht, dann fasste er zwei Beschlüsse: 1. Er würde fahren, und solche Risikobereitschaft hatte etwas mit dem „Faktor Lust am Leben“ zu tun. 2. Er schrieb morgens gegen 5 Uhr sein Testament. Auf gesondertem Blatt notierte er die Telefonnummer seiner Frau mit der Bitte, sie ggf. zu benachrichtigen. Um 9 Uhr brach er auf. Die Fahrt mit Sammeltaxi und Moped für die letzten Kilometer nahm wenig mehr als eine Stunde Zeit.

Entweder hatten potentielle Täter an diesem Tag kein Interesse an Pacho, oder ein einziger, einsamer Tourist auf weiter Flur lohnte keinen Schuss oder gar eine Bombe. Der Wasserfall zeigte sich zwar nicht so imposant wie erhofft, aber doch immerhin 60 m hoch, die George auf steiler, daneben laufender Treppe erkletterte. Er erfrischte sich sowohl ganz oben, wie später auch unten in den Wasserbecken, die eigens für ihn bereitstanden. In Sonnen gleißender Gischt glänzten die Schieferplatten, über die das Wasser herunterschoss und nahmen tosend seine Ohren unter Beschuss. Ein prächtiges Schauspiel, mit Urwaldgeschlinge gerahmt – und leider auch mit Tonnen von Plastikmüll, den augenscheinlich niemand entsorgte. Am Nachmittag bevölkerte sich die Szene mit einer von Mopeds hergespülten Schülerflut. Kreischend und spritzend, lebenssprühend, vergnügten sie sich im Wasserbecken; mit und ohne Hemd, in Shorts oder Jeans die Jungen, Kleider- und Kopftuch bewehrt die Mädchen, immerhin gemeinsam. Viele Jungen wuschen sich: Arme, Brust und Kopf, warfen sich die Seifenstücke auf die Felsen zu, sprangen zurück ins Wasser, das sich bald in einen schäumenden Bottich verwandelte. George saß am Rande einer Schieferplatte und wunderte sich. Sie entdeckten ihn bald, noch mehr – prustend und lachend- seine Pfeife: beide wie von einem anderen Stern. „Photo, Photo!“ riefen sie, nahmen ihn in die Mitte und schossen mit ihren Handys Dutzende Schnappschüsse zur Erinnerung: ein turbulenter, ja fulminanter Ausklang, heiter vor allem. Kein Zentimeter Raum für Terrorgedanken. Zwei Teenies rückten auf ihrem Moped zusammen und nahmen George bis zur 2 km entfernten Bushaltestelle mit. „Where you are from?“ – “What’s your name?“ – Mehr Sprachkenntnis braucht es nicht zur Völkerverständigung, und wenn das ein zu starkes Wort ist, ersetzen wir es durch “Menschlichkeit”. Man nahm ihn als ein menschliches Wesen wahr, weil es lächeln konnte und sogar lachen – wie man selbst. Das Lächeln und Lachen bezog sich allerdings zu einem hohen Prozentsatz auf seine Pfeife, das muss man einschränkend sagen. Pfeife als Instrument der Diplomatie gewissermaßen, nicht zu vergessen der dänische Tabak, denn thailändischer Tabak hält den Vergleich nicht aus. Er stinkt und schmeckt erbärmlich. Man könnte sich, auf ihn allein gestellt, das Rauchen wohl schnell abgewöhnen.

Je länger sich George in Narithawat aufhielt, spürte er aber auch seine Außenseiterrolle: Pfeife als Stigma. Man lächelte nicht nur, man gaffte auch, und es war zuweilen ein unangenehmes Gefühl.

Jeder Tag in dem Städtchen begann um 8 Uhr mit der Nationalhymne, die aus allen Lautsprechern entlang der Hauptstraße quäkte und das geschäftige Leben punkt 18 Uhr ebenso beendete. Fahnenappell und patriotische Blasmusik mit der Schülerkapelle zu Unterrichtsbeginn, in bescheidenerer Form wahrscheinlich in jedem Dorf. Jedenfalls vor der kleinen Dorfschule auf einer Sübinsel, die George nach seiner Abreise aus Narithawat besuchte. Er war abgereist, weil man wohl nicht auf Dauer als bunt schillernder Paradiesvogel, als Außenseiterfisch mithin, in exotischen Gewässern heimisch werden kann. Die Insel, auf der er

nun eine weitere, seine letzte Thailandwoche verlebte, primitiv biwakierend in einem kleinen Zelt, fühlte sich wie die Schaumkrone eines Südseeurlaubs nach dem Phantasiebild bunter Urlaubskataloge an. Bunte Fischschwärme, Palmen, Sand und Sonne – und jeden Abend frisch gefangener, auf Holzkohlenfeuer gebratener Fisch.

„Paradies bleibt Traum – Wirklichkeit ist Einsamkeit, es sei denn, die Seele löste sich von allem Kummer, in den uns das Leben schnüren will, und begänne zu fliegen, wie in Kindertagen.

## **THAIAND – KAMBODSCHA - VIETNAM**

### **Zwischenlandung**

Eine neue Asienreise beginnt. Ich werde über Bangkok und Phnom Penh, die Hauptstadt Kambodschas, nach Vietnam reisen.

Wenn man keinen teuren Direktflug nach Bangkok bucht, darf man sich – zusätzlich zur 11stündigen Gesamtflugzeit- 2–4 Stunden im Transitbereich einer der Golfstaaten vergnügen, in Bahrein zum Beispiel. Vielleicht ist der Begriff „vergnügen“ etwas zu kühn gewählt. Das Warten auf den Anschlussflug fällt meist in die Nachtzeit. Eigentlich brauchtest du Streichhölzer, um die Augenlider, die herzensgern zufallen wollen, zu blockieren. Einschlafen: „no go!“ Du wachst auf, und der Flieger ist weg. Diese Horrorvorstellung hält den müdesten Hund wach, ...denke ich, obwohl sich ein Hund wohl ohne langes Grübeln einfach zusammenrollen und den Abflug verträumen würde. Wie sollte er auch fähig sein, die Konsequenzen seines Verhaltens zu erfassen! Ich kann es immerhin und setze mich nicht in einen der bequem lockenden Schalensessel. Zu gefährlich. In einer der vielen kleinen Bars einen Kaffee zu genießen, wäre ja eine wünschbare Alternative. Geht aber schlecht. Ich habe keine Bahrein-Dollars und zum Umtausch einer Dollar- oder Euronote bin ich zu geizig. Was soll ich auch mit dem Bahrein-Wechselgeld im Portemonnaie!

Ich schlendere also mit meinem Handgepäck auf dem Rücken durch die glitzernden Ladenpassagen mit ihren günstig-teuren „Duty-free“-Angeboten, widerstehe selbst der Teilnahme an einer kostenlosen Lotterie, die mir den Gewinn eines funkelnden Porsche Cayenne verheißt, weil ich keine persönlichen Daten preisgeben will, die der Loszettel verlangt und mir leicht ausrechnen kann, welche Werbeflut daraus demnächst in meinen heimischen Briefkasten springt.

Was bleibt zum Zeitvertreib? Ein gemütliches Pfeifchen in der Raucherecke. Sie liegt versteckt hinter dem letzten Flugsteig, nur von wirklich passionierten Rauchern auffindbar. Rauchen ist ja – sicher mit gutem Recht- in Flughäfen geächtet, in Flugzeugen sowieso. Wer allerdings hier in Bahrein am einzig

genehmigten Fleckchen des Transitbereiches zur Zigarette oder Pfeife greift, muss wirklich süchtig sein, ein Masochist auf jeden Fall. Ein kleiner Raum, in qualmenden Gestank gehüllt, kann die Besuchermenge nicht fassen. Sie quillt aus ihm heraus, denn die Tür ist immerhin geöffnet. Die Todeskandidaten stehen in kleinen Gruppen dicht gedrängt umeinander, ziehen hastig das begehrenswerte Nikotin in ihre Lungen, um nur schnell wieder herauszukommen aus diesem Inferno unbezwingbarer Lust, und man fragt sich, warum sie dann überhaupt hereinkommen? – Ein schwer begreifbarer Widerspruch, der sich in meinem müden Nachthirn nur dadurch mildert, dass ich kein Lungenraucher bin und nur um des guten Geschmacks willen paffe. Sei's drum. Die Sinnfrage soll hier nicht weiter diskutiert werden. Ich stopfe meine Pfeife, zünde sie an und bemerke –nur so für mich und nicht eben originell-: „Hier stinkt's!“

Eine junge Dame, Mitte 20 etwa, lächelt mich verstehend an und antwortet: „Mir auch!“ Wir lachen beide und tauchen in einen kurzen „Small Talk“. Rauchen als Kommunikationsstifter gewissermaßen.

Woher? – wohin? – Urlaub? Wie lange? Das Übliche. Etwas mehr schließlich doch. Meine Rauchgefährtin, nennen wir sie Ann, hat viel auf dem Herzen und möchte es „an den Mann bringen“, das merke ich schnell. „Wie schön, jemanden Deutsch sprechen zu hören!“ sagt sie, und dann erzählt sie mir ihre Geschichte. „Keine Urlaubsreise, kein Rückflugticket. Ich reise nach Doha, um dort zu bleiben.“ Überrascht schaue ich sie an. Ann reist zu ihrem Freund, der dort zu Hause ist. Sie wird als Kosmetikerin ein Geschäft eröffnen, eine eigene Wohnung hat sie bereits und auch die Einrichtung. Alles neu. Was sie besaß, blieb in Deutschland zurück. Das Erzählmuster kommt mir bekannt vor: „Nicht ohne meine Tochter“ – Ich frage sie, ob sie das Buch gelesen, den Film gesehen hat. Hat sie und spürt, worauf ich hinaus will. „Nein“, lacht sie. „Kein Kopftuch oder gar Verschleierung“. Ihr Freund, den sie bald heiraten wird, ist Muslim, ein aufgeklärter aber. „Wir kennen uns schon 5 Jahre, auch die Familien stehen in herzlichem Kontakt. „Mein Mann“ –sie verbessert sich: „Mein Freund ist kein Macho. Er verdient sein Geld als Immobilienmakler.“ Kein Scheich, geht es mir durch den Kopf, offenbar aber ein nicht unvermögender Dohabürger, der ihre Zukunft finanziert. Eigene Wohnung? Vor der Hochzeit dürfen sie nicht offiziell zusammenleben. „Ja“, nickt sie. So ist das, drückt ihre Kippe aus und verschwindet rasch, mit kurz winkendem „Hei!“. „Ich wünsche Ihnen alles Gute!“, rufe ich ihr nach.

Die leidige Wartezeit für diesmal wie im Flug vergangen. Ich stehe in der Schlange der Weiterreisenden, bereit zum Einschecken. Bangkok wartet.

## Von Bangkok über Pattaya nach Kambodscha

Vom Flughafen in Bangkok hinein in die Stadt, in diesen smogvernebelten Millionenmoloch ? Nein, ich reise mit dem nächst erreichbaren Bus ins Seebad Pattaya. Nicht der hier allgegenwärtige Sextourismus, der sich mit zahllosen „Ladies“ und „Ladyboys“ am Strand reichlich anbietet, treibt mich hierher. Die Devise heißt Ausschlafen und Schwimmen, Abschütteln des durch 6stündigen Flug nach Osten gegebenen Jetlags, und dazu braucht man ein paar Tage.

Nun fällt meine Ankunft auf ein Wochenende, der allgemeine Partylärm stutzt das Bedürfnis nach Ruhe auf ein sehr bescheidenes Maß, und das Meerwasser ist reichlich trübe. Ich rette mich zu einem angepriesenen Inselstrand. Das Wasser mag hier etwas klarer sein, der Strand selbst präsentiert sich allerdings als Müllhalde vom Feinsten: Flaschen, alte Zahnpasta- und Cremetuben, Plastik jeglicher Herkunft, Essensreste, verwoben mit massenhaften, Tattoo geschmückten, Touristenleibern unter Sonnenschirmen, Liegestuhl an Liegestuhl; verwoben also mit lustvoll lauten Urlaubsgästen in Bier- und Wodka geschwängelter Hitze.

„Wodka“ ist das richtige Stichwort: Der Strand befindet sich, wie auch ganz Pattaya, fest in russischer Hand, in lauter, grober, neureicher russischer Hand, im Verbund mit Scharen blutjunger Thaimädchen auf der Strandpromenade, die den gesellschaftlichen Wandel augenscheinlich genießen.

Viele Hotels gehören den Russen, auf den Reklameschildern der Restaurants und den Speisekarten macht die russische Sprache der englischen starke Konkurrenz, und mein Urlaubsglück schlägt Purzelbäume.

Ich fliehe am nächsten Morgen schon mit einem ac-Bus nach Trat und steige dort in einen Minibus, der mich zum südwestlichen Endpunkt Thailands und Grenzübergang nach Kambodscha, nach Hat Lek bringen wird.

„Hey!“ rufe ich nach hinten, 2 jungen Mädchen zu: „Where you come from?“ „Du kannst ruhig Deutsch sprechen!“ tönt es zurück. „Wir sind Schwyzer“. Mein Englisch ist wohl ein bisschen durchsichtig, denke ich mir, und dann tauschen wir die Namen aus, entdecken dasselbe Reiseziel und haben den üblichen „Small Talk“.

Da ist zum einen Bianca, gertenschlank und braun gebrannt, übersät mit Tattoos an allen mir sichtbaren Körperteilen, zum anderen Bettina: etwas blässlich, nicht nur im Teint, zurückhaltend freundlich. „Was bedeuten die Buchstaben Deines Tattoo an deinem Bein?“ frage ich Bianca, und sie erklärt: „ ‚Sarabianca‘, das meint meine Freundin Sara, mit der ich von Kindertagen an vertraut bin. Wir sind wie Geschwister.“ Am rechten Arm prangen die Worte: „Nur die Liebe zählt“ (wie wahr!), daneben buddhistische Schriftzeichen, die dasselbe geheimnisvoll verschlüsseln.

Das Visum ist für 10\$ Schmiergeld, zusätzlich zur Visumgebühr, schnell beschafft. Zu dritt fahren wir mit einem Taxi ins nahe Koh Kong und warten in einem Wellblech-Restaurant an der Strasse das Ende prasselnder Regenschauer ab, bevor wir bei „Otto“ landen. Er betreibt mit seiner Kambodschafräu

zusammen ein kleines Gästehaus und Restaurant in der Stadt. Das Übernachtungsgeld und die Weiterfahrt mit dem Bus am nächsten Morgen, wie auch die Reise durch Kambodscha insgesamt sind in Dollar zu bezahlen, das Essen, nicht eben billig, in Thaiwährung. Der Dollarhunger der Khmer ist angesichts der Wertlosigkeit ihres eigenen Geldes (1\$ = 4000 Riel) verständlich, die Abrechnung der Restaurantkosten in Baht erscheint indessen auf den ersten Blick seltsam. Nun, in Koh Kong wartet ein Spielcasino auf reiche Thais, vor allen an Wochenenden. Spielen ist in Thailand verboten, und so fluten die Spielsüchtigen offenbar massenweise über die Grenze und tauchen die Geschäfte in goldenen „Bahtsegen“.

„Want Marihuana?“ – eine fast schon übliche Frage angesichts meiner braven Pfeife. „Nein“, antworte ich scherzhaft, „ich nehme Kokain!“. Der Dealer schaut etwas hilflos drein. „No have.“ Er ahnt nicht, dass er wenig später doch zu seinem Geschäft kommt. Ausgerechnet die zurückhaltende, stille Bettina deckt sich, scheinbar nur von mir unbeachtet, mit Stoff ein. Fragwürdiger Urlaubsgenuss, aber was soll's, jeder auf seine Weise. Wir lachen zusammen und erzählen. Beide Mädchen, Mitte der 20, kommen aus Bern. Bianca arbeitet in einem Restaurant. Sie hat vier Wochen Urlaub, sechs weitere unbezahlte Urlaubswochen dazu, nimmt dann einen Winterjob auf einer Skihütte in Gstaad an, bevor sie im März wieder in ihr Berner Restaurant zurückpendelt. Sie sieht es locker mit den Jobs. Bettina ist gelernte Buchhändlerin mit Fernstudium und Prüfung in Frankfurt vor einem Jahr, hat ihre derzeitige Arbeit beendet, indem sie nun durch Asien reist und die nächste Anstellung in einer Reisebuchhandlung für Februar sicher hat. So lässt es sich leben. Ich spüre in ihren Worten, Gesten und lachenden Gesichtern ein bisschen neidvoll etwas von der Leichtigkeit des Daseins in der Jugend. Da habe ich alter Mann viel nachzuholen!

In Sihanoukville, dem mondänen kambodschanischen Seebad, das wir am nächsten Tag nach sechsständiger Busfahrt erreichen, trennen sich unsere Wege. Die Mädchen werden Siem Reap, und damit die berühmten Tempelanlagen von „Angkor Wat“ besuchen, die mich auf einer Reise dorthin vor drei Jahren staunen machten.

Was dort schon im 10.-12.Jahrhundert an exakter Bautechnik und meisterhafter Skulptur im Zeichen des Shiva- und Vishnukultes entstand und zu Beginn des 13. Jahrhunderts buddhistisch überformt, von Mönchen über Jahrhunderte gepflegt und auf diese Weise auch nach der Verlegung der Khmerhauptstadt in die Nähe Phnom Phens (im 15. Jahrhundert) erhalten wurde, dieser unvergleichliche „Götterberg aus Menschenhand“, wie man die Anlage nennt, erscheint mir in Teilen der Renaissance nahe. Welche Überschätzung des Primats westlichen Kulturdenkens!

Und so erscheinen sie vor meinem geistigen Auge, hier in Sihanoukville, da ich, nur wenige Busstunden entfernt, in meiner Phantasie zurückfliege: Die Himmelsnympfen, von denen der hinduistische Schöpfungsmythos erzählt, da Götter und Dämonen das „kosmische Milchmeer“ zu Butter schlugen, daraus

diese Nymphen entstiegen und mit ihrem verhaltenen (und ganz persönlichen!) Lächeln die Khmerkönige in ihren Bann zogen, wie alle späteren Betrachter bis hin in unsere Zeit. Ein ähnlicher Zauber geht von den 1700 himmlischen Tänzern aus, da in Dekor und Gesichtszügen keine Figur der anderen gleicht. In Stein gehauene Individualität auch in den Gesichtern der Krieger, den bösen „Kauravas“ im Kampf mit den schließlich siegreichen „Pandavas“, dargestellt in einem 800m langen Flachrelief, das sich nicht nur als Dekor, vielmehr in packender Realistik als religiös-ethische Unterweisung des Volkes verstand.

Ich bin bis zur letzten Boje hinausgeschwommen und begleite Bettina und Bianca in träumender Rückbesinnung auf ihrem Weg nach Siem Reap, zu den Tempeln von Angkor, die ich diesmal „links liegen lassen werde“, um morgen über Phnom Penh, zur vietnamesischen Grenze zu reisen.

In dem klapprigen Taxi, das mich zum Städtchen Neak Leung bringt, pfeift mir zu beiden Seiten der Wind so heftig in die Ohren, dass ich noch am nächsten Morgen ein bisschen taub bin, meine, durch Watte zu hören. Vor allem aber verstehe ich von dem, was ich zu hören bekomme, kein Wort, und die Khmer verstehen mich nicht. Ein Hotel findet man immer, vergeblich aber bleibt vorerst jeder Versuch, für den nächsten Tag eine Schiffsverbindung nach Vietnam zu erfragen. Neak Leung liegt am Mekong, und der Reiseführer verspricht eine Fahrt in einem „Long Boat“ zur Grenze hin. Stundenlanges Kauderwelsch ohne Ergebnis. Am nächsten Tag dann der „Durchbruch“ meiner zähen Bemühung. Ich fahre in aller Frühe mit der Fähre auf die andere Seite der Stadt und versuche es hier mit einer Zeichnung, da Worte unverständlich bleiben. Zeichnen ist nicht meine Stärke, doch der Geschäftssinn einer der „Motofahrer“, die mich zu Dutzenden umlagern, führt zum Erfolg. Er schaut mein Gekritzel an, hört und sieht mein Reden „mit Händen und Füßen“ und grinst ein breites Khmerlachen. Sein dringender Wunsch zum Verdienen, seine Phantasie und offenbar auch hinreichende Sachkenntnis treffen sich im richtigen Punkt. Er sagt: „o.k.“ und holpert mich über Feldwege zur Anlegestelle, da auch tatsächlich zwei Stunden später ein kleines Schiffchen ablegt und in fünf herrlichen Flusstunden zur Grenze tuckert. Vielleicht sind „Speed Boote“ allgemein begehrter, mein Glück aber liegt in der beschaulichen Langsamkeit, und die wird mir mit diesem „Long Boat“ geschenkt. Behaglich durchfurcht es, von einem alten, stets lachenden Ehepaar fachkundig gelenkt, die träge, braune Flut und lässt dem Blick Zeit, die in winzigen Siedlungen zusammengedrängten Bambushütten und Wellblechhäuschen an den Ufern zu streifen. Es schaut den Frauen zu, wie sie unter breiten Sonnenhüten mit krummem Rücken ihre Gemüsegärtchen durchharken, auch den Netze auswerfenden Fischern in ihren Kähnen überall im Fluss und den vergnügt im Uferschlamm spritzenden Kindern, am Rande der Mangrovensümpfe und Palmenhaine.

## Vietnam

Nach der Grenze biegen wir in einen Seitenkanal und wieder einen anderen: in das weit verzweigte Netz des Mekongdeltas. Die drei Stunden nach Cheau Doc schmelzen zu einem wohligen Augenblick, und die tiefer stehende Nachmittagssonne tippt vergnügt an vorbeiziehende Lastkähne und Obstgärten. Ich bin in Vietnam angekommen, und morgen geht es nach My Tho, mitten im Flussdelta gelegen: Ausgangspunkt interessanter Bootstouren, so verheißt es der Reiseführer. In der Tat: Kaum aus dem Bus ausgestiegen, prasseln die Angebote von 10\$ Fahrten mit solcher Heftigkeit auf mich herab, dass ich Mühe habe, mich zu wehren. Meiner Seele droht die Verwandlung in einen schnöden Geldschein. Man wird mich zusammen mit möglichst vielen Vergnügungsopfern aller Herren Länder in einen Musikdampfer packen, um mich nach vier Stunden als ausgequetschte Zitrone auszuspucken. Mir wird ein bisschen elend. Ich wende mich ab und setze mich auf ein abgelegenes Bänkchen: Zeit zum Nachdenken, wie mit dieser fast brutalen Geschäftsmäßigkeit umzugehen sei. Man lässt mich aber nicht in Ruhe. Die Dollargier nimmt keine Rücksicht auf mein Innenleben. Die Angebote, freundlich lächelnd und lockend in schlechtem Englisch verpackt, sollen mich an die Angel ködern, und so sinken die Preise, bis ich ein kleines Fischerboot finde, das mich für 5\$ in die Palmenhaine und Obstplantagen von Ben Tre bringt, direkt vor die Haustür eines kleinen Hotels, das ich mir ausgeguckt habe. Man muss eben warten können, lerne ich einmal mehr und bin glücklich mit der gemächlichen Flussfahrt fernab jeder Betriebsamkeit.

Mein Gastwirt weiß sehr gut, mit Touristen-Gemütern umzugehen, denn auch er will natürlich verdienen. So preist er für den nächsten Abend eine besondere Tour an: „Glühwürmchen sehen und Sunset am Mekongriver – cheap: only 15\$!“ Dann zeigt er mir die Lobpreisungen deutscher Travellers in seinem Gästebuch, fragt mich, ob ich ein Fußballfan sei; und da ich freundlich nicke, zückt er eine Zeitung mit den neusten Bundesligaergebnissen und bittet mich, die Ergebnisse der nächsten Spielrunde zu tippen. „Heute Abend gibt es Elefantenfisch! Meine Frau bereitet ihn persönlich zu. So etwas Gutes haben Sie noch nie gegessen!“

Es gibt einen Punkt, da man nicht mehr „Nein!“ sagen kann, ohne im Abseits zu landen, und der Fisch, mundgerecht mit verschiedenen Salaten in Reispapier verpackt, schmeckte wirklich köstlich. Weniger nach meinem Geschmack war das Totschlagen des armen Tieres vor meinen Augen und der Preis für dieses köstliche Essen, der mein Budget doch erheblich überstieg.

Die voraussichtlichen Bundesligaresultate habe ich meinem Meister in die Feder diktiert, den „Glühwürmchen-Ausflug“ nicht gebucht. Ob ihm die Fußball-Ergebnisse wirklich wichtig waren? Ich weiß es nicht. Sicher ist nur, dass mit meiner Absage der „ach so romantischen Dollarabzocke für den nächsten Abend“ sein Interesse an meiner Person schlagartig erlosch. Ich sah ihn nicht wieder, noch nicht einmal um einen Eintrag in sein Gästebuch bat er mich.

„Es ist ein Drahtseilakt zwischen zentraler politischer Kontrolle und wirtschaftlicher Liberalisierung“, sagt mir ein deutscher Geschäftsmann, da ich ihn während eines Abendessens in einem italienischen Pizzarestaurant der Hauptstadt Saigon anspreche. Von Ben Tre aus war ich Tags zuvor angereist. „Ähnlich der Entwicklung der Verhältnisse in China zeigen sich die Verhältnisse hier“, fährt er fort. „Eigentlich ist das ein gesellschafts-politisches Paradoxon: Die Notwendigkeit zur Umstrukturierung und Privatisierung der hoch verschuldeten Staatsunternehmen ohne Vermehrung der Arbeitslosigkeit und Ungleichheit des ländlichen und städtischen Lebens auf der einen, den Interessen eines kommunistischen, zentral gelenkten Einparteienregimes auf der anderen Seite.“

Grimmig rollen die Augen des Stieres. Gelbe und rote Blinkstreifen zittern zu den vorstoßenden Hörnern über sein Haupt hin. Wutschnaubend stößt er weißen Dampf aus seinen Nüstern auf die Menschen unter ihm und auf den tosenden Straßenverkehr: „Red Bull“, der Stier des „Red Pub“, der „Red Bar“. Ich sitze ihm gegenüber: im 3.Stock meines „Guest Houses“ im brodelnden Touristenviertel „Bui Van“ und denke mir: Wer führt hier wen am Nasenring vor? Eine mächtige sozialistische Staatsdoktrin seine Menschen oder ein kapitalistisch ausuferndes, in harten Dollar kochendes Tourismus-Babylon das vorsichtig aufblühende „Pflänzchen Demokratie“. Harter Tecno stößt über die Tische des dicht mit ausländischen Gästen besetzten „Red Bull“, packt den ganzen Straßenzug mit durchdringendem Sound bei den Hörnern, und der weiße Dampf des Tieres schnaubt metrisch dazu: genau einmal pro Sekunde.

Der Verkehr wird von „Motos“ geprägt, private PKWs sind selten. Wo vor etwa 15 Jahren noch Fahrradkolonnen das Straßenbild geprägt haben mögen, rauschen jetzt die Motorbyces, dicht an dicht, und man lernt schnell, als Fußgänger durch diese unaufhörliche Flut hindurch zu gehen.

Vor Jahren genoss ich es, an einem herrlichen weißen Sandstrand einer thailändischen Insel durch seichtes Wasser in Schwärme kleiner Fische zu treten, die ihre Kreise und Ellipsen in blitzartiger Logistik um meine Füße öffneten und wieder schlossen. Kein Fischlein kam zu Schaden. So auch hier in Saigon. Geschickt fährt man rechts und links um dich herum, weiß genau das Risiko des Schneidens und Überholens abzuschätzen. Die Unfallgefahr scheint gering, doch was passiert wohl, wenn die Entwicklung so weiter geht: vom Fahrrad über das Moped zum Auto, wenn nur jede dritte Motofahrer ein Auto besitzt, und sei es auch nur ein Kleinwagen?

Noch ist das mittlere Einkommen zu gering, und der Staat tut ein Übriges, indem er die Zulassungsgebühr für einen PKW extrem hoch schraubt. Gleichwohl wächst das Bruttosozialprodukt rasant. Vietnam rangiert darin bald hinter China, und wir Europäer wären wohl glücklich über einen kleinen Bruchteil dieses Wachstums auf unserem allerdings starken Niveau.

Das alles geht mir durch den Kopf auf dem Balkon meines Zimmerchens, das die Besitzerin einer Schneiderei im Erdgeschoss vermietet. Sie selbst bescheidet

sich mit ihrer großen Familie in zwei kleinen Räumen im rückwärtigen Teil des Geschäftes. Der Tourismus boomt, und sie ringt um ein kleines Stückchen dieses Kuchens.

Die hässliche Seite des Sozialismus entgeht mir allerdings nicht. Direkt unter mir, vom TecnoLärm fast umgestoßen, steht eine Mülltonne am Straßenrand, und fast im Minutentakt öffnen alte Männlein und Frauchen den Deckel, ob denn nichts Essbares darin zu finden sei, oder wenigstens eine leere Coladose oder Plastikflasche, die man in ein paar Münzen wechseln könnte.

Sitzt du in einem Restaurant, vielleicht zu dicht am Bürgersteig, in vorderer Reihe, so bleiben sie vor dir stehen: gebückt, zitternd vor Armut und stumm. Mütter mit ihren Säuglingen auf dem Arm flehen um Almosen, nicht gerechnet die Flut von Verkäufern mit ihren Bauchläden, in denen sie das Betteln mit Papiertaschentüchern, Kämmen und anderem, für Touristen nicht unbedingt nützlichem, Kleinkram ummänteln. Riesige Stöße von Reisehandbüchern legt man vor dir auf den Tisch, doch welcher „Backpacker“ hätte sich nicht längst vorher damit versorgt. Du kaufst also nichts? Sie bleiben vor dir stehen, wortlos, und ihre Augen zeigen ihre Not. Es kommt die Flut von Glieder amputierten Männern „in den Fünfzigern“ hinzu: Opfer des Vietnamkrieges. Sie rollen auf ihren Wägelchen dicht an dich heran, zeigen ihre Verletzungen und wohl auch Verletztheit mit der leeren Mütze und stumpfem Blick zu dir hin. Staatliches Versagen und sicher etwas von dem, was mein deutscher Geschäftsmann als paradox bezeichnete: Kapitalismus auf dem Boden eines real sozialistischen Systems. Ein Land im Umbruch nach dem Ende des Krieges gegen die Amerikaner vor 35 Jahren.

Dieser fast irrealer Kontrapunkt zeigt sich auch im Umgang mit der Geschichte. Ich buche eine Tagesfahrt nach „Cu Chi“. Während des Vietnamkrieges galten einige Dörfer im Bezirk Cu Chi als Hochburg des Vietkongs. Die Guerillas entzogen sich dem drohenden Zugriff der amerikanischen Truppen, indem sie sich in die Landschaft eingruben, buchstäblich vom Erdboden verschwanden. So entstand ein, heute legendäres, Tunnelsystem, das man nun für den Tourismus erschlossen hat. Man kriecht durch einzelne Tunnelabschnitte, die man zum Teil erweitert hat, damit auch beleibte westliche Besucher hindurch passen und überzieht auf diese Weise die schreckliche, notvolle Vergangenheit mit leicht gruseligem, touristischem Zuckerguss. Der unglaubliche Gipfel solcher Vermarktung, ja fast Selbstverhöhnung, besteht in einem Schießstand, da man für ein paar Dollar mit einem Gewehr losballern kann. Maschinengewehrschüsse sind etwas teurer. Kaum zu begreifen: Viele machen Gebrauch von dieser Möglichkeit und haben offensichtlich Vergnügen daran. Ist vielleicht der eine oder andere dieser „Verballhorner“ vietnamesischer Geschichte ein ehemaliger GI, der an Ort seiner Untaten zurückgekehrt ist? Ich kann es mir kaum ausmalen, aber ich sehe später im Kriegsmuseum der Stadt die Bilder von Opfern und Spätopfern der Napalmbombardements, die der Kampf unserer westlichen Demokratie gegen den Kommunismus in den 60er und 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts gekostet hat, einschließlich der Verstümmelung

und den Missbildungen der nächsten Generation. Ob sich der würdelose Dollartourismus, der mir mit seiner Fratze entgegen trat, als ein Zeichen später Rache der Vietnamesen umdeuten lässt? Es wäre mir ganz persönlich eine kleine Genugtuung und die hohen Eintrittspreise bereute ich nicht.

Verständigung in englischer Sprache ist dürftig. So fügt sich die wohl bemerkte „Abzocke“ in Hotels und bei Busfahrten in das Bild von einem Dollartourismus, der sich wenig Mühe gibt, den Gast als das „Human being“ zu suchen. Umso lebendiger und kostbar steht mir daher eine Begegnung in der 1500m hoch gelegenen Bergstadt Dal Lat vor Augen. Man nennt die gesamte Region ihrer landschaftlichen Reize wegen auch „Vietnamesische Schweiz“, und dies sicher zu Recht. Klare Luft, bis über 2000m aufragende Gipfel, ein dichtes Netz von Blumen- und Gemüsegärten, die ich mit einem gemieteten Moped durchfuhr. Sogar eine „Original Schweizer Seilbahn“ gibt es. Sie schwebt über Wäldchen und kleine Seen und lässt das Gemüt Purzelbäume schlagen. So schlenderte ich am ersten Abend durch ein Gässchen der Altstadt, vorbei an Trödeläden, Gemüseständen, Handwerksbetrieben und Straßenküchen. Vor einem dieser Minirestaurants bleibe ich stehen, indem mich der Duft frisch gebackener Pfannkuchen anzieht. Ich nehme an einem winzigen Tischchen Platz, balanciere auf einem schmalen Hocker und deute auf meine bruzzeligen Wunschobjekte. Keine Speisekarte, keine Preisliste. Man bringt mir zwei kleine, mit Shrimps gefüllte Küchlein, und da ich sie offensichtlich genieße, legt man nach: ein drittes, ein viertes, ich weiß nicht mehr wie viele. Hinzu kommt ein Teller mit knackigem Minzesalat, und da ich kaum das letzte Blatt verzehrt habe, kommt der nächste Teller. Sprachlicher Verständigung bedarf es nicht. Meine Wirtin und die umstehende Familie würzen mein Festmahl mit Lächeln, das schließlich in kicherndes Lachen umbricht. Sie freuen sich, dass es mir schmeckt und nicht, weil es etwa Gewinn bringt, denn der Preis ist lachhaft niedrig. Ein Foto zum Schluss. Ich umarme meine Gastgeberin und spüre, dass es sie freut. Beschwingt, wie an kaum einem anderen Abend meiner Reise, wandere ich zurück zum Hotel. So anrührend kann Freundlichkeit sein und so schockierend, wenn Reiseschecks aus dem Hotelzimmer gestohlen werden. Das widerfuhr mir leider auch.

Auf meiner Rückreise sitze ich für eine Weile neben dem „Guide“ dieser Tour und frage ihn ein bisschen aus, erfahre zum Beispiel, dass ein vietnamesischer Busfahrer nicht mehr als 120\$ monatlich verdient. Als ich nach einem Busstopp auf meinen Sitz zurück kletterte, sitzt ein vietnamesischer Aufpasser neben mir. Der Guide hat den Platz gewechselt oder musste ihn wohl wechseln. Wortlos hockt der Mensch bis zum Zielpunkt in Cheau Doc neben mir. Verständigung mit „Westlern“ ist wohl unerwünscht. Der „Große Bruder“ als sozialistisches Steinzeitrelikt.

Am nächsten Tag treffe ich dann dasselbe Boot, das mich auf der Hinreise auf dem Mekong geschippert hatte: ein kambodschanisches Boot war es, und das alte Ehepaar, wechselnd am Steuerrad, erkennt mich wieder, da ich ihnen einen entsprechenden Schnappschuss vor Augen halte. Auch diese lachende

Begrüßung und Begleitung tut mir gut. Es fühlt sich an wie ein Stückchen Heimkehr in fremdem Land. Unterwegs steigt ein amerikanisches Ehepaar mit Tandem zu. Claire und Bob Rogers: Welch amüsante Begegnung. Bob ist 65 Jahre alt, seine Frau vielleicht ein paar Jahre jünger. Sie reisen mit ihrem Tandem durch die Welt. Diesmal von China, über 4000km den Mekongfluss hinab. Die Fahrt wird in Bangkok enden. Nicht nur die sportliche Leistung verdient Achtung, vielmehr noch der kulturelle Antrieb, der sie bewegt. Sie schreiben, mit Bildern ihrer hochwertigen Kamera geschmückt, für ein amerikanisches Magazin. So erzählt Mrs. Rogers voller Begeisterung von der unterschiedlichen Ausprägung des Buddhismus in den „erfahrenen“ asiatischen Ländern, die sich aus einer Vielgestalt von Buddhafiguren ablesen lässt, aber auch von seltenen Ethnien, die sie in Dörfern Nordthailands oder der Bergregion im Norden von Lhaos aufgespürt haben. Vor einigen Jahren studierten sie auch den Buddhismus in Burma und das Leben der Menschen in Urwaldrandgebieten dieses Landes. Wir schwimmen auf gleicher Gefühlswelle, in einem „Long Boat“ auf dem Mekong, und die Zeit verkehrt viel zu schnell. Wir werden in Emailkontakt bleiben.

Der Kreis meiner kleinen Rundreise schließt sich. Ich residiere in einem winzigen Zimmerchen des „Capitol-Guesthouse“, im Zentrum von Phnom Penh. Das „Capitol“ zeigt sich mir als ein intelligent durchdachtes Kleinimperium: Ein Firmen eigener „Mercedes Sprinter“ hat mich vom Hafen in Nat Leung hierher gebracht. Gleich neben dem Hotel genieße ich ein Baguette Frühstück im „Capitol - Restaurant“, in dem ich –zu schlechtem Kurs allerdings- Geld wechsele und die Weiterfahrt mit einem „Capitolbus“ nach Sihanoukville buche. Natürlich bietet man mir hier auch eine Stadtrundfahrt an. Da ich nur den Palast von König Sihanouk besichtigen möchte, steige ich in ein „Tuk-Tuk“. Zusammen mit zahllosen Mopeds umlagern diese recht komfortablen, von einem Moped gezogenen Sänften die Hoteltür und liefern sich gegenseitig, durchaus zum Nutzen der Touristen, einen erbitterten Preiskampf. Ich „tucke“ also gemütlich durch die Innenstadt, vorbei an der „Suramarith - Stupa“ des Königstempels zum Palast hin und erlebe eine kleine Enttäuschung. Nur der Thronsaal kann besichtigt werden.

Kambodscha versteht sich als eine konstitutionelle Monarchie, mit einer von einem Mehrparteiensystem getragenen Regierung und einem auf Lebenszeit bestimmten König, der repräsentative Aufgaben hat. So wählte man 1993 Norodon Sihanouk in diesem Thronsaal, den ich nun betrete. Einblick nur vom Seitengang, Fotografieren verboten. Ein blasser Eindruck.

Gleich daneben aber –als wirkliches „Highlight“- öffnet sich mir dann die prachtvollste buddhistische Tempelanlage des Landes: die „Silberpagode“. Im Allerheiligsten, zu dem Treppen aus Carraramarmor führen, steht auf einem goldenen Altar eine aus massivem Gold gefertigte, fast lebensgroße, 90kg schwere Buddhastatue, mit über 2000 Diamanten geschmückt, von denen zwei dieser Edelsteine in Krone und Brust alleine 30 Karat wiegen. Dahinter thront

hoch über den Gläubigen, mit Opfergaben verehrt, die heiligste aller Statuen des Landes: der „Smaragdbuddha“, dem nach wundersamen Geschehnissen, von denen man spricht, göttliche Kraft innewohnen soll. Buddhabilder aus Gold, Silber und Bronze, Goldmasken von Aufführungen antiker Tanzdramen, wertvoll ziselierte Schmuckdosen sind in den umlaufenden Vitrinen zu bestaunen, indem man -ohne Schuhe natürlich- über den Boden gleitet, der aus mehr als 5000 Silberfliesen besteht.

All das bleibt, wenn auch ein wenig verschwommen, als inneres Bild in mir, denn Fotografieren ist auch hier nicht erlaubt.

Haben Sie schon einmal an einer Hotelrezeption Ihren eigenen Kaffee zubereitet? Im „Capitol“ geht das. Ich sitze dort auf gepacktem Rucksack, warte auf die Abfahrt des Busses und darf meinen elektrischen Wasserkocher in Gang setzen. Man zaubert Gläser herbei, die Kaffeerrunde, an der die gesamte „Crew“ teilhat, kann beginnen und zeigt einmal mehr, wie leicht sich normale Geschäftsmäßigkeit in ein menschlich verbindendes Privatissimum verzaubern lässt, das allen Beteiligten wohl tut.

## **Zurück in Kambodscha**

Zurück in Sihanoukville, zu meinem, von Palmen umstandenen Hotelgarten, da ich auf der Hinreise schon einmal residierte.

Eine Seebrasse, Makrele, einen Red Snapper oder Elefantenfisch mit Salat und „Fried Potatoe“ für 3\$! Solch märchenhaftes Angebot, diesen fangfrischen Fisch, lasse ich mir nun jeden Abend in wechselnder Folge auf der Zunge zergehen: in bequemem Korbsessel am Strand, immer in demselben Restaurant. Mit sanft-weißem Gischt spülen die Wellen der Brandung um meine Füße, und der Abendstern steht leuchtend am Himmel. Ein fast kitschiges Szenario, könnte man meinen, wenn es nicht so schön wäre, mit nüchternen Worten kaum zu beschreiben. Vorüberziehende Händler, meist kleine Mädchen und Jungen, verkaufen Feuerwerkskörper, die rechts und links, mal näher, mal weiter entfernt, in blitzenden Funken zerstieben, und dann greift ein Boy zu Fackeln, die er in wechselnden Figuren und atemberaubendem Tempo um sich wirbelt: Zickzackmuster gegen den schwarzen Nachthimmel. Der Beifall freut ihn, spornt ihn zu Höchstleistung. Da er mich ein wenig später mit Bier bedient, zeige ich meine Bewunderung, und er setzt sich zu mir. Immer neue Gäste in das Restaurant zu ziehen, das ist seine Aufgabe, und er meistert diesen Job recht charmant, vor allem dank guter Schulenglischkenntnisse.

Tecno dringt von der „Schiwa-Bar“ herüber, zerhackt die einschmeichelnde Melodie der brandenden Wellen zur offensichtlichen Freude der Freaks, die mit viel Alkohol und Ekstasy ihr Vergnügen suchen. „Das gehört dazu“, lacht der Boy mich an. „You like Romantic? That’s here is business!“ – „Nichts für

mich“, lache ich zurück. Er grinst. „Old man not like this!“ Dann aber wird er ernst und sehr geschäftig.

Ich erinnere mich an eine „heiße“ Tecnonacht, die mir auf der Hinreise in dieser Bungalowanlage den Schlaf vertrieb und mich wütend machte. Von dieser Nacht erzählt der junge Mann. „Es gab Auseinandersetzungen in der „Schiwa-Bar“, wahrscheinlich wegen Geld. Tecno heizte die Stimmung auf. Lust und Zerstörung liegen nahe beieinander, zumal dann, wenn Drogen im Spiel sind und so wurde schließlich geschossen.“

An dieser Stelle unterbreche ich seinen Bericht, denn zufällig erfahre ich am nächsten Abend in einem italienischen Restaurant die ganze Wahrheit – oder jedenfalls mehr davon. An einem der Tische wird Deutsch gesprochen. „Ich bin der Hajo, und du?“ So schnell geht das manchmal mit Kontakten. Vorgestellt, geduzt, zum Sitzen eingeladen, neben Hajo und seinem Freund Timo. Der gibt sich ein wenig schweigsam, doch aus Hajo sprudelt es nur so heraus. Seit 7 Jahren schon, meist für 6 – 7 Monate, reist er nach Sihanoukville, hat viele kambodschanische Freunde, ein wirklicher „Insider“ ist er. „Ja, im Schiwa-Restaurant war das mit der Schießerei. Zwei stark angetrunkene Polizisten lieferten sich, von Drogenrausch „befeuert“, ein Pistolenduell. Die sind doch noch ganz nah dran am Krieg der „Roten Khmer“, greifen im Zweifelsfall schnell zur Waffe. Ein Querschläger traf einen dänischen Touristen und einen Mann vom Sicherheitsdienst tödlich in Bauch und Hals.“

Ob die Polizisten zur Rechenschaft gezogen wurden, weiß er nicht; er glaubt eher: nein. „Hier ticken die Uhren anders.“

Jedenfalls weiß ich nun, warum es in den folgenden Nächten ruhig blieb. Das Lokal wurde geschlossen: aber nur kurze Zeit, denn seit meiner Rückkehr toben nachts wieder wütende Tecnobässe bis morgens um 5 Uhr und „der Rubel rollt“. Ich werde morgen das Hotel wechseln.

„Schiwa“, der Besitzer der Bar, hat sich ein starkes „Imperium“ aufgebaut. „Mit 14 Jahren schon fing er an: Grundstückshandel, wenig später Drogen-Verkauf, dann versuchte er „einarmige Banditen“ zu installieren. Als man sie ihm wegnahm, drohte er mit seinen Verbindungen, die bis zur Gattin des Regierungschefs Hun San in Phnom Penh gehen sollen. Nach nur einer Nacht im Gefängnis gingen seine Spielchen munter weiter. Er nimmt auf Niemanden Rücksicht.“

Ein bisschen blauäugig habe ich den Besitzer meines Hotels „Makara“ gebeten, die Polizei mit der Beschwerde Ruhe störenden Nachtlärms zu informieren. „Schiwa ist ein bisschen crazy, und die Polizei macht mit“ bemerkt der, und das passt ins Bild jener nächtlichen Schießerei. Alkohol, Drogen, vielleicht auch Bestechungsgelder. Hajo rückt die Rolle der hiesigen Polizei in realistisches Licht. „Das sind alle arme Schweine, verdienen kaum etwas, müssen sich irgendwie durchschlagen.“

Wie sie das anstellen, habe ich bereits erlebt. Ich rasselte eines Morgens mit meinem gemieteten Moped in eine Kontrolle. Der Helm sitzt vorschriftsmäßig. Was können sie von mir wollen? „Give me your Driver license“, fordert er mit

forscher Handbewegung. „Genau das ist der Trick“, lehrt mich Hajo am Abend. Man braucht in diesem Land einen kambodschanischen Führerschein, internationale „Lappen“ gelten nicht. Man kann ihn beantragen. Dauert 4 Wochen und kostet 50\$. „Lohnt sich nicht“, sagt Hajo. „So viel Geld reicht für viele Kontrollen, denn die Strafzahlung ist allemal Verhandlungssache.“ So auch bei mir. Keine „License“, no go! Der Mensch schaut mich undurchdringlich an. Pattsituation. Ich begreife blitzartig, zücke einen 10 000 Riel-Schein (=2 ½ \$). Er steckt ihn ein. Ohne Quittung, versteht sich, und ich darf weiterfahren.

„Man kann auch einfach in raschem Schwung um den Polizisten herumfahren, „abhauen“ also. Wenn nicht eine zweite Sperre dahinter aufgebaut ist, funktioniert das. Die verfolgen dich nicht, schreiben auch die Nummer deines Mopeds nicht auf. Es gibt ja viele Touristen. Die haben alle keinen kambodschanischen Führerschein. Das nächste Opfer kommt bestimmt!“ „Übrigens“, fügt er hinzu, „zwischen 12 und 14 und nach 17 Uhr brauchst du keinen Helm. Die Polizisten pflegen pünktliche Mittagsruhe und haben um 17 Uhr Dienstschluss.“

Als ich am nächsten Abend mit Hajo auf dem Beifahrersitz zum Essen gefahren werde, zu dem wir uns verabredeten, fegt er gelassen über sämtliche rote Ampeln. Abends und in der Mittagszeit gelten die nicht. Jeder fährt, wie er mag. „Nur auf die kleinen Seitenstraßen musst du aufpassen, kein Fahrer achtet irgendwelche Vorfahrtsregeln.“

Weitere „Schlaglichter“ auf hiesige Rechtsverhältnisse gefällig? Hajo erzählt, in brausender Fahrt, zum Rücksitz hin: „Ein hoher Polizeioffizier beschäftigt in seinem Haus zwei 15jährige Dienstmädchen. Gibt ihnen „k.o. Tropfen“, missbraucht sie. Die Mädchen zeigen ihn an. Gerichtsentscheidung: Keine Bestrafung, vielmehr werden die beiden wegen vermeintlichen Diebstahls entlassen.“ Noch ein Beispiel? „Ein General speist für viel Geld in einem Luxusrestaurant. Die Kellnerin bringt die Rechnung, der General erschießt sie und flüchtet. Man hat sein Nummernschild notiert und fasst ihn. Den Prozess schließt man mit einer lächerlich geringen Geldstrafe, weil man einen General, der im vaterländischen Krieg so viele Verdienste erworben hat, auf keinen Fall einsperren darf.“

Warum ist er so oft und lange hier, frage ich Hajo beim Abendessen. Sogar ein eigenes Moped hat er sich gekauft und für ein Vierteljahr für insgesamt 350\$ eine Wohnung gemietet. Vielleicht findet er ja Gefallen an jungen Mädchen, die sich in entsprechendem Umfeld billig anbieten. Er ist an die 70 und schaut recht unternehmungslustig aus. Seine rumänische Frau sei dick und habe Probleme beim Gehen, sie reise deshalb schon lange nicht mehr mit ihm (!). Sei's drum: Ich lasse mir berichten. „Vor zwei Jahren“, so erzählt er, „fing es an. Ein ziemlich abgerissener Typ ging bettelnd am Strand entlang. In seinen Armen ein kleines Mädchen mit hässlichen Verbrennungen an beiden Armen. Die Haut hing in Fetzen herunter. Ich kaufte Verbandeszeug, behandelte die Wunden etwa eine Woche lang, kam dazu jeden Tag an den Strand. Damit begann unsere

Freundschaft. Der Mann fristete mit Frau und Kind ein erbärmliches Dasein, indem er Cola und Bier aus seinem Bauchladen zu verkaufen suchte. Er hatte immer nur ein paar Dosen anzubieten, die Einnahmen konnten die Familie nicht hinreichend ernähren. Da kaufte ich für ihn, bzw. seine Frau, zwei etwa 400m<sup>2</sup> große Strandgrundstücke. Das eine blieb als Geldanlage liegen, auf das andere bauten wir gemeinsam ein kleines Restaurant. Sie denken jetzt sicher, dass ich reich bin. Bin ich aber nicht. Ein ganzes Jahr habe ich zu Hause (in der Gegend um München) jede Woche alten Ramsch auf Flohmärkten verkauft. Mit diesem Gewinn bezahle ich mein soziales Engagement.“

Ich will Hajos Beruf nicht verraten. Aus mittlerem Angestelltenverhältnis bezieht er jedenfalls seine Rente, die er hier verlebt. Ich lerne aus seinem Bericht, dass „Kaufen“ von Grundstücken, direkt am Strand so viel wie „Pachten auf 10 Jahre“ bedeutet, und dass solche Pachtverträge rechtlich sehr „wackelig“ sind. Wenn der Staat das verpachtete Gelände braucht, flattert eine kurze Mitteilung ins Haus: Räumen innerhalb von 14 Tagen. Wird dem nicht Folge geleistet, kommt der Abrissbagger. „Es gibt so viele „Neureiche“ in Phnom Penh. Wenn sie nur genügend Geld auf den Tisch legen, erhalten sie den Zuschlag für Land direkt am Meer in begehrter Lage, und eben in solchen Fällen müssen rechtmäßige Besitzer weichen.“

So wäre auch beinahe Hajos Engagement für seine Freunde beinahe schief gegangen. Der gerade erworbene (gepachtete) Strandabschnitt sollte zwangsweise aufgegeben werden. Viele waren betroffen, und sie wehrten sich, indem sie persönlich im Büro des Ministerpräsidenten Hun Sen in Phnom Penh vorsprachen. Es gab wohl eine weitläufige verwandtschaftliche Beziehung (Beziehungen sind „alles“ hier!), und so konnte der Räumungsbeschluss tatsächlich abgewendet werden.

„Nicht alle haben solches Glück. Draußen am Rande des Strandes „Otres“ (da diese Geschichte spielt) hat man ein ganzes Hüttendorf mit Bulldozern zusammen geschoben, weil man ein Casino (es gibt bereits 2 Spielkasinos in Sihanoukville) und große Hotels zu bauen beabsichtigte. Jetzt, nach 2 Jahren, ist immer noch nicht mit dem Bau begonnen worden, die Menschen aber hat man – ohne jeden Schadenersatz- vertrieben. Sie müssen selbst sehen, wo sie bleiben.“ Hajos Freunde hatten also Glück. Jetzt konnten sie ihr Restaurant, das mit Grundstück etwa 2000\$ gekostet hatte, für 23.000\$ verkaufen und das zweite Grundstück für 15.000.-\$ gleich danach.

Man kann sein Stückchen Strand auch weiter verpachten. Die Preise sind sehr gestiegen. Unterpächter zahlen in guter Lage bis zu 800\$ monatlich. Der Tourismus boomt! „Der Ehemann“, so fährt er fort, „war also recht clever und steht nun auf wirtschaftlich gesunden Füßen. Mit einem Kredit kaufte er noch eine Strandparzelle dazu und verpachtete sie. Der Unterpächter darf ein Restaurant darauf bauen und hat alles für 5 Jahre mietfrei, dann fallen Grundstück und Lokal an ihn zurück. So kommt man vorwärts! Dabei ist er in seiner Persönlichkeit ein zurückhaltender Mensch.“

Sein Vater war Arzt und wurde von den „Roten Khmer“ umgebracht. Das hat den Jungen traumatisiert damals, aber jetzt lebt er dank Hajos Hilfe sorgenfrei. Seine Frau kümmert sich um ihren Laden im heimatlichen Dorf, verkaufte Textilien, machte so viel Gewinn, dass sie das Nachbargeschäft zusätzlich erwerben konnte. Nun betreibt sie ein kleines Gold-, Silber- und Schmucklädchen.

„Ich bringe ihr bei meinen Besuchen immer etwas für ihren Laden mit“, erzählt Hajo am nächsten Tag da wir am „Otresbeach“ in „seinem“ mit so viel Liebe mit gebauten Restaurant einen gemütlichen Sonntag verbringen. Hajo lässt sich nach einer sportlichen Stunde Schwimmens mit gekonnter Thaimassage verwöhnen, ich schaue mir inzwischen die armseligen Hütten an, die den verjagten Dorfbewohnern kümmerliche Unterkunft bieten. Hajos Schützling betreut sie in allen rechtlichen Fragen, damit es ihnen nicht noch einmal „an den Kragen geht“. Er erwarb seine Kenntnisse, die ihn zum Sozialarbeiter befähigen, in Phnom Penh.

So Vieles höre ich noch von meinem deutschen Freund, da wir uns mehrmals treffen, und mir gehen die Ohren über. Recht ist, was dem Starken nützt, so scheint es. Fast die gesamte „Intelligenz“ brachten die „Roten Khmer“ um, und viele „Drahtzieher“ von damals sitzen nun in Politik und Gesellschaft am Hebel des Rechts, manipulieren es zum eigenen Nutzen. Jeder ist sich selbst der Nächste und stößt mit den Ellenbogen nach rechts und links, selbst in der eigenen Familie.

„Ja“, bemerkt Hajo, „es gibt in den Familien oft keinen Zusammenhalt mehr. Der entsetzliche Krieg hat die Menschen hart gemacht.“ So erfuhr er von einer Mutter aus dem Umkreis der betreuten Familie, die ihre erst 15jährige Tochter zum Geldverdienen in einen Puff nach Phnom Penh verkaufte. Er fuhr dorthin. Löste sie aus. Brachte sie zurück. Setzte mit Hilfe eines, ihm bekannten, Polizeibeamten einen Vertrag auf. Die Tochter solle in einem Haushalt eine Arbeitsstelle annehmen, die Mutter ihre Sträflichkeit nicht wiederholen, sonst müsse sie ins Gefängnis. Das Ergebnis: Das Mädchen hielt es weniger als 2 Wochen in ihrer Stellung aus. Sie hatte wohl Geschmack an ihrem vorherigen, Dollar reichen, süßen Leben gefunden. Sie ging in ihren alten „Job“ nach Phnom Penh zurück. Alle Mühe also vergebens. Ob sie ihre Mutter unterstützt? „Jeder ist sich selbst der nächste in diesem Land, und wer seine Rolle als „Rädchen im kapitalistischen Getriebe“ nicht clever ausarbeitet, wird gnadenlos an den Rand der Gesellschaft gedrückt.“ Das Bild der Bettler bei meinen abendlichen Strandbesuchen entspricht dieser Darstellung.

Heute, an meinem letzten Abend in Kambodscha sitze ich auf dem kleinen „Juxplatz“, gleich unterhalb der „Goldenen Löwen“ und dem munteren Kreisverkehr, der sich um sie dreht. Ich esse die „Original Khmersuppe“, „Tom Jam“: süß-sauer, mit viel Zwiebeln, Gemüse und Zitronengras, trinke für 50 Dollarcent ein frisch gezapftes „Draft Beer“, lasse das Kinderkarussell, das kleine Riesenrad, das mir unverständliche Gewirr der Khmersprache an den voll

besetzten Tischen, die farbig über den Platz blitzenden Lichterketten und den in sich verschlungenen Sound aus klangmächtig dröhnenden Boxen um mich wirbeln.

Kambodscha: das Königreich der Khmer, vom 8. bis 15. Jahrhundert eine Hochkultur, die ihresgleichen in Südostasien sucht: „Angkor Wat“, im 19. Jahrhundert von Archäologen dem Dschungeldickicht entrissen, als Leuchtfeuer für die touristische Explosion im letzten Jahrzehnt. Da ist auch das moderne Seebad Sihanoukville, zusammen mit der Hauptstadt Phnom Pen an der Zweigabelung des Mekong, beide nach dem schrecklichen Krieg in spürbarer Aufbruchstimmung. Abschied von sozialistischen Dogmen, Landwirtschaft in privater Verantwortung und freier Handel als neues Gesetz. Kambodscha zeigt sich allerdings auch als Spielfeld von „Großgewinnlern“, die das Strohfeuer des Aufschwungs in den eigenen Herd pusten. Daneben bittere Armut, Schmuggel, Drogen und Korruption. Doch schließlich bietet Kambodscha dank seiner landschaftlichen Vielfalt noch mehr: bewaldete Hügel und Gebirge östlich des Mekong mit ihren Wasserfällen, reizvolle Flussregionen mit ihren Reis- und Maisfeldern, friedliches Dorfleben in dieser „Asiatischen Schweiz“, wie man das Land auch genannt hat, und wie ich es auf meiner ersten Kambodschareise vor gut 3 Jahren erlebte. Immerhin wachsen Dreiviertel aller Kambodschaner auf dem Land auf, wie eh und je im Wechsel von Saat und Ernte, im Rhythmus der Jahreszeiten. Der „Theravada-Buddhismus“ bindet sie zusammen. Nicht als große theologische Frage stellt sich in diesem „Volksbuddhismus“ die Sehnsucht der Menschen nach Befreiung aus dem Kreislauf von Geburt, Tod und Wiedergeburt und dem Eingang in das Nirwana, er ist vielmehr eine lebensfrohe Symbiose aus Hochreligion, Animismus, Aberglauben und Folklore. Er gibt altbewährte Antworten auf die kleinen Sorgen des Alltags, als eine Quelle des Fatalismus der Menschen und ihrer sprichwörtlichen Duldsamkeit. So erscheint mir auch diesmal Kambodscha: das Land der Khmer.

In Bangkok geht die Reise zu Ende. Ich habe es mir etwas abseits vom Gewühle des Flughafenbetriebes in einer Grünanlage (die gibt es hier tatsächlich!) auf einem Mäuerchen bequem gemacht, um die Zeit bis zum Abflug mit Lesen zu überbrücken. „Cogito, ergo sum“, heißt das kleine Bändchen des Philosophen Markus von Hänsel-Hohenhausen: Die Aufklärung habe den Geist Gottes nicht abgeschafft, an seine Stelle allerdings den Glauben an die Universalität menschlichen Geistes gesetzt: nicht dass der Geist Gottes menschlich geworden wäre, vielmehr der Geist des Individuums göttlich. Vermag menschlicher Genius und sein wissenschaftliches Erkenntnisstreben zu bestimmen, was objektiv wahr ist, und wo bleibt dann angesichts der materialisierten Absolutheit des Denkens unserer Zeit die emotionale Seite menschlicher Existenz: seine kulturelle Identität, Liebe und Mitmenschlichkeit? „Was ist Wahrheit“ - als die wohl älteste Frage der Menschheit zielt ja schließlich auf die Frage nach Gerechtigkeit, zwischen dem Anspruch der Selbstverwirklichung und der Auffassung, dass Leben nur als Beziehungs-Geschehen wirklich sei.

Da ich so im Lesen und in meinen Gedanken versunken bin, kommt Mike auf mich zu: Mike aus Berlin. „Woher – wohin?“ Ich brauche nicht viel zu fragen. Es sprudelt aus ihm heraus. Er arbeitet in einem großen Konzern und hatte sich lange auf seinen vierwöchigen Jahresurlaub gefreut. Auf dem Weg zur Insel Koh-Chang landete er zunächst im kleinen Küstenort Trat und ging in einem Park spazieren. Minuten nur, dann wurde er überfallen, übel zugerichtet und beraubt. Im Krankenhaus versuchte man sein rechtes Bein zusammen zu flicken. Es gab Komplikationen mit der Wundheilung, die kostbaren Ferientage vergingen, nicht nur im Kampf um Genesung, sondern auch um Kostenübernahme seiner Versicherung, und vor allem der Wiederbeschaffung seiner Kreditkarte. Er wandte sich an die Deutsche Botschaft. Die schickte einen Mitarbeiter nach Trat, gab ihm 10.- Euro (!) Überbrückungshilfe, telefonierte auch mit seiner Bank, die ihm keine neue Kreditkarte zuschicken wollte, weil er keine sichere Adresse angeben konnte, und dann mit der Fluggesellschaft, die zunächst eine Umbuchung des Rückfluges verweigerte, sich dann aber doch erweichen ließ. Mike wollte nach Hause, so schnell wie möglich. Woher aber die 100.- Euro für die Umbuchung nehmen? „Auf Rechnung? – geht nicht!“ sagte man ihm, eine Kreditkarte hatte er nicht, also was tun? Ratlos stand er so neben mir am Flughafen.

Ob meine Lektüre mich dazu brachte oder was sonst. Ich hörte mich nur sagen: „Ich helfe Ihnen.“ Dann löste ich meine letzten Reiseschecks ein, gab ihm dazu den Rest meines thailändischen Bargeldes und meine Bank-Verbindung zur Rücküberweisung aus Berlin. Er war so glücklich! ... und ich habe mir noch nicht einmal eine Quittung geben lassen oder die Daten seines Reisepasses notiert. Dumm?

„Als Menschen sind wir kleine lebendige Teile im großen kosmischen Strom des Lebens, von allem, was wird, ist und vergeht“, sagt Jörg Zink (im Zitat des Philosophen Hohenhausen). „So haben wir Anteil am Geist und an der Materie von allem, was ist, und damit am Geist Gottes, der sich in seiner Schöpfung offenbart.“

Anmerkung: Mein „Freund“ hat das Geld nicht zurück gezahlt.

## **BURMA**

### **Am Bahnhof von Shwe Nyaung**

Rückblick auf den Beginn meiner Reise

Warten im Bahnhof von Shwe Nyaung auf den Zug nach Thazi. Das Hotel „Inle Inn“ in Nyaunshwe war für 5 erlebnisreiche Tage mein Quartier. Nun bin ich am frühen Morgen mit einem Sammeltaxi und Fahrradrikscha für den Gegenwert von 1\$ hierher getuckelt.

Durch einen einzigen falschen „Klick“ ging meine Fotoausbeute, gingen über tausend Bilder der bis zu diesem Punkt 3wöchigen Thailandreise und der nun schon zwei Wochen in Myanmar verloren. Ich muss sofort damit beginnen, meine bisherigen Erinnerungen zu Papier zu bringen, um die inneren Bilder zu bewahren, die sonst zu verschwimmen drohen.

Das kleinstädtische Leben im Norden Thailands, ein 3tägiger Trip in die Berge, von der an anderer Stelle berichtet ist, mit einer atemberaubend schönen 3stündigen Bootsfahrt auf dem Nam-Khok-River nach Chiang Rai, Tage in Bangkok mit allem erdenklichen Rummel im Touristik-Zentrum der Khaosarn-Rd., waren der Auftakt. Dann der Flug nach Yangon mit einem Münchener Chefpiloten, der die Gäste an Bord in bestem Bayerisch begrüßte. Fahrt zum Hafen, zum Kauf eines Tickets für ein Personen- und Frachtschiff nach Pyauye – mit hilfreicher Unterstützung eines Englisch sprechenden Taxifahrers.

### **Von Yangon nach Pyuue**

Eine phantastische Schiffsreise

Das war ein rasanter Start in dieses fremde Land. 4 Tage und 3 Nächte auf einer Holzpritsche in einer Oberdeckkoje: ohne Decken und Kissen, in Gemeinschaft mit drei buddhistischen Mönchen und einer Großfamilie. Spartanisch zwar, dafür aber spottbillig: Ganze 18\$ kostete die Reise und 1\$ das warme Abendessen in der Bordküche.

In Erinnerung bleibt mir aber vor allem die fürsorgliche Freundlichkeit der Crew. Als wahrscheinlich einzigen Ausländer an Bord verwöhnte sie mich wahrhaft königlich. Unaufgefordert und kostenlos brachte mir ein Maat Tee zum Liegestuhl, der extra für mich im Bug des Schiffes neben dem Steuerrad reserviert war, trug Buch oder Sonnenbrille, die ich dort scheinbar vergessen hatte, in mein „Zimmer“ zurück oder erkundigte sich mit fragendem „o.k.“ nach meinen Wünschen. Vor allem war da der stets lachende Schiffsingenieur, der nach meiner Familie fragte, von der seinen erzählte und mich schließlich behutsam in die „Kunst des Waschens an Bord“ einführte. Damit hatte es schon seine besondere Bewandnis. Das Flusswasser des Ayeyarwadi scheint nicht

eben sauber. Damit soll man sich waschen? Mein Freund zelebrierte das „Procedere“: gleich am ersten Nachmittag und am nächsten Morgen wieder. Bekleidet mit der „Staatstracht“, dem burmesischen Rock, begoss er seinen bloßen Oberkörper mit Flusswasser, das er in einem, an langer Leine gezogenen, Eimer hochgezogen hatte. Einseifen, Wasser überkippen. Der nasse Rock klebte am Körper. Kein Problem. Trocknet wieder. Hygiene auf burmesisch. Ich zögerte. Lange. Am zweiten Nachmittag konnte ich seiner andauernden Aufforderung, es ihm gleich zu tun, nicht widerstehen. Es wäre unhöflich gewesen und zwei Tage ungewaschen war ich außerdem. Meine Körperpflege geriet zum Spektakel. Alle wollten sie das sehen. Einigermäßen unzüchtig, nur mit Badehose bekleidet, stand ich an der Reling. Ein Matrose zog den Wassereimer aus dem Fluss, kippte ihn mir über, und ich wusch mich: nicht mit ortsüblicher Kernseife, sondern mit deutschem Shampoo. Mein Ingenieur trat herzu, roch an der Flasche, reichte sie herum. So etwas Feines kennt man hier nicht. Allgemein bewunderndes Lachen, das sicher nicht meinem attraktiven alten Körper galt, vielmehr der Luxusseife und meinen etwas umständlichen Bewegungen. Ich bitte um Nachsicht. Nie zuvor hatte ich mich vor Publikum, auf einem Theaterpodium gleichsam, gewaschen. Gelungene Kommunikation auf jeden Fall. Beifallklatschen blieb zwar aus, doch klopfte mir der Matrose, der Eimer für Eimer Wasser gezogen und über mich geschüttet hatte, anerkennend auf die Schulter. Die Premiere war geglückt.

Noch eindrücklicher in Erinnerung aber bleibt mir die wechselnd vorbeiziehende Flusslandschaft. Welch einmalige Bilder: Sonnenauf- und untergänge und gleißende Sonne am Mittag in der ganz eigenen Farbbrechung des Lichtes im Wasser, und auch das quirlige Treiben der etwa 100 Fahrgäste, von einer Anlegestelle zur nächsten in wechselnder Gruppierung, haftet im Gedächtnis. Selbstversorgung aus gestaffelten Blechnäpfen (wir würden sagen: „Henkelmänner“): Reis im Bodentopf, darüber gestaffelt in kleineren Gefäßen allerlei Curry und Chili gewürzte Saucen und Fischpasten. Manche kochten auch auf kleinen Petroleumkochern und richteten sich auf ausgelegten Bastmatten häuslich ein. Ein Kunststück, sich durch solches Gewühl zur Küche durchzukämpfen, ohne anzustoßen, zu belästigen. Es funktionierte: in lächelnder Freundlichkeit, quirlig, umtriebzig und besonnen zugleich: ein allgemeines burmesisches Paradoxon, das man auch auf der Fahrt in stets überfüllten Sammeltaxis in größeren Städten erlebt. Über Mitreisende hinweg zu steigen, fast ohne sie zu berühren, Zentimeter genau zusammen zu rücken, ist gewiss „große Kunst“.

Die Bilder vom gewaltlosen Aufstand und seiner blutigen Niederschlagung durch das allein mächtige burmesische Militär im September 2007 signalisierten für meine Reise die Warnung, vorsichtig und unauffällig in diese uns sehr fremde Welt einzutauchen: „Big brother is watching you!“ Hier auf dem Schiff schien die Welt noch (oder wieder) in Ordnung. Zwar wurde die Reise von 6 Mann Wasserschutz- (oder Geheim?) Polizei begleitet, sie blieben aber

freundlich unauffällig im Hintergrund. Nervend lediglich der Papierkram, das Ausfüllen von Formularen für jeden einzelnen Reisetag und tägliche Ausweiskontrolle. Nun ja! Nicht weiter beachtenswert, bis auf ein kleines Abenderlebnis: „merkwürdig“ im Doppelsinn des Wortes auf jeden Fall.

Das Schiff legte jeden Abend mit einbrechender Dunkelheit in kleinen Bambusdörfern an. Nachtfahrt ohne Radar angesichts der vielen Sandbänke ohne Sicht unmöglich.

Auf einem ausgelegten schmalen Holzbrett balancierend erreiche ich das Ufer. Die Angst, ins faulige Brackwasser abzugleiten, hemmt mich beträchtlich, aber die Entdeckerlust siegt. Hilfe! Wie schaffen es die Menschen nur, auf diesem Wege schiffein, schiffaus ihre Güter zu transportieren: Zementsäcke, Obstkisten, Eierkörbe auf dem Kopf schaukelnd, dazu Säuglinge auf dem Arm, mit Paketen aller Art, mit Taschen und Fahrrädern. Bewundernswert, gleichwohl alltäglich. Ich steige die Treppen zum kleinen Bootsplatz hinauf und steuere auf die einzige erleuchtete Hütte zu, die eine Art von Restaurant zu sein scheint, aber nur Getränke verkauft. Ich habe Hunger und kauderwelsche mich erfolgreich zu einem Essensstand in einer Seitengasse durch. Eine dunkle Gestalt, glatzköpfig, 50jährig etwa, zeigt mir den Weg. Nun, er zeigt ihn mir nicht nur, was in diesem kleinen Dörfchen mit wenigen Gesten ein Leichtes gewesen wäre, er geht mit, setzt sich neben mich, weist meine Einladung, mitzuessen, ab, schaut mir allerdings jeden Bissen gleichsam in den Mund: Reis, Sauce, Gemüse, alles kalt. Reis isst man sowieso kalt, doch gelingt es mir, die Köchin zu erweichen. Sie mischt das Ganze mit ihren fleischigen Händen und geübten Griffen kräftig durch und erwärmt es dann in einem Wok. Wenig Appetit anregend, dieses Gemisch, doch: „Hunger ist allemal der beste Koch!“ Ich esse also, der Glatzkopf schaut zu, ohne in die Verhandlung mit der Köchin einzugreifen: mit scheinbar teilnahmsloser Aufmerksamkeit. Störend, doch unabwendbar. Dann gehen wir zum Ausgangspunkt zurück. „You like drink?“ frage ich. „Whisky“, antwortet er knapp und nimmt die nicht eben billig erworbene Flasche ohne Dank entgegen.

Das alles wäre nun nichts Besonderes, wenn das Schaustück damit sein Ende gefunden hätte. Weit gefehlt. Er begleitet mich zum Schiff, geht mit mir die Treppe hinunter. Eigentlich wollte ich noch etwas oben sitzen bleiben und signalisiere ihm das. Er sieht seinen Plan durchbrochen und handelt. Behutsam und bestimmt zugleich fasst er mich am Arm. Wir trappeln hintereinander über den schmalen Steg und er bemerkt (das waren eigentlich die einzigen Worte, die er außer dem Wort „Whisky“ überhaupt sprach): „You go sleeping!“ Wieder nimmt er mich am Arm, wir steigen zum Oberdeck hinauf bis zur Abschlusstür der Schlafkoje, er öffnet sie und schiebt mich hinein. „Good night, Sir!“ Dann entschwindet er in der Dunkelheit. 10 Minuten später schleiche ich mich – zugegeben: ein bisschen aufmüppig- zum Anlegeplatz zurück. Mein „Freund“ bleibt verschwunden: Gott sei Dank! – Geheimpolizei?

## **Von Pyuye nach Bagan**

In Pyuye angekommen, leiste ich mir ein 12\$-Hotel, um am nächsten Nachmittag in die 40° Glut hinein 8 Stunden auf der Hinterachse eines Busses, längst ohne Stoßdämpfer, zu rumpeln. Ein Pferdekarren fährt mich gegen Mitternacht zu weit überhöhtem Preis zu einer nahe liegenden Anschlussstation, und da stehe ich nun mit Sack und Pack, mutterseelenallein unter einem müden Gaslicht 4 Stunden lang bis zur zweistündigen Weiterfahrt nach Bagan. Im Morgengrauen erreiche ich mein Hotel, rasch gefunden durch den Rat eines Deutschen, den ich in Yangon befragt hatte, und schlafe übermüdet in den Vormittag. Es folgen 1 ½ Tage Besichtigung von einer Pagode zur anderen, an die Hand genommen von einem etwas Englisch sprechenden, sehr kundigen, 48jährigen Familienvater, der froh ist über diesen Job, denn Touristen sind in dieser Jahreszeit Mangelware. 250 „Horse Cars“ für eine Handvoll Besucher. Ich bin noch sehr müde, und raffte mich am nächsten Morgen doch um 5.30 Uhr auf, um den Sonnenaufgang nicht zu verpassen. Über 4000 Pagoden sollen es sein, zum Teil Ruinen, überwiegend aber mit goldenen Zylindertürmen im Licht der aufgehenden Sonne strahlend. Bewegender noch und geradezu elektrisierend aber die Malereien im Inneren und die Stuckarbeiten. Fotografieren verboten, doch oft mit „Bakschisch“ ermöglicht. Ein solcher Schatz an Fotos und alle verloren! Bagan war faszinierend. Ich muss wiederkommen, um die Bilder zurück zu holen. Ich werde es tun!

## **Von Bagan zum Inle-See**

Eine strapaziöse Reise

Die Reise von Bagan zum Inlesee vollzog sich in einem mittelgroßen Bus, mit einer Sitzbreite von 1 1/2 Buchseiten: insgesamt für 25 - 30 Fahrgäste. Geladen hatte er etwa 60 Personen: im Gang auf Hockern, den Eingangstufen bis dicht zum Fahrer hin und schließlich auf dem Dach: zusammen mit allem Reisegepäck. Den Straßenzustand zu beschreiben heißt, sich einen Schlagloch-Feldweg vorzustellen, ebenso schmal auch, mit Sandstreifen zu beiden Seiten als Ausweichmöglichkeit bei Gegenverkehr. So schlängelt sich das "Holpersträßchen" bis auf 1200 Höhenmeter: mit vielen Stopps, bei denen der Begleitboy (der Schaffner) aus den am Straßenrand bereit stehenden Behältern Wasser schöpfte, um den kochenden Motor zu besänftigen. So ging es 14 Stunden über Stock und Stein, bis ich - ohne die Chance einer Bewegung nach rechts und links oder nach vorne (da ein Reissack meinen Füßen den Zugang verwehrte) mein Hinterteil, ja alle Gliedmaßen kaum noch spürte.

Übrigens: eine Pause gab es auch: eine halbe Stunde Mittagspause. Burmesen haben offenbar Riesenblasen, um das durchzustehen, und sie tun das mit ergebenem Gleichmut, dem ich mit lächelnder Verzweiflung und gleichsam meditativer Versenkung in mein Schicksal nacheifere.

Mit Bauarbeiten versucht man die schlechten Straßen zu verbessern: per Hand vor allem. Die Männer brechen mit riesigen Stangen Brocken aus dem Basaltgestein rechts und links, Frauen zerkleinern das Material mit Hämmern, transportieren es in Körben auf dem Kopf zu nach Größen sortierten Haufen und sieben den feineren Staub heraus, der nach den Teerarbeiten (mit Handsieben) verstreut wird. Dann tritt die einzige verfügbare Maschine in Erscheinung: die Dampfwalze. In Nyaunshwe am Inle-See sah ich auch Kleintransporter, die große Gesteinsbrocken zur "Heimarbeit" vor verschiedenen Häusern abluden. Ein mühseliges Unterfangen, und alles ist unbezahlte Zwangsarbeit, von Militärs angeordnet und beaufsichtigt.

In einem Café treffe ich einen Franzosen, der vor vier Jahren schon einmal hier war. „Es hat sich kaum etwas verändert“, bemerkt er. „Vielleicht gibt es jetzt ein paar Mopeds mehr, aber sonst?“

Auch in der Landwirtschaft überwiegt Handarbeit. Selten sieht man einen von einem kleinen 2Takter betriebenen Handpflug, meist ziehen Wasserbüffel die Furchen für ein neues Reisfeld und auf Getreide- und Maisacker jochen Ochsen. Ochsengespanne sind außerdem allgemeiner "Transportmotor": z.B. für Zuckerrohr zu den Zuckerkochern, die mit Zuckerrohrstroh beheizt werden.

## **Erholung in Nyaungshwe**

Ich bleibe ein paar Tage hier am Inlesee, um mich von der strapaziösen Busfahrt zu erholen und die Umgebung zu erkunden. Ich genieße den See und seine „Schwimmenden Gärten“ mit ihren Blumen- und Gemüsefeldern, an denen mich mein „Guide“, den ich einen Tag ganz für mich alleine habe, vorbeirudert, hin zu einer prächtigen Pagode auf einer der Inseln, mit kunstgewerblichen Betrieben der Seiden- und Baumwollverarbeitung und einer Zigarrenfabrik.

Was ich hier sah, wird mir noch lange in besonderer Erinnerung bleiben: Akkordarbeit in der Herstellung der traditionellen burmesischen „Langzigarre“. Eine Arbeiterin verdient bei einer Tagesleistung von 500 Zigarren in wohl mindestens 10 Stunden etwa 500 Kyat: Das sind gerade einmal 35 Eurocent. Man kann für diesen Betrag an Straßenküchen Nudelsuppe bekommen, eben so viel zahlt man für ein Sammeltaxi zum nächsten Dorf oder für eine Melone auf dem Markt. Selbst wenn die „Zigarrenmädchen“ Unterkunft und Essen frei haben sollten, bleibt dies, selbst für burmesische Verhältnisse, ein Hungerlohn. Ich habe jeder der Arbeiterinnen einen halben Tageslohn geschenkt, ein schlechtes Gewissen und Nachdenklichkeit sind geblieben.

Kannst du dir ein 10- oder 11jähriges buddhistisches „Mönchlein“ vorstellen, das mit einer Spielzeugpistole auf dich zielt, mit einem Plastikmaschinengewehr auch?

Ich rumpele jetzt schon 4 Stunden in dem Zug, der mich von Shwe Nyaung nach Thazi bringen wird, Mit kaum 20 km/h im Schnitt schwanken die Waggons,

ähnlich einem Hamburger Seemann nach durchzechter Nacht. Die kleinen Mönche gehen mir nicht aus dem Kopf.

Ich hatte mir in Nyaungshwe ein Fahrrad gemietet: für einen Ausflug entlang der Seitenkanäle des Inlesees. Durch kleine Siedlungen führte mich der Weg an diesem strahlenden Sommermorgen, und in meinen Ohren klingen die hellen, leichten Silberglöckchen, die die Spitzen der Stupas bekränzen, nach wie Engelstimmen. Ich erreichte einen „Hot Spa“, in einer Vulkanfurche am Gebirgsrand gelegen und badete bei 30° C im Schatten in wohligh warmem Wasser dieser Anlage, wechselnd mit erfrischender kalter Dusche. Zielpunkt meiner kleinen Reise war aber der Besuch eines buddhistischen Festes in einem nahen Kloster dieser Gegend. Etwa 120 Schweiß treibende Stufen, dann stand ich mittendrin in der feiernden Menge.

Stell dir die Bilder vor: Familien, sicher über 100 Menschen, lagern um die Pagode, essen, trinken Tee. Ich fotografiere sie. Sie lachen fröhlich, lachen mich an, und ich setze mich zu ihnen, esse, trinke, feiere mit. Besonders meine Pfeife wird bestaunt, herum gereicht, berochen, befühlt, probegeraucht. Ich gebe etwas Geld in die Gemeinschaftskasse. Es wird, zusammen mit Papierkügelchen, in großen Krügen gemischt und später, als Füllhorn allen Glücks dieser Erde, in die Menge geworfen. Eltern putzen ihre Kleinsten heraus: rosafarbene Kleidchen, weiße Blusen, die Jungen mit kunstvoll gewickeltem Turban stehen daneben, wie Prinzen im Festsaal eines Schlosses. Die Mönche sind überall zugegen, die Jüngsten von ihnen spielen mit den anderen Kindern: eine heiter ungezwungene Atmosphäre, die den blauen Himmel dieses Sommermorgens spiegelt.

Am Abend komme ich noch einmal zurück, um vom Berg aus den Blick in die ruhig unter mir liegende Seenlandschaft zu fotografieren, in die Farben des Sonnenunterganges zu tauchen.

Das Fest ist inzwischen zu Ende, die Besucher sind gegangen, die jungen Mönche unter sich, und sie spielen mit ihren Spielgewehren Krieg, wie Jungen das wohl überall in der Welt tun. Hinter den Fassaden halb versteckt zielen sie auf mich: lachend, nicht um mich zu vertreiben, sondern Kontakt zu stiften. Gleichwohl packt mich diese Szene mit einem blitzartigen Gedanken, der mich auch heute noch und immer wieder umtreibt: Werden es, irgendwann einmal, die Mönche sein, die gesellschaftlichen Wandel im Land beginnen: ganz gegen das buddhistische Gebot von Gewaltlosigkeit?

Auch Fußball spielen die Jungen und haben dazu ein altes zerbeultes Gummiring, das sie juchzend über den Platz treiben. Sie fragen mich nach meinem Heimatland. „Oh, Germany! Football, Oliver Kahn, Ballack, Bayern München“, so sprudelt es aus ihnen heraus.

Am nächsten Morgen, in einem anderen Shankloster, zu dem ich wandere, das gleiche Bild: die Fragen nach Deutschland mit Ballack und Kahn, und ich kann ungezwungen fotografieren. Ein älterer Mönch teilt Reis aus Die Kinder und Jugendlichen hocken um große, niedrige Tische, die mit Saucen, Gewürzen und Gemüse in kleinen Schälchen gedeckt sind. Später sehe ich sie beim Abwaschen

ihrer Blechnäpfe, beim Herumtollen in neugieriger Fotopose, mit fragenden Gesichtchen.

Das Kloster ist aus Teakholz gebaut, mit Kapitell getragenen Säulen gestützt und mit Gold verziertem Stuck in den Decken. Auf dem Boden liegen die sorgsam zusammen gerollten Bast-matten für die Nacht und einige weichere Liegen für die älteren Mönche.

Am Morgen meiner Abreise sah ich sie dann, bei Sonnenaufgang, in langen Reihen durch die Straßen ziehen. Ich sah die Menschen, aus ihren Häusern treten, um ihnen Reis in ihre Blechnäpfe zu spenden. Aus der Umgebung von Nyaungshwe wurden sie in kleinen Lastwägelchen heran gekarrt, indem nicht nur die Stadt, sondern ein weiter Umkreis dicht mit Klöstern besetzt ist. Im Städtchen selbst, mit seinen etwa 2000 Einwohnern, zählte ich auf meinen Rundgängen allein schon 4 Klöster und Pagoden, und es gibt sicher noch mehr.

Bis zur Mittagszeit dürfen die Mönche essen, danach nicht mehr, und man erzählte mir vom Weinen der Kleinsten, wenn sie noch nicht gewöhnt waren an diese Regel, hungrig zu Bett zu gehen.

Meine Beobachtung, die nicht mehr als ein flüchtiger Eindruck sein kann: Der Buddhismus ist eine ungeheuer starke Kraft in diesem Land, vielleicht ein moralischer Grund, an dem sich irgendwann einmal die Militärs die Zähne ausbeißen könnten, wenn sich die Spielzeugpistolen in Waffen verwandeln.

## **Im Zug nach Thazi**

Vom Warten im Bahnhof von Shwe Nyaung hatte ich anfangs berichtet. Nun sitze ich also im Zug nach Thazi. Neben mir ein etwa 40jähriger Mönch. Er kramt ein neu verpacktes kleines Radio und ein Päckchen Zigaretten aus seinem Bettelsack und palavert mit dem Schaffner. Später, in Mandaley sehe ich auch Moped fahrende junge Mönche. Wie arm sind sie wirklich?

In den vielen Stationen, die wir anfahren, wird von „fliegenden Händlern“ Obst angeboten, auch Curryreis mit Fischpaste oder mit Gemüse gefüllte Teigtaschen. Die Strecke führt steil aus dem Gebirge hinunter in die Ebene, und so rangiert das Zügelchen zur Bewältigung dieser Aufgabe vor und zurück, immer und immer wieder; hangelt sich langsam, doch unermüdlich in kurzen waagrechten Abschnitten hin und her dieselnd, aus den Bergen hinunter nach Thazi.

Ich lese, schaue, schreibe. Geduld ist gefragt. Statt der angegebenen Fahrzeit von 7 Stunden für die knapp 90 km erreichen wir nach über 12 Stunden endlich gegen Mitternacht das Ziel. Der Anschlusszug nach Mandaley ist längst weg: Schlafen in einem trostlosen, stinkenden Moskitozimmer, das mir der aus dem Schlaf gerissene, mürrische Gastwirt überteuert zuweist. Noch vor Sonnenaufgang holt mich das Hupkonzert einer langen LKW Kolonne aus dem Schlaf. Ich fahre mit einem „Pick up“ nach Meiktila, der Anschlussstation zur 8stündigen Busfahrt nach Mandaley.

## Mandaley

Travellers geben oft gute Hotel Insidertipps, so auch für diese Stadt. Reservation für den „Sleeper“, drei Tage später, Einkauf einer Flasche Whisky erstaunlicher Qualität für 2\$, Stippvisite des Palastgrabens, der, etwa 8 km lang, das Königsschloss umgibt, das ich am nächsten Tag besichtigen werde, nach langem Suchen auch ein Internetcafe, ein hübsches Restaurant „nach meinem Geschmack“ für 3\$, einschließlich einer Flasche Bier, die ich mir gönne, und dann früh zu Bett. Endlich einmal ausschlafen. Die laute „Fan-Begleitung“ an der Decke klingt den müden Knochen fast wie Himmelsmusik.

Die Rikscha- und Autotaxis hatten an mir keinen Verdienst und wenig Verständnis für meine Entscheidung, den Tag über zu Fuß zu gehen. „Zu Hause kannst du spazieren gehen“, ruft mir ein Taxifahrer ziemlich böse zu. „Hier musst du Taxi fahren!“ Keine Chance. Wenn man schon alleine reist, bedeutet jeder noch so lange Fußmarsch eine Entschleunigung, die zur Seele durchschlägt. „Nur wo du zu Fuß warst, warst du wirklich!“ Dieses schöne Spruchband auf meinem Rucksack, das mir meine liebe Freundin Monika als Reisemotto aufnähte, bedeutete mir immer so etwas wie ein Weg nach innen, auf dem der Weg zum Ziel wird, und jede Ungeduld, Blatt für Blatt, behutsam vom Körper fällt. Es brauchte indessen viel Geduld an diesem Morgen. Jede Brücke über den Graben, die man schon von weitem sah, verhieß einen Eingang, der dann „off limits“ von Militär besetzt war. Strenges Fotografierverbot. Schussbereite Maschinenpistolen wie kurz vor Ausbruch eines Krieges und finstere Mienen: ein nicht eben anheimelnder Auftakt meiner Besichtigungstour. Ich fand endlich den richtigen Brücken-Durchgang und das Kassenhäuschen. 10\$ Eintritt, ein stolzer Preis. Die Junta braucht eben Geld, und die Touristen sind eine leichte Anzapfstelle.

Wozu brauchen die Militärs das Geld? Wenig für Bildung, Sozialleistungen oder die Verbesserung der Infrastruktur: für Straßen und Eisenbahnen, Elektrizitätsversorgung, Telekommunikation und dergleichen, mehr ganz sicher für den Ausbau ihres Machtapparates und der eigenen luxuriösen Lebensbedingungen.

Wer nicht mehr als gerade einmal seinen Namen schreiben kann, über Schlaglochpisten mit kaum über 30 km/h vorwärts kommt, wer außerhalb von Kommunen nur mit Mühe eine Telefon- oder Handyverbindung zustande bringt, wer sich mit wenigen Stunden Strom am Tag zufrieden geben muss, hat kaum Energie zum Widerstand. Der Tourismus entwickelt sich auf dieser Grundlage allerdings nur schleppend. Man braucht ihn als Geldquelle und konzentriert sich auf angemessene Versorgung der gewinnträchtigen Luxusresorts. Die kleineren Hotels müssen experimentieren, so gut es eben geht. Für mich als bescheidenen „Backpacker“ war das kein Problem. Kerzenlicht ist etwas sehr Schönes, und ich liebte die romantische Schummerstimmung im Zimmer wie auch im Restaurant meiner Pension in Nyaungshwe, in der es nur jeden zweiten Tag Strom gab. Man musste sich eben rechtzeitig darauf

einstellen. Nicht ganz so einfach gestaltete sich aber wohl die Kochlogistik meiner Wirtsleute in Lösung der Aufgabe, bei Kerzenlicht auf einem Petroleumkocher ein ansprechendes Menü zu zaubern.

## **Begegnung mit buddhistischen Mönchen**

Der Buddhismus in Myanmar erscheint mir als ein wesentliches Ferment, das die Gesellschaft durchwirkt. Die „Monks“ sind immer und überall unterwegs und im Gespräch mit den Menschen. Sie sitzen keineswegs abgeschottet von der Wirklichkeit in ihren Klöstern, und den Wert der Bildung haben sie erkannt. So wurde das Königsschloss, das ich besuchte, ohne mich kunsthistorisch sehr zu fesseln, zu einem tragenden Informationselement an diesem Morgen. Drei junge Mönche sprachen mich an, begleiteten mich, fragten, erzählten, zeigten mir ihr Kloster und „Education Center“ mit Nähstuben, Werkbänken, vor allem mit moderner Computertechnik ausgestattet. Ein Krankenhaus baute man und erweitert es gerade, die Lehrkräfte und Ärzte werden mit ausländischen Spendengeldern aus aller Welt bezahlt, vor allem mit deutschen. Es gibt in Saarbrücken dazu einen Hilfsverein, der nach kleinen Anfängen der Schulbildung in einzelnen Dörfern hier die schulische Weiterbildung unterstützt. „Früher oder später (hoffentlich früher!) wird die Militärregierung wie ein Kartenhaus zusammenbrechen“, sagen meine Freunde. Sie sind sich sicher und äußern sich ungeschminkt mutig. „Internationaler Druck ist unabdingbar“, geben sie mir zu verstehen, „und es wird viele Opfer geben, mehr vielleicht als im Septemberaufstand 2006, aber jede Diktatur scheidet schließlich. Die „Herren von heute“ müssten sich ein neues Volk schaffen, um an der Macht zu bleiben. Wir sind geduldig und stark aus unserem geistlichen Denken heraus.“ Meine Freunde nennen das „Buddha thinking“.

Am Nachmittag steige ich die 500 Stufen zum Mandaley Hill hinauf. Dort komme ich wieder mit Mönchen ins Gespräch, besuche sie am nächsten Morgen. Fast beschämend ist ihre freundliche Zuwendung. Sie schenken mir einen erfrischenden „Energy Drink“ und Kekse. Geld nehmen sie nicht an. Dann stellen sie mir ihren Englischlehrer vor, der einige Straßen weiter in einem winzigen Raum unterrichtet. Er ist „Exmönch“, schied aus dem Klosterleben aus, weil er heiraten wollte, ebenso wie ein anderer junger Mann, den ich vor der Unterrichtsstunde antreffe. Als Bankangestellter kehrte er ins „zivile“ Leben zurück. Ein denkwürdiger innerer Friede liegt über unserer Unterhaltung und gibt auch diesem Morgen seine besondere Farbe. Er bringt mich zu meinem Hotel und besteht darauf, mich am nächsten Tag zur Bushaltestelle nach Peiktila zu fahren. Ich hatte ihn nach dem Weg gefragt, er schenkte ihn mir durch seine Fürsorglichkeit. Beeindruckend, ja prägend wurden die beiden „Mönchstage“.

## **Die Geisterwelt von Peiktila**

Unter dem Eindruck meiner Begegnung mit buddhistischen Mönchen nehme ich Sie mit zu den Ruinenpagoden von Inwa, mit ihren geradezu barock anmutenden Rollvoluten und Akanthusverzierungen aus dem 9. und 10. Jahrhundert(!), zum Kloster „Bayhaya“, dem ältesten des Landes, ganz aus Teakholz gebaut, und schließlich nach Peiktila, etwa 100 km von Mandalay entfernt gelegen.

Die Menschen sammeln sich im Gebet, in Meditation um eine kleine goldene Buddhafigur, neben der, zusammen gerollt, unbeweglich eine Python schläft. Sie birgt in sich alle Weisheit Buddhas seit Urgedenken. Man hat sie gefüttert und gewaschen: man verehrt sie mit Buddha in einem Atemzug - und mit ihr die Nats, zu Dutzenden in Nischen ringsum aufgestellt. Ahnen, Territorialgeister, Naturgeister, die Unglück bringen können, vor allem aber beschützen: eine verstorbene historische Persönlichkeit, eine legendäre Figur, ein Naturgeist oder auch eine Hindugottheit: Boboguyi und U Shin Guyi, die Beschützer der Wasserwege des Ayeyarwadi-Deltas, der Hausbeschützer Maung Tinde, für den man in der kleinsten Hütte eine frische Kokosnuss bereit hält. Man legt sie auf einen kleinen Altar oder hängt sie, mit roten Stoffstreifen und Blumen geschmückt, in einem Korb auf; Taw Zaung ist der Schutzgeist des Waldes, Yokkazoe Nat der eines heraus ragenden Baumes. Aus dem Pantheon der Hindugottheiten übernahm man Saraswati unter dem Namen Thuratthadi als Patronin von Literatur, Musik und Bildung allgemein.

So stehen sie nebeneinander mit vergoldeten Gesichtern, in grell-bunten Gewändern: Hexen- wie Engelhaft: Anbetung, Beschwörung unter der oft unerträglichen Last des Lebens. In den beiden Wochen nach dem Vollmond in Juni/Juli feiert man hier zu Ehren der Nats ein Fest mit Jahrmarkt, Varieté, Legenden- und Jataka-Erzählungen in uralter mündlicher Tradition. Oft taucht darin die Schlange auf: die Schlange von Peiktila: Mythologisch und mystisch zugleich findet man sie in allen Religionen So traf ich sie wenig später auch im Verbund mit den erotischen Skulpturen des Kamasutra am Prozessionswagen für den Sonnengott Surya im berühmten Sonnentempel von Konarak in Südindien.

Äußere Bilder - innere Bilder. Wer könnte das Unerklärliche erklären.

## **Gedanken zum Buddhismus**

Die Menschen sind bis an die Grenzen ihrer körperlichen Leistungsfähigkeit in ihren Alltag eingebunden: Der Reisbauer, der seine Ochsen zum Dreschen im Kreis treibt, die alte Frau, die mit einem kleinen Hammer Steine für den Straßenbau zerschlägt, der Fischer, der seine Netze flickt, der ausgemergelte Lohnarbeiter, der, mit Zentnersäcken auf dem Rücken im Akkord einen Lastkahn belädt.

Die Antwort auf die Sinnfrage ihres Tuns überlassen sie Buddha und zuweilen

auch den Nats, die ich in Peiktila traf, den Geistergöttern, die sie beschützen mögen.

Einer der Grundpfeiler buddhistischer Lehre ist die Vorstellung, dass alle Erscheinungen dem Prozess des Werdens und Vergehens unterworfen und daher unbeständig sind. Sie existieren nicht isoliert, ent- und bestehen vielmehr in bedingter Abhängigkeit zueinander. Damit verwirft Buddha die hinduistische Auffassung, dass der Welt ein ewiges göttliches Sein (Brahman) und den Lebewesen ein unveränderliches Selbst (Atman) zu Grunde liegt. Für ihn ist das nur ein Versuch des Menschen, sich und der Welt Dauerhaftigkeit zu verleihen: eine schmerzliche Illusion. Hinduistische Reinkarnation im Sinne von Wiederverfleischung des Selbst in anderer Gestalt gibt es im Buddhismus nicht. Was wieder geboren wird, ist die im Laufe des Lebens angesammelte karmische Energie. Sie entsteht, wenn Denken und Tun von Gier, Hass und Verblendung motiviert sind. Erst wenn es sich völlig daraus löst, kann der Wiedergeburtenskreislauf (Samsara) durchbrochen, das Nirwana als vollendete Freiheit und vollkommenes Verlöschen erreicht werden. Der Weg dorthin führt über den 8fachen Pfad der Überwindung des Leidens dieser Welt, der Überwindung von Begierde, Hass und Verblendung:

- rechte Ansicht
- rechte Gesinnung
- rechte Rede
- rechtes Tun
- rechte Lebensführung
- rechte Anstrengung
- rechte Achtsamkeit
- rechte Meditation

Der Mensch soll Extreme vermeiden: sowohl radikale Askese als auch ausschweifenden Lebenswandel. Es ist der "Pfad der goldenen Mitte", der sehend macht und Wissen erzeugt: zur Beruhigung der Leidenschaften, zu höherer Erkenntnis, wie zu Erleuchtung und zum Ende Verlöschung.

Als Sittenregeln für diesen Weg gelten:

- nicht töten
- nicht stehlen
- keine sexuellen Verfehlungen
- nicht lügen
- keine berauscheden Mittel

Für Mönche, Nonnen und Novizen kommt hinzu:

- kein sexueller Verkehr

- kein Essen nach 12 Uhr
- Fernhalten von Vergnügungen
- Schmuck und Pomp vermeiden
- nicht auf hohen, üppigen Betten schlafen
- kein Gold oder Silber annehmen

Spenden und Freigiebigkeit bringen indessen fünffachen Segen, und so handeln die Burmesen trotz aller Armut, denn es macht beliebt, bringt sie mit guten Menschen zusammen, führt zu einem guten Ruf, stärkt das Selbstbewusstsein, und schenkt eine himmlische Wiedergeburt, sofern das Schenken ohne Eigennutz geschieht.

Insgesamt geht es damit um Gelassenheit, sich nicht in positive oder negative Gefühle zu verstricken. Sie hilft, Mitgefühl und Mitfreude zu zeigen, sich allen Wesen liebevoll zuzuwenden.

Höhepunkt im Leben eines burmesischen Jungen ist die "Shin Pyu-Zeremonie": Mit ihr tritt er in die Fußstapfen Buddhas, auch wenn es nur für kurze Zeit ist. Familie und Freunde begleiten den prachtvoll gekleideten Knaben mit Musik und Tanz zum Kloster. Auf Schultern getragen oder auf einem geschmückten Pferd sitzend sieht er wie ein Prinz aus: Erinnerung an die königliche Herkunft Gautama Siddharts, des späteren Buddha. Am Kloster angekommen, schneidet ihm ein Mönch die Haare ab, er kniet vor dem Abt und bittet um Aufnahme ins Kloster. Nun legt man ihm die Mönchsrobe an und hängt die Almosenschale über seine Schulter. Nach Tagen, Wochen, Monaten, vielleicht erst nach einem Bildungsabschluss wendet sich der Junge meist wieder dem "normalen" Leben zu, um später noch einmal, und wahrscheinlich wieder auf Zeit, zurück zu kehren.

Klöster sind damit also wesentliche Träger schulischer Bildung. Für Jungen wie Mädchen, wie sich in dem Mädchenwohnheim zeigt, das ich in Mandaley besichtigte. Zumindest Lesen und Schreiben sollen die Kinder hier lernen, und damit zeigt sich Bildung zutiefst in buddhistischem Denken verankert, sichtbar an demselben Begriff für „Kloster“ wie für „Schule“. „Kyaung“ heißen beide.

Die Zahl der Nonnen mit weißer Tracht ist sehr gering, sie treten im Straßenbild kaum in Erscheinung: umso deutlicher die mehr als 170000, in orangefarbene Gewänder gekleideten Mönche. Sie genießen traditionell hohes Ansehen, stehen selbst über den politischen Machthabern. Schon jungen Novizen wird höchster Respekt entgegen gebracht, doch bis zu vollkommener Kenntnis der Schriften führt ein langer Weg. Es gibt nur wenige "Weise", die alle Texte beherrschen. Man sagt ihnen magische Kräfte nach, sucht sie auf, um sie zu befragen und erhofft sich Ansehen daraus. Sehr geschickt tun dies auch die militärischen Machthaber, und eines wird ihnen sicher damit zu Teil: "mediale Aufmerksamkeit".

Unter diesem strengen Focus, den ich hier zu entwerfen suche, ist Burma

allerdings nur bedingt ein buddhistisches Land. Ihr Glaube zeigt sich in den verschiedenen Volksgruppen mit Ahnenkult, Geisterglaube und schamanischen Riten, wie etwa in Peiktila, verwoben und erinnert mich an die „unheilige“ Verquickung von katholischer Doktrin mit dem Aberglauben des „Condomblé“ in Brasilien.

## **Marionettentheater in Mandalay**

Den letzten Akzent meines Aufenthaltes in Mandalay setzte ein Besuch des dortigen Marionettentheaters. Der Theaterchef war gerade aus Paris zurückgekommen, um einen Gastspielvertrag abzuschließen: Das Theater ist auch in Europa ein Begriff, und nicht nur mein Reiseführer bezeichnet einen Besuch als unbedingtes „muss!“.

Es hat eine 500jährige Tradition, seine Blüte erlebte es aber während der „Konbaung-Dynastie“ im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts, und so stehen höfische Szenen im Vordergrund. 28 Figuren gehören zum komplizierten Fadenspiel. Nicht mehr aus Yamaneholz für die menschlichen Figuren, bzw. aus Korkbaum für Könige und Minister, vielmehr aus Teakholz schnitzt man sie heute, und ich liebe meinen „Clown“ (in der höfischen Rolle eines Hofnarren), den ich mir anfertigen ließ. Er hat einen Ehrenplatz neben meinem Schreibtisch. Ich rede und spiele oft mit ihm, so ausdrucksvoll lacht mir sein Gesicht.

Traditionelles Harfenspiel steht am Beginn einer Darbietung. Das Instrument ist aus Akazienholz gebaut. Die übrigen Instrumente bestehen aus allerlei Schlagwerk, mit Xylophon, Cymbal, und –nach Art des Klanges- einer Blechboe. Die Musik kennt keine Halbtonschritte und keine harmonischen Gesetze nach westlicher Klangvorstellung.

Die Burmesen glaubten, dass magische Tiere und Dämonen die Berge des Himalaja bewohnten. Nach buddhistischer Vorstellung (im Kontext indischer Astrologie) erscheint im Sternbild als erstes ein Pferd, das das kosmische Chaos beendete. In ähnlicher Konstellation stehen am Himmel andere Tiere: Affe, Elefant, Krokodil, Vögel. Man kann diese sphärische Harmonie an der mit Sternenlichtern durchsetzten Decke der "Wizara-Pagode" in Yangon bestaunen und nachempfinden..

Auf die Vorstellung der Tiere folgen höfische Zeremonien, und eine leibhaftige Prinzessin, scheinbar an Fäden hängend, imitiert in amutigen Bewegungen das Spiel der Puppenprinzessin neben ihr.

Nicht fehlen darf der schon erwähnte Clown - als eine Art Hofnarr - mit zwinkernden Augen und Schirm. Ja, das ist „mein Schreibtischclown“.

Und dann zeigen sich die Spieler in kunstvollem Lenken der Fäden über der Ebene der Puppenszene leibhaftig: Wirklichkeit und Imagination im Wechselspiel.

Für 10\$ Eintrittsgeld gaben die 5 Puppenspieler und eben so viele Musiker ihr Bestes für mich als ihrem einzigen Gast in einer vollen, märchenhaften Stunde.

## Zurück nach Yangon

Die Rückreise nach Yangon im „Sleeper“ war eine senkrecht und waagrecht geschüttelte Wachtraumerfahrung vom Feinsten. In der Gegenrichtung fährt schon lange kein Nachtzug mehr. Die Militärs haben, etwa auf halbem Weg zwischen Yangon und Mandaley, im Zentrum des Landes, vor denkbaren Angriffen der Amerikaner, tief in den Bergen versteckt, eine neue Hauptstadt gebaut: „Nay Pyi Taw“ heißt sie (Stadt der Könige), auf einer Fläche fünfmal so groß wie Berlin, mit Prachtstraßen und Riesenbauten für Militär- und Zivilverwaltung. Aus Angst vor Terroranschlägen, die man nachts besonders fürchtet, ist der Zugverkehr also eingeschränkt, und auch mein „Sleeper“ rast ohne Halt durch diesen „Hauptbahnhof“. „Es ist eine Geisterstadt“, erzählt mein Guide, von dem ich erzählen will. „Man weiß wenig und spricht nicht davon. Die Junta denkt nur an Strukturen ihres Machterhaltes. Die bauen doch keine Städte für ihre Menschen!“ Zynisch klingen solche Worte und sind wohl auch so gemeint.

Ich hatte ihn am zweiten Nachmittag meines Aufenthaltes in Yangons Straßen zufällig kennen gelernt: Chit San Moung sein Name. Ein 24-jähriger junger Mann, sehr gebildet. Er hat in einer Klosterschule Deutsch gelernt und an der Universität Physik studiert. Er muss einen "Riecher" für Deutsche haben, denn er spricht mich in meiner Sprache an. Wir essen zusammen, und am nächsten Tag zeigt er mir seine Stadt, wie ich sie alleine nicht kennen gelernt hätte. Etwa: wie man mit einem "Pick up" fährt. Es gibt auch Busse, aber die meisten Menschen fahren in diesen Kleinlastern durch die Stadt, für umgerechnet 10 Cent. Völlig überladen sind sie, irgendwie kommt man trotzdem immer mit: auf den schmalen Sitzbänken, dem Trittbrett, dem Dach. Interessant für mich: obwohl zusammen gepfercht, geht jeder mit dem schmalen Raum so vorsichtig um, wie der sprichwörtliche "Elefant im Porzellanladen", der ja bekanntlich keiner Kaffeetasse etwas zu Leide tut, so vorsichtig setzt er seine Füße.

In die Shewagon-Pagode, dem berühmtesten Bauwerk, der heiligsten Stätte der Stadt geht er 10 Schritte hinter mir. Neben mir oder gar im Gespräch darf er keinesfalls gesehen werden. Er hat keine Lizenz als Fremdenführer, und die Geheimpolizei lauert in jedem Winkel, fürchtet er zumindest. Würde er sich zu reden wagen, könnte er mir helfen, den Sinn dieses Grabhügels, dieses riesigen, golden in den blauen Himmel aufragenden Stupakegels, zu erklären und den Grund seiner heiligen Bedeutung.

Den steilen Weg, der vom Wiedergeburtens-Kreislauf zum Nirwana führt, und damit den Weg Buddhas selbst, symbolisiert seine Form. Nach gleichermaßen hinduistischer wie buddhistischer Vorstellung wird in ihm der Berg Meru sichtbar, der Mittelpunkt der Welt. Religiöse Zeugnisse und Reliquien hat man in ihn hineingelegt, und so erhebt er sich majestätisch aus achteckiger Basis in vielen, sich verjüngenden Terrassen zu einer glockenförmigen Halbkugel hin, der „Anda“, die zur Spitze führt. Bananenblüten- und Lotosknospen gliedern sie und bilden schließlich einen goldenen Schirm, mit aufgesetzter Wetterfahne und

einer goldenen Kugel als Zeichen der Erleuchtung. Mit unzähligen Edelsteinen ist das Kunstwerk besetzt und glitzert, funkelt in den Sonnenstrahlen nach innen, in die Herzen der Gläubigen.

Hajo hatte mir dazu in Sihanoukville eine amüsante Episode erzählt: Straßenhändler boten einem seiner Freunde Edelsteine zum Kauf an, spottbillig. Die können kaum echt sein, sehen aber hübsch aus. So erwarb er einige und zeigte sie, nach Hause zurück gekommen, einem Juwelier. Der staunte. „Die sind echt“, konstatierte er verblüfft. Es sind Diamanten. Woher haben sie die?“ – Des Rätsels Lösung: Der „Zahn der Zeit“ lockerte manchen Edelstein der Goldstupa aus seiner Fassung. Sie fielen und fallen immer wieder herunter: „findigen“ Suchern vor die Füße. Natürlich sind sie öffentlich unverkäuflich, einträglicher Touristenhandel allemal. Ein Riesenglück für diesen Freund und für geglückten Schmuggel durch den Zoll.

Chit San Moung folgt mir also in gemessenem Abstand, vorbei an den 9m hohen mythischen Wächterlöwen, den „Shinties“, durch glitzernde Ladenpassagen hinauf zur Pagode. Er ist sehr schweigsam. Erst gegen Abend, da wir in der Parklandschaft des Kandawgyi Sees zur Ruhe kommen, im Blick auf die Königliche Barke, mit dem goldenen „Galon“ an der Spitze, dem mythischen Vogel „Garuda“, dem edlen Reittier Vishnus, das die Sonne als sein Planetenzeichen im Schnabel trägt, kommt ein gutes, freies Gespräch in Gang. Wir schauen über den See zu den im Sonnenuntergang, in der Ferne leuchtenden Spitzen der Shewagonpagode, und ich frage ihn nach seinem Studium und nach Einstellung und Verhaltensweise der Militärs in Fragen buddhistischer Bildung.

Er bestätigt mir, dass Bildung heute zu einem großen Teil in der Hand buddhistischer Klöster liegt. „Die Junta ist da in einem Dilemma“, sagt er. „Einerseits benutzt sie den Buddhismus, da mindestens 90% der Bevölkerung dieser Religionsgemeinschaft zugehören, als politisches Bindemittel, auf der anderen Seite können die Mönche und mit ihnen die Studenten politisch gefährlich werden. Ich lerne, dass Klöster schon zu Zeiten der „Könige des Baganreiches“ vom 11. – 13. Jahrhundert Urzelle des Lernens überhaupt waren: nicht nur für Novizen, sondern auch für Laien, bis hin zur Dorfbevölkerung. Absolventen des höchst möglichen buddhistischen Examens kamen fast automatisch in hohe Staatsämter, ihre Familien wurden oft von Arbeitsdiensten und Steuern befreit. „Das Bildungsniveau ist auf dieser Grundlage von jeher hoch. Analphabeten findet man eigentlich nur in den Gebirgsgegenden des Nordens, etwa bei den „Shan“, da staatliche Schulen völlig fehlen: in Aufstandsgebieten sowieso. „Shanrebell“ haben allerdings auch hier –wenn auch illegal- Lese- und Schreibunterricht in die eigene Hand genommen. Das ist so wichtig für die Zukunft unseres Landes!“ Ich frage ihn nach den „Karen“, von deren Ausbildung in baptistischen Missionsschulen ich gehört habe. Chit bestätigt das. „Ja, vielleicht war das ein wichtiger Ansatz in der Kolonialzeit der 1870er Jahre, mit Gründung der ersten Universität 1920 in Yangon, liegt den

Diktatoren aber noch heute schwer im Magen.“ Er lacht ein bisschen gequält, und ich denke mir, dass es überall auf der Welt Studenten sind, die gegen Unterdrückung auf die Straße gehen; „oder in den Untergrund, wenn es zu gefährlich wird“, setzt er hinzu. „Zwischen 1991 und 2000 haben sie die Universität achtmal geschlossen, und die besten Köpfe gehen ins Ausland.“ – „Nur ein „dummes Volk“ ist manipulierbar“, füge ich hinzu, und er lacht nun nicht mehr. „Lehrer werden so schlecht bezahlt, dass sie von ihrem Gehalt kaum leben können: ungefähr 20\$ im Monat! Dahinter steckt System!“

„Du könntest doch als „Guide“ arbeiten“, wechsele ich das Thema. „Im Zeichen wachsenden Tourismus‘ könnten deine Deutschkenntnisse von Nutzen sein.“ – „Schwierig, eine Genehmigung zu bekommen“, antwortet er, „außerdem kostet sie über 100\$. Vielleicht später einmal.“ Er hält sich lieber im Hintergrund: schüchtern, beinahe ängstlich. Womit er denn seinen Lebensunterhalt verdient, hatte ich ihn schon am Vortag beim Abendessen gefragt. Er malt Werbeplakate an hohen Hauswänden. Dazu muss er auf einem wackeligen Bambusgerüst herum klettern. Sein Verdienst: 1.50\$ pro Tag, knapp 30 Dollar im Monat. 1/3 davon gibt er seiner Schwester, bei der er untergekommen ist, als Mietbeitrag, den Rest hat er für Essen und Kleidung. Er kommt gepflegt daher: Sauberes weißes Hemd, gebügelte schwarze Hose, geputzte Schuhe. Eindruck eines wohl situierten Büroangestellten. Das Essen mit mir für (zusammen etwa 3 Dollar) hat er genossen, sonst isst er Nudelsuppe oder Gemüse am Straßenrand für 50 Cent. "Mein Einkommen ist doch recht gut", sagt er bescheiden und macht mich auf die Straßenkehrer aufmerksam, die den Bürgersteig vor den Villen des Militärs kehren. Zu Dutzenden sieht man sie dort auf der rechten Seite der Allee, die zur Shewagon-Pagode führt. Ich war dort an meinem ersten Tag in Yangon schon einmal spaziert, kam aber nicht weit. Ein Militärposten wies mich mit schussbarem Gewehr auf die andere Straßenseite. Da ist der Bürgersteig gar nicht so gepflegt, voller Schlaglöcher, loser Platten... und dreckig: ohne Straßenkehrer. Es ist der Bürgersteig fürs Volk. Die gepflegte Seite für die Militärs. So ist das in einer Diktatur... und Chit erzählt mir nun, da wir den Weg zusammen gehen -auf der "Volksseite" natürlich- dass ein Straßenkehrer 10\$ Dollar verdient: im Monat. "Davon kann man doch nicht leben", sage ich. Er zuckt mit den Achseln. "Sie müssen es damit schaffen", meint er. Vielleicht hat die Frau auch einen kleinen Verdienst". Und wenn nicht...?!

Von meiner Rundreise nach Yangon zurückgekehrt, treffe ich ihn also wieder. Ohne Job. Ohne Geld. "Mein Kollege ist vorgestern vom Bambusgerüst abgestürzt, Tot. Eine Sprosse war gebrochen. Verantwortlich ist Niemand. Da bekam ich die Panik und bin gegangen." Und nach einer langen Pause erzählt er, wovon die Zeitungen nicht berichten, was sich nur von Mund zu Mund mitteilt: "Letzte Woche sind in einer Vorstadt von Yangon, in den Slumvierteln draußen, in „South Dagon“, 40 Menschen, vor allem Kinder, verhungert." - "Nordkorea", kommt es mir in den Sinn, schlimmer kann es da auch nicht sein." – „Sie hätten doch zu einem Kloster gehen, Mönche um Hilfe bitten können“, werfe ich ein

und erfahre, dass die meisten Mönche nach ihrem Aufstand aus Yangon vertrieben wurden, und die wenigen, die es am Rande der Hauptstadt noch gibt, selbst kaum überleben können. „Es kommt noch etwas hinzu“, sagt Chit: „Die Leute, die in diesen Slums leben, sind nicht nur arm, sondern auch kriminell, und Kriminelle werden im Kloster nicht aufgenommen.“ So also sind die Lebensverhältnisse.

Ein Lehrer verdient monatlich 20-30 Dollar, ein höherer Angestellter vielleicht das Doppelte. Dabei kostet schon ein Sack minderwertiger Reis (2.5kg) 500 Kyat (= 0.50 \$cent). "Die Frau muss in jedem Fall mitarbeiten, ggf. auch die Kinder (2-3 Kinder hat die Familie durchschnittlich). Und dann sucht man eben nach Nebenjobs, möglicherweise nicht ganz legal. Der Arzt bittet Patienten abends zu sich nach Hause, der Lehrer gibt Nachhilfe, der Polizist kassiert schwarz. Die offizielle Arbeit leidet darunter, aber was soll man machen". Shit ist nicht verheiratet und sagt mir auch nicht, wie er sich nun ohne den Job als Plakatmaler durchschlägt. "Ich werde schon etwas finden", meint er und lächelt. Er lächelt immer und überhaupt wirken die Menschen auf den Straßen gelassen; vielleicht sollte man besser sagen: apathisch. "Vielleicht suche ich mir Arbeit in den Emiraten. Die brauchen Fremdarbeiter. Wird auch ganz gut bezahlt." An eine Fürsorge des Staates denkt Niemand. Jeder bastelt an seiner eigenen Überlebensstrategie.

Ich habe ihm zum Abschied 100\$ gegeben für seine Begleitung. Er steckte das Geld ein, ich spürte keine Emotion. Immerhin konnte er damit unbesorgt eine geraume Zeit verbringen. Er wird durch die Straßen gehen, um nach anderen Touristen Ausschau zu halten. Ob es stimmt... und vor allem klappt, weiß ich nicht, aber ich wünsche es ihm.

Damit ist der Rahmen dieses kleinen Berichtes abgesteckt, aber bei Weitem noch nicht alles gesagt, denn ich sollte Chit San wieder sehen: unverhofft. Fast zwei Jahre nach meiner Reise erreichte mich eine Email meines Freundes, und damit beginnt die Geschichte erst so richtig. Es ist ein Hilferuf des jungen, inzwischen 26jährigen, Mannes aus Thailand. Er ist geflohen und wartet jetzt in einem Auffanglager auf Entscheidung über seinen Asylantrag. Wir verabreden uns in Bangkok, und ich erfahre Einzelheiten des politischen Unterdrückungssystems in Myanmar und eine Menge aus seinem Leben darin.

Einige Facetten daraus sind schon angeklungen, und Vieles lässt sich ja auch „zwischen den Zeilen“ lesen. Trotzdem bedarf es hier einiger geschichtlicher Fakten zum besseren Verständnis, ohne dass daraus eine umfassende politische Geschichtsstunde werden soll.

Burma ist ein Vielvölkerstaat, heute angeführt von den „Bamar“, die in Wirtschaft und Politik das Sagen haben. Da sind aber auch die „Shan“, die „Karen“, „Kayin“, die „Mon“, die „Rakhine“ und die „Chin“, um nur einige zu nennen. 12 Völker mit über 100 unterschiedlichen Volksgruppen sind es insgesamt, und alle hatten ihre eigene, an ihre geographisch vielgestaltige Lage

gebundene, Entwicklung. Im Süden die Reislandschaft des Ayeyarwadi-Deltas, eine breite Zentralebene in der Mitte, einen trennenden Gebirgszug im Westen und östliche Bergketten, die im Norden mit über 5000m Höhe, in die Ausläufer des Himalaja reichen. Selten war man sich einig, und jeder Konflikt bedeutete Gewaltherrschaft der einen Gruppe über die andere. Hinzu kamen neben der Kolonisation durch Portugal und Holland im späten 16. Jahrhundert die katastrophalen Folgen eigener Expansionsgelüste im Westen (Bengalen und Assam), als ein Grund für den Einmarsch der Engländer, den „Herren Indiens“, und die spätere englische Kolonialherrschaft in Burma, den Expansionsversuch aber auch im Osten, mit mehreren Übergriffen auf Thailand und seine alte Königshauptstadt Ayutthaya.

„Die Thais denken noch immer an diese Periode. Sie sind nachtragend und mögen die Burmesen nicht besonders, die Flüchtlinge schon gar nicht“, bemerkt Chit. „Verheerend war auch die Besetzung des Landes durch die Japaner im 2. Weltkrieg, mit schlimmen Unterdrückungsmethoden, die in unserem kollektiven Gedächtnis unvergessen sind“, führt er unsere gemeinsamen geschichtlichen Gedanken weiter, und ich spüre in seiner Darstellung etwas von dem Stolz der Burmesen, die Japaner schließlich besiegt zu haben. „Guerillas und Studenten führten die Kämpfe gemeinsam, und dann hatten wir schließlich am 4. Januar 1948 unsere Unabhängigkeit.“

Die junge Demokratie bestand ihre Bewährungsprobe nicht. Aus China sickerten die von Mao Tsetung vertriebenen Kuomintanrebellenein und Attacken der nach Unabhängigkeit strebenden Shan kamen hinzu. Der 1. Präsident des Landes, Thakin Nu, steuerte zudem einen recht zweifelhaften politischen Kurs, in dem Versuch einer Synthese von Buddhismus und Sozialismus. Großgrundbesitz wurde an landlose Bauern verteilt, Betriebe verstaatlicht. Der Konflikt uferte aus, es gab mehr als 20 Rebellenarmeen.

Da griff das Militär ein: ein Militärputsch durch General Ne Win. Es war der 2. März 1962, und von da an ging es bergab mit dem Land.

Chit kennt die Geschichte in allen Einzelheiten, und er erzählt mir vom Verbot aller politischen Parteien außer der „Burma Socialist Program Party“ und einer durch Verfassung bestimmten starken Einschränkung der Freiheitsrechte. Ausländische Firmen wurden des Landes verwiesen, alle Betriebe verstaatlicht, alle Putschversuche blutig niedergeschlagen. Das Land schlitterte immer mehr ins ökonomische Desaster und ins außenpolitische Abseits.

Die Unruhen eskalierten: Am 8. August 1988 kam es zum Einsatz von Schusswaffen, und Tausende starben. Immerhin übergaben die Militärs die Führungsrolle an einen Zivilisten, an Dr. Maung Maung, der eine Volksabstimmung über ein Mehrparteiensystem versprach. Die Opposition formierte sich politisch unter der Führung von Frau Aung San Suu Kyi, doch gingen die blutigen Verfolgungen weiter. Tausende Studenten flohen in Nachbarländer. 10 ethnische Widerstandsgruppen verbündeten sich mit Studentengruppen. Aung San Suu Kyi kam in Hausarrest, doch fanden schließlich unter internationalem Druck am 27. Mai 1990 "freie" Wahlen statt.

Die inzwischen mit "Union von Myanmar" umbenannte Republik versuchte mit dieser Maßnahme an eingefrorene Entwicklungshilfe zu kommen. Die Partei von Frau Aung Suu Kyi erhielt 392 von 485 Sitzen: ein gewaltiger Sieg und als Folge: Annullierung! Die Militärs erkannten die Wahl nicht an: Zuerst sollte eine neue Verfassung erarbeitet werden.

„Stimmen Sie dafür?“ fragte ich den Kutscher, der mich in seinem Pferdewägelchen durch Bagan führte. „Wenn ich es nicht täte, verlöre ich meine Lizenz und damit meine Existenz“, war seine lapidare Antwort, und natürlich wurde die neue Verfassung angenommen, als Gipfel des Zynismus der Herrschenden noch während der verheerenden Flutkatastrophe im Frühjahr 2008, da den Menschen buchstäblich „das Wasser am Halse stand“, durchgepeitscht. Die Opposition hatte bei ihrer Ausarbeitung ohnehin nur mangelhaftes Mitspracherecht und zog sich 1995 schon aus der Verfassung gebenden Versammlung zurück.

Aung Suu Kyi war kurz vor den Wahlen frei gekommen, danach erneut verhaftet und unter Hausarrest gestellt. Sie über den nächsten Wahltermin (2010) in Haft zu halten, dafür gab es einen trefflichen Vorwand. Ein Amerikaner lieferte ihn. Die Geschichte ging durch die Medien. Er schwamm durch einen, ihr Haus umgrenzenden, See, besuchte sie trotz Verbot. Haftstrafe für beide. Diplomatie (sicher auch eine nicht genannte Ablösesumme) brachte den Amerikaner in die Freiheit zurück, die Oppositionsführerin blieb im Gefängnis, und hier setzt die persönliche Flüchtlingsgeschichte meines Freundes ein.

Zusammen mit Freunden protestierte er vor ihrem Gefängnis in Yangon. Die Polizei marschierte auf, schlug zu, verhaftete und fotografierte. „Wer auf den Fotos identifiziert wird, den holen sie zu Hause ab“, sagt mir Chit. Er bedeckte sein Gesicht mit seinen Händen, weiß nicht, ob man ihn trotzdem erkannte.

Wenn man sich den brutalen Kampf gegen Karen-„Rebellen“ an der thailändischen Grenze im Süden und gegen die Shan im Osten vor Augen hält, die systematische Vergewaltigung von Frauen und die Vertreibung von mehr als zwei Millionen Menschen (nach Thailand vor allem), wenn man sich in die Ängste der Menschen vor einem umfassend wirkenden, allgegenwärtigen Geheimdienst hinein zu versetzen sucht, wird man Chit San Moung verstehen.

„Du solltest nicht nach Hause zurück gehen“, riet man ihm. „Das kann deine Freiheit kosten“. „Hals über Kopf“ reiste er deshalb in die östliche Grenzregion, das Bergland um Myawadee, traf dort einen moslemischen Guide, der die Thaisprache beherrscht, ihm etwas Thaigeld geben konnte und in mehreren Tagesmärschen über die „grüne Grenze“ in die Nähe des thailändischen Mae Sot lotste. Dort bat er um Asyl. Seit 1 Monat wartet er nun in einem Camp, von den Thais äußerst notdürftig versorgt. „Das Wasser ist schmutzig, und das Essen auch“. Dauernd habe ich Durchfall. Schlimmer ist die psychische Belastung. Nur selten erfährt er etwas von zu Hause. „Mein älterer Bruder hat ein Handy, aber Telefonieren ist teuer. Die Polizei fährt oft bei uns Patrouille: wegen mir?“ Chit wirkt verunsichert. „Niemand hätte ich gedacht, in eine solche Situation zu

kommen. Als ich den Antrag stellte und auch danach wurde ich eingehend über die politischen Zustände in meiner Heimat befragt, und jetzt, in regelmäßigen Anhörungen im Lager, immer wieder. Immer wieder dasselbe, auch alles über meine Familie und meine Freunde.“

Er schweigt eine Weile. Wir sind vom Hotel, in das ich ihn eingeladen habe, zum Lumpinipark gelaufen, sitzen auf einer Bank am See, schauen den träge aus dem Wasser blinzelnden Kaimanen zu und den Tauben, die in den Wasserpflützen der Sprinkler auf dem Rasen ihr morgendliches Bad nehmen, sind aber eigentlich nicht hier, sondern bei ihm zu Hause und seinen sich sorgenden Gedanken. Er ist froh, mit mir sprechen zu können. Es ändert seine Situation nicht, aber es scheint ihm gut zu tun. Es gibt auch längere Pausen, in denen er nachdenkt, und uns der Bau- und Verkehrslärm ganz von ferne wie durch einen Schleier berührt. Ich dringe nicht in ihn. Ich lasse ihm Zeit. Die haben wir reichlich.

Chit hat zwei Brüder, der eine älter, der andere jünger. Er hat auch eine etwas ältere Schwester, die sich besonders um ihn zu kümmern scheint. Sie ist Lehrerin an einer Mittelschule, verdient 30\$ im Monat, dazu ein paar Kilo Reis und einige Liter Öl. Der ältere Bruder arbeitet als Schaffner in städtischen Bussen: für 1\$ am Tag, der jüngere verkauft auf der Straße Betel, den Extrakt aus Nüssen, der die Zähne rot färbt, sie pflegt und vielleicht auch ein wenig den Hunger vertreibt. Jedermann kaut Betel, den ganzen Tag lang. Die Mutter verkauft Gemüse auf dem Markt, der Vater arbeitet als Taxifahrer. Der Wagen gehört nicht ihm. 15\$ muss er täglich für den Besitzer einbringen, der Mehrverdienst gehört ihm. Wenn es weniger ist, läuft der Schuldenberg auf. „Oft ist es weniger“, erzählt Chit. „Mein Vater fährt von morgens um 6 bis abends um 7 Uhr. Wenn er dann 1 oder 2\$ mitbringt, ist das schon gut.“ So lebte die Familie in einer kleinen Bambushütte am Stadtrand von Yangon in drei Zimmern...., bis der „Cyclon“ kam und alle Häuser zerstörte. Das war im Mai 2008, nur zwei Monate nach meiner Burmareise, da ich ihn kennen lernte. Bis zu seinem 18. Lebensjahr hatte die Familie auf dem Land gelebt, in der Nähe von Inwa, dem Dorf der Ruinenpagoden bei Mandalay, die ich besucht hatte. Sein Vater bewirtschaftete eine kleine Farm. „Mein älterer Bruder wechselte dann nach Yangon, und auch meine Schwester fand dort eine Anstellung an einer Mittelschule. Ich hatte die „Highschool“ absolviert und ging nun auch in die Hauptstadt, um Physik zu studieren. Die Eltern und der jüngere Bruder kamen nach. So lebten sie also zusammen am Stadtrand von Yangon, bis der Wirbelsturm alles durcheinander brachte. Chit traf auf Oliver, einen jungen Deutschen, der zusammen mit seiner griechischen Freundin in Bangkok von dem Unglück gehört hatte und herüber fuhr, um zu helfen. 1.800\$ brachte er mit, von deutschen Freunden gesammelt. „Niemals darf man Hilfgelder an Organisationen hier geben. Das würde alles in dunklen Kanälen des „Government“ versickern.“ Sie arbeiteten deshalb als „Einzelkämpfer“: kauften Reis und andere Nahrungsmittel, organisierten einen Minivan und transportierten diese Schätze direkt zu hilfsbedürftigen Menschen im Delta.

„Zwei Tage funktionierte das“, erzählt mein Freund, „dann wurden alle Zugangsstraßen gesperrt“. Die Bilder und Nachrichten haben uns ja auch in Deutschland erreicht. Die Hilflosigkeit und Verbitterung der betroffenen Menschen können wir nur ahnen.

Chit traf danach einen alten „High School-Freund“, der für UNICEF arbeitete. Frankreich, Belgien, die Schweiz und Deutschland starteten zusammen ein Hilfsprojekt, das für kurze Zeit von den Militärs genehmigt wurde. Etwa einen Monat lang standen täglich 2000\$ zur Verfügung: zum Kauf von Hilfsgütern und der Anmietung von drei großen Lastwagen. Chit fand eine Anstellung als Übersetzer und verdiente so 3\$ am Tag. Nur wenige Stellen im Deltagebiet durften angefahren werden, Ausländern war die Mitarbeit vor Ort verboten. 400.000 Menschen warteten auf Unterstützung: die meisten vergeblich. „Die Hilfe war der berühmte „Tropfen auf den heißen Stein“, und das auch nur für knapp 40 Tage. Dann ging nichts mehr.“ Was aus den Menschen in den Überschwemmungsgebieten geworden ist, möchte ich wissen, aber er kann es mir nicht sagen. „Die Informationskanäle der Regierung waren manipuliert. Ganz sicher sind Zehntausende gestorben.“

Unsere Unterhaltung kommt ins Stocken. Ich fühle deutlich die Verzweiflung in seinen Worten, und in der Stille dazwischen. Auch ein Stück Beschämung schwingt darin: ein junger Mensch, voller Energie und gutem Willen, der helfen will und nicht darf. Er steht vor der politischen Mauer allgewaltiger Betonköpfe, denen das Wohl der eigenen Bevölkerung nichts gilt, und muss zusehen, wie seine Landsleute und Mitmenschen umkommen.

Chit arbeitete in der Folgezeit, 9 Monate lang, in der Organisation einer Schweizer Touristikfirma. Auch hier waren seine deutschen Sprachkenntnisse hilfreich. Doch es ging und geht abwärts mit dem Tourismus. „Ausländische Touristen sind selten geworden“, sagt Chit. Er musste gehen und verdiente sich ein paar Dollar als Schaffner in städtischen Bussen, mit seinem Bruder zusammen. Das war im Sommer 2009, darauf die Demonstration für die Freilassung von Aung Suu Kyi und die Flucht nach Thailand.

„Es war im Februar 2006“, erzählt er. Ein etwa 60 Jahre alter Mann hatte den Mut, alleine vor der City Hall in Yangon gegen die Militärs zu demonstrieren. 10 Minuten lang, dann wurde er verhaftet und sitzt seit damals im Gefängnis. Urteil: Lebenslänglich.“

Warum erzählt mir Chit diese Geschichte, die nun schon fast 4 Jahre zurück liegt. Eine Antwort ist nicht schwer. Sein eigenes Flüchtlingsgeschick spiegelt sich darin und treibt ihn um. Er muss darüber reden, um gegen sein Trauma anzukämpfen, und ich bin ein guter Zuhörer an diesem Morgen im Lumpini Park.

„Eigentlich zeigt sich in allen Repressionen eigene Schwäche“, bemerkt er, und da ich ihn erstaunt ansehe, fügt er hinzu: „Nur wer schwach ist, schlägt um sich.“

Ganz offensichtlich bekommt die Junta die wirtschaftlichen Probleme nicht in den Griff. Dabei ist Burma mit Handelsgütern wie Erdgas, Kautschuk,

Baumwolle, Textilien und Diamanten ein reiches Land und mit der Aussicht auf demokratische Öffnung im Jahre 1989 flossen auch Investitionen als ein Motor industrieller Entwicklung im Textilbereich etwa. Es entstanden 160 neue Fabriken, Arbeitsplatz für 80000 Arbeiterinnen. Dann kam die politische Kehrtwende. Die Gelder flossen nicht mehr, viele gerade erst gegründete Betriebe mussten schließen, Massenentlassungen waren die Folge.

Inkompetenz der Behörden und Korruption, willkürliche staatliche Eingriffe in den Handel, vor allem aber die maßlose Selbstbereicherung der Militärs verstärkten den wirtschaftlichen Niedergang. So steht Myanmar heute –nach dem jüngsten Entwicklungsbericht der Vereinten Nationen- an 130.Stelle einer Liste von 177 Staaten mit einem Pro-Kopfeinkommen von nur 230\$ im Jahr, ist somit eines der ärmsten Länder der Welt, politisch und handelspolitisch vom Westen weitgehend isoliert.

„Die Junta versucht die missliche Situation, die sie selbst herbei geführt hat, dadurch zu verschleiern, dass sie historische Denkmäler, wie die Königspaläste in Bago und Bagan, aufwändig restauriert und neue Pagoden bauen lässt“, fügt Chit in meine Bestandsaufnahme ein, „aber da gibt es einen Schwachpunkt: Die Militärs misstrauen sich gegenseitig.“ Er deutet auf den Kopf des Ministerpräsidenten in einem Gruppenbild der Regierungsmannschaft, das ich aus dem Internet herunterladen konnte und ihm zeige. Das ist Khin Nyunt, der eigentliche „Drahtzieher“ und sehr intelligent: im Gegensatz zum Chef des Militärs, Than Shwe. Er reiste oft nach Thailand und „mauschelte“ mit Taksim zusammen.“ Ich muss lachen. Ausgerechnet mit diesem thailändischen Berlusconi arbeitet der zusammen! „Ganz sicher ist das so: Khin gilt als der cleverste und reichste von allen. 300 Millionen Dollar soll er auf einem Schweizer Konto zusammengetragen haben, und dann wollte er mehr. Er wollte die absolute Macht. Von 1999 bis 2004 arbeitete er an Plänen zur Beseitigung seines führenden Generals.“ Chit macht eine unmissverständliche Geste: „to kill him“. Er versuchte mit Hilfe des Geheimdienstes mehrere Anschläge, die aber alle misslangen. Khin Nyunt wurde verhaftet und zusammen mit seiner ganzen Familie lebenslänglich eingesperrt. Sippenhaft. Was aus dem Geld wurde, weiß man nicht (ist es bei Taksim anders?).

Noch viele Themen beschäftigen uns an diesem Tag und nur eines möchte ich heraus nehmen, um zu zeigen, wie sehr Chit San Mounge seine Heimat liebt. Er hat von einem Projekt gehört, mit dem man das Energieproblem lösen könnte. Das staatlich und halbstaatlich produzierte Erdgas und das geförderte Schweröl deckt nicht einmal die Hälfte des eigenen Kraftstoffbedarfs, zumal das meiste, zur Behebung des Devisenmangels, exportiert wird. „Man könnte durch verstärkten Anbau der „Purgiernuss“, einer aus dem tropischen Amerika stammende Nutzpflanze, hervorragend Biodiesel mit geringem Schwefelgehalt herstellen. Es gibt schon solche Plantagen. Man müsste sie ausbauen.“

Ich nehme seine Gedanken auch deshalb in meine Darstellung auf, weil sich daran ablesen lässt, wie töricht eine Politik handelt, wenn sie die „besten Köpfe“

aus dem Lande treibt. Mein Freund Chit ist nur einer von vielen, die im Ausland studieren und nie mehr zurückkehren wollen.

Nachtrag: Der Asylantrag wurde abgelehnt. Chit San Moug ist untergetaucht, lebt ab sofort illegal in Thailand und muss sehen, wie er sich durchschlägt

So präsentiert sich mir das Leben in Myanmar: Zwischen Zigarrenfabrikation für einen halben Dollar am Tag, einem ebenso geringen Verdienst auch in den Webereien und dem Luxusleben der herrschenden Militärs, die ihre Hand auf den Diamantenminen und den reichen Erdgasvorkommen des Landes haben und -vom „Wohlwollen“ Chinas und Indiens getragen- in Menschen verachtender Selbstherrlichkeit unermesslichen Reichtum horten.

Zwischen Unwissen und Geisterglaube, zwischen Unterdrückung, für die das Joch der ackernden Ochsengespanne sinnbildlich erscheint, und modernem buddhistischem „Education Center“ einer denkbar besseren Zukunft, steht Myanmar zur Zeit näher am Abgrund als auf freiheitlichem, demokratischen Boden einer Entwicklung zu besserem Leben seiner Bevölkerung.

Noch erscheinen die Menschen unglaublich gelassen und geduldig, so wie ich es sinnbildlich im überfüllten „Pick up“ erlebte und beschrieb, und wie man es auch in den Bussen sieht, in die immer noch ein Passagier mehr hinein passt, als eigentlich denkbar. So bestehen die Menschen ihren Alltag: geduckt, gequetscht, doch lautlos und rücksichtsvoll. Wie lange noch?

Von umfangreichen Notizen vieler Türkeireisen, ist nur dieser kleine Ausschnitt erhalten, und soll doch nicht verloren gehen. Formal nimmt er die Rolle eines „Interludiums“ ein: zwischen den Schilderungen aus Südostasien zuvor und den nachfolgenden Blöcken: Brasilien und Indien

## **TÜRKEI**

### **Urlaub in Karaburun**

Eine Reise in die Westtürkei

Nicht mit TUI in „5Sternehotels“ und Deutsch sprachiger Reisebetreuung, vielmehr Rucksack bepackt reise ich, zusammen mit meinem Ehefrau 3 Wochen durch die Westtürkei. Wenn man alles tragen muss, überlegt man sorgfältig. Nur das wirklich Notwendige darf mit. Woran wir nicht sparen? eine Doppelpackung Perenterol gegen fremdartig durchschlagende Wirkung der als vorzüglich gepriesenen türkischen Küche, vor allem aber Phantasie beflügelte Entdeckungslust der Geschichte dieses Landes: die osmanische, byzantinische, antike Geschichte Kleinasiens. Wir wollen mehr als eine „Kaffeefahrt“ nach Pergamon, Ephesus und Milet. Das „Trojanische Pferd“ im Kleinformat auf einer neu-antiken Vase oder den Sagen umwobenen Herrn Odysseus im Stelldichein mit lockenden Sirenen auf einem türkischen Seidenschal? Nein, wir suchen nicht nach üblichen Reiseandenken für die Glasvitrine des Wohnzimmerschranks (die wir übrigens nicht haben), sondern eine echte Begegnung mit der Vergangenheit, vor allem aber mit den Menschen, die heute hier leben. Rucksack und Hirn stecken voller Ideen.

Noch ist es nicht so weit. Air conditioned und massenhaft schweben 230 Passagiere in 11 km Höhe über den Balkan, in südöstlicher Richtung nach Izmir, unserer ersten Reisestation. Genüsslich schiebt man Wurstsalat, Käse und süßen Reisquark in schier unersättliche Ferienbäuche, schlürft Kaffee, Whisky und „Cola on the rocks“ und tankt zollfrei edle Alkoholika oder Stangenweise Zigaretten. Zwei Stunden Nachmittagsausflug über den Wolken bis zum Ziel, und dann sitzen wir auf dem Vorplatz des Flughafens und warten auf den Flughafenbus, der erst in 2 Stunden kommen wird. Dutzende „Taksi“ würden sofort fahren, sie lauern auf Beute, die geforderten 6000 TL (ca. 20.- DM) sind uns allerdings zu teuer, der Bus wird nur einen Bruchteil kosten. In der Ferne erheben sich die über 1500m hohen Gipfel des Manisa Dagi und des Nif Dagi in der scharf zeichnenden Silhouette der letzten Sonnenstrahlen, die fast zusehends als roter Ball gebündelt am Horizont verschwinden. Die Sonne geht schlafen, die Stechmücken wachen auf und suchen sich ihre Opfer. Wir sind ihnen hoch willkommen. Langes Warten und der harte Kampf gegen diese surrenden Biester, später in der Innenstadt nervendes Suchen nach einem preiswerten Hotel in unbekannter Dunkelheit, das sind unsere ersten Eindrücke in fremdem

Land. Wir landen im „Berlin Palas Otel“ und durchleiden die erste Nacht unter der Geißel des Großstadtverkehrs: Busse, Lastwagen, Dauerhupen. Es dröhnt und rauscht um uns ohne Rücksicht auf unsere Reise müden Knochen. Fenster schließen? Der Gestank der schmutzigen Toilette vom Gang her nervt nicht minder. Im Mief ersticken oder vom Krach erschlagen werden: Wir entscheiden uns für den Krach, der durch und durch in unseren Halbschlaf dringt, gemildert nur durch wachträumende Erinnerung an vorzüglichen Tomaten- und Sauerampfersalat in einem Straßenrestaurant am späten Abend, an gebratene Pepperoni und mit viel Zitrone und Zwiebeln gewürzte Fleischspieße. Versöhnlich begleitet uns am nächsten Morgen ein kühles Lüftchen unter strahlender Sonne am Blauhimmel auf unserem ersten Bummel durch die Stadt. Wir kaufen für wenig Geld Aprikosen und Pfirsiche und landen bald, fast wie von Zauberhand gewiesen, am Busbahnhof zur Fahrt nach Karaburun als Etappenziel in etwa 100km Entfernung. Am Meer entlang brausen wir in märchenhaft schöner Landschaft dahin. Eine Bucht ist schöner als die andere, kaum irgendwelche Anzeichen von Tourismus in den winzigen Dörfern, wir schwelgen im Genuss. Hoffentlich landen wir nicht wieder in einer Art von „Berliner Palasthotel“, und meine bessere Hälfte erklärt eine funktionierende Dusche als „conditio sine qua non“ „Hoffentlich finden wir überhaupt ein Hotel“, wende ich ein, da wir gerade den Ortsrand von Karaburun erreichen und weit und breit keines zu sehen ist. Nachfrage an der Tankstelle und hilfreiche Wegweisung. Unser Hotel, das einzige überhaupt und in unserem Reiseführer als Pension beschrieben, wird von einem Fischer betrieben, der uns von weitem sieht und strahlend entgegenkommt. Er zeigt uns unser Urlaubsreich für die nächsten Tage: ein sauberes Zimmer mit Dusche (!), eine kleine eingerichtete Küche mit Kühlschrank und eine schattige Terrasse direkt am Meer. Herz, was willst du mehr! Die leise Brandung nimmt unsere Sinne gefangen, unmittelbar und ganz. Sie wird uns in den Schlaf begleiten und morgens aufwecken. Der Weg vom Bett durch den grob kiesigen Strand zum Wasser ist kaum 20m weit. Wir bewohnen nicht nur ein Zimmer in diesem Urlaubshäuschen, sondern –als einzige Gäste- beinahe die ganze Bucht mit ihren steilen Macchia durchwachsenen Kalksteinfelsen, dem glasklar blaugrün gescheckten Wasser und mittendrin einem Fischerboot, gleichsam als Fotomodell für den neuesten Neckermannkatalog. Es sei vorweg gesagt: Als wir im nächsten Jahr wiederkommen, umfängt uns die lärmende Baustelle eines Hotels gegenüber. Wie das heute –nach 25 Jahren- aussieht, möchte ich lieber nicht wissen. Solch böse „Fata Morgana“ kann uns indessen hier und jetzt bei unserem Traumbesuch nicht belasten. Wir sitzen auf der Stroh gedeckten Terrasse des Restaurants unseres Gastgebers gleich nebenan und schauen den türkischen Kindern zu, die vergnügt quietschend durchs Wasser schnorcheln. Sirenenstark umfängt uns die Odysseus gleiche Versuchung, dem „dolce far niente“ zu verfallen, generalstabsgeplanten Kulturdrang (in Ephesus und Troja) zu vernachlässigen. So sei es nun. Stürzen wir uns ins Wasser!

Also ein Fisch war das, der uns am Abend auf der Zunge zerging: mindestens Zander, eine fürstliche Delikatesse auf jeden Fall. Man hatte ihn auf dem kleinen Fischerboot gebracht, mit Hingabe geschabt, geschuppt und gewaschen. Nun wurde er gedünstet und schickte seinen köstlichen Duft als Vorgeschmack in unsere Nasen. Man servierte uns die schönsten Scheiben dieses Prachtexemplars, zusammen mit Tomaten, mit Gurkensalat und frisch gebackenem Weißbrot. Ein festliches Dinner in der Tat, und es klang auf unserer Veranda mit feinem trockenem Rotwein und Käse genüsslich aus. In den Schlaf sangen uns nicht nur die Wellen, sondern auch der Wind bewegte, riesige Schilfwald direkt am Fenster. Ab und zu ein Eselsschrei und die Unterhaltung zweier Schafe zur Nacht.

Wir sind die einzigen Gäste hier, und man kümmert sich rührend um uns. Der Wirt schickt uns seinen Englisch sprechenden Freund, unsere Wünsche zu erkunden, kommt selbst vorbei, rückt den Sonnenschirm zurecht und will erfahren, ob wir uns wohl fühlen in seinem Haus. Was wir mit Worten nicht ausdrücken können, lässt sich mit Blicken zeigen. Wir fühlen uns wohl und sagen „Danke!“.

Kurztrip zum 15 km entfernten kleinen Badeort Mordogan. Wir stehen an der Bushaltestelle und machen uns auf ein „heißes Warten“ gefasst. Keine Minute dauert das. Ein nobles Coupé „mit den 3 Sternen“ nimmt die vermeintlichen Autostopptouristen mit Rucksack und Sonnenhut als Gäste auf: nicht mitleidig als Tramper, als Gäste vielmehr, einschließlich lustigen deutsch-englisch-türkischen Gesprächsversuchen und einer erfrischenden Gabe „Kölnisch Wasser“. Es sei vorweggenommen: Auf der Rückfahrt geschah es an derselben Stelle in umgekehrter Richtung mit der Präzision eines Uhrwerkes. Diesmal war es ein Kleinlastwagen, dessen Ladefläche wir mit einem Getreidesack, einem alten Fahrrad und einem ebenfalls aufgelesenen Geschäftsmann teilten. Eine erfrischende Fahrt in der kühlen Abendbrise eines zu Ende gehenden, gelb strahlenden türkischen Sonnentages. Ein Windstoß fegte meinen erst vor wenigen Tagen erworbenen Sonnenhut vom Kopf, doch wog der Verlust nicht schwer, denn wir gewannen neue Freunde: So sehr wir uns auch wehrten, durften wir nämlich am Zielort nicht sofort nach Hause gehen. Es wäre eine Beleidigung gewesen, die Einladung des Chauffeurs in sein Haus auszuschlagen. Frau, Tochter, Enkelsohn und ein junger, mit der Familie befreundeter Mann, der mit guten englischen Sprachkenntnissen aushalf, empfingen uns zum Tee als Angelpunkt türkischer Gastfreundschaft, die uns beglückte.

Bleibt die Erinnerung an unseren Nachmittag in Mordogan selbst. Wir sitzen in einem kleinen Café, und da wir gerade türkischen Mokka bestellt haben, treffen wir ihn: Rakim, den 43jährigen Frührentner aus Hamburg, seiner zweiten Heimat, so sagt er. Meine Frau schaut erstaunt zu mir herüber: Dass uns Deutschland in den Urlaub nachreist, wer hätte das gedacht? Ein Gastarbeiter aus der Perspektive seiner Heimat. Nichts Ungewöhnliches. Wir sollten es auf

dieser Reise noch oft erfahren. Ich denke an die Begegnung mit einem jungen Maschinenbauingenieur aus Aachen als Urlauber in seinem Geburtsort Izmir, an einen älteren Kraftfahrer, der lange Zeit bei Mercedes in Stuttgart arbeitete, sich einen alten Mercedesbus zusammensparte, um jetzt hier in seinem Mutterland eine neue Existenz aufzubauen und an den Facharzt Dr. med. H., mit dem wir ein paar Tage später scheinbar zufällig bei einem Einkaufsbummel ins Gespräch kommen. „Meine Freunde in Wuppertal halten bei ihrem monatlichen Stammtisch jedes Mal einen Platz für mich frei“. Etwas Traurigkeit schwingt in seinen Worten. „Deutschland ist meine zweite Heimat. Das Arbeitsklima war immer sachlich und gut. In der Türkei sind Spaß und Arbeit miteinander vermischt, dass weder das eine noch das andere klar zutage tritt.“ Damit wendet er sich gegen die türkische Arbeitsmoral, die ihm gegen den Strich geht. „In Deutschland war ich Ausländer, in der Türkei werde ich nur schwer als einheimischer Kollege anerkannt. Ich würde lieber heute als morgen zurückkehren.“ Aber gerade das ist der wunde Punkt. Nach 8 Jahren Arbeit in einer deutschen Klinik ist seine Arbeitserlaubnis abgelaufen. Er musste das Land seiner Wahl verlassen, heiratete eine Türkin und ließ sich seinen Rentenanspruch finanziell abgelden. Damit ist der Bindungsknoten durchschnitten, und er möchte doch so gerne zurück! „Dass sich die türkischen Gastarbeiter oft wie in einem Ghetto fühlen, daran sind sie selbst Schuld, indem sie nicht so gerne Deutsch lernen (wollen?) und sich kulturell verschließen.“ Seine Kritik ist aus seiner persönlichen gesellschaftlichen Denkweise nachvollziehbar, denn die deutsche Sprache war für ihn der Ausgangspunkt zum Erreichen seines Berufszieles. Wie sollte er sich auch aus seiner gehobenen sozialen Perspektive in die Integrationsschwierigkeiten eines türkischen Müllarbeiters hineinversetzen können. „Hier werde ich nicht lange bleiben“, bemerkt er zum Abschied energisch. Ob es ihm gelingt? Seine Ausweisung vor nun 4 Jahren war jedenfalls eine Härte, die sein Leben tief gezeichnet hat, zumal er seine Facharztqualifikation in Izmir wiederholen musste.

Zurück zu Rakim: 10 Jahre Fabrikarbeit in Hamburg, danach 4 Jahre im eigenen Obstladen in St. Pauli: „mit überwiegend deutscher Kundschaft. Immer frische Ware und guter Kundendienst!“ Er strahlt. Ja, das war wohl der Schlüssel zum Erfolg. Nun ist er wieder daheim: eine kleine Abfindung, in türkischer Währung ausgezahlte Rente von umgerechnet ca. 200.- Euro und Mieteinnahme aus dem verpachteten Obstladen, das reicht ihm zum Leben. „Man könnte aber hier noch etwas Neues anfangen, den Fremdenverkehr hier in seinem Heimatort Mordogan ankurbeln, zum Beispiel. Die Straße nach Izmir ist schon ausgebaut und Stromleitungen gibt es auch.“ Ob wir ihm Glück für solche Überlegungen wünschen sollten? Wir fahren zurück nach Karaburun und genießen die reizvoll wechselnde Aussicht, vorbei an Olivenhainen und Gemüsefeldern zur Linken, Bilderbuchbuchten zur Rechten. „Mit der Schönheit würde es bald vorbei sein“, bemerkt meine Frau nachdenklich. Wirtschaftsaufschwung in diesem kleinen Naturparadies? Im Geiste sehen wir Hotels, Restaurants und Geschäfte aus dem Boden schießen. „Kommt wohl auf die Perspektive an, ist Ansichtssache und

berührt die alte, ewig neue Frage nach den Bedingungen eines glücklichen Lebens“, füge ich hinzu, und wir ahnen schon hier und später bei einem Besuch des Badestädtchens Cesme, wie rasend schnell touristische Entwicklung natürliche Strukturen „von gestern“ verändern wird. Micki Mouse, Snoofy und Wild West aus dem Farbfernseher fast jeder Teestube, selbst auf dem schattigen Dorfplatz, mit Rock angereicherte türkische Folklore aus Kassettenrecorder und Radio, mit garantiert Grillen vertreibender Phonstärke der in den Bäumen aufgehängten Lautsprecher, signalisieren die „neue Zeit“. Die Alten sitzen mittendrin, allein oder in Gruppen plaudernd, rauchend, Tee trinkend, Tavla spielend: wie ein ebenmäßig wohltuender, wie aus Stein gehauener, Akzent guter alter Zeit.

Ein neuer Urlaubstag. Wir bleiben noch ein Weilchen in unserem „Fischerhaus-Paradies“ und wagen unsere erste größere Schwimmexkursion. Nach einer halben Schwimmstunde halten wir Siesta am nördlichen Ende der Bucht, im Schatten hoch aufragender Kalkfelsen. Das Entern der gelblich im klaren Wasser funkelnden Steinriesen gelingt nicht kampf- und schmerzlos. Seeigel liefern eine harte Abwehrschlacht, die sie schließlich verlieren. Dafür lecke ich mir wie ein verletzt jaulender Hund meinen Stachel bestückten linken Daumen. Beim nächsten Stopp, drei Buchten weiter in der tief zerschnittenen bizarren Golfküste, landen wir vorsichtiger. Wir kommen glimpflich davon. Eine Seeigel gezeichnete Fußsohle könnte nur zu leicht alle Urlaubsträume, gewissermaßen mit einem Tritt, beenden. Man kennt die Gefahr hier natürlich. Wir betrachten unseren Gastgeber gegen Abend aus sicherer Entfernung unserer Terrasse beim sorgfältigen Absuchen des seichten Strandwassers. Er bemüht sich, seine Gäste vor diesen tückischen dunkelbraunen Stachelkugeln zu bewahren.

Nicht ganz so sorgsam geht man hier mit Tieren um. Das erfahren wir während eines Spaziergangs am nächsten Tag, der uns vom Ende des Dorfes auf steilem Pfad durch die Kalkfelsen führt, durch die Artenvielfalt der Flora in kargem Kalkgestein. Wir staunen, woher die Pflanzen in einem Gebiet extremer Wasserarmut die Kraft nehmen, einen so üppigen Reichtum an Farben und Formen hervorzubringen. Gemeinsam sind ihnen die Stacheln, um der Verdunstung wenig Fläche zu bieten. Wir pflücken einen Strauß Thymian, den man von weitem schon als leuchtende lilafarbene Farbtupfer, in einzigartig betörendem Duft, mit allen Sinnen wahrnimmt. Wir steigen also in die Vorberge des in 1200m aufragenden Ak Dag Massivs mit verlockender Aussicht auf das Panorama der tiefblau ummalten Buchten der Kapspitze, hier und da mit kleinen weißen Schaumkronen überzuckert, auf die in schwachem Dunst verschleierte ägäische Küstenlinie: auf „unsere“ Traumbucht. Und da wir uns so durch die beginnende Mittagshitze kämpfen, sehen wir sie: eine Ziege, an kurzem Strick im Hitze getränkten Geröllhang gebunden, zwei Dornsträucher als Futter, ohne Wasser, ohne Platz zum Umdrehen oder Hinlegen. Sie meckert erbärmlich, und wir füttern sie mit grünen, wenn auch harten Gebüschblättern. Als wir sie später

noch einmal besuchen wollen, ist sie verschwunden. Entweder hat man ihr einen neuen, ähnlich kargen Standplatz zugewiesen, oder sie wurde bereits geschlachtet: welch erbarmungswürdige Kreatur, dieses dünngerippige Tier: aus türkischer Sicht wohl nicht mehr als eine zum Verbrauch bestimmte Sache. Da haben es die Hühner schon besser, denn sie kratzen und scharren frei laufend, wo es ihnen gefällt, sogar zu Füßen der würdigen Atatürkbüste im Garten des Kulturhauses mitten im Dorf. Am freiesten aber leben Hunde und Katzen. Vor allem auf Katzen treffen wir rudelweise in den Straßen und am Strand, fadendünn allesamt und durchaus überlebenstüchtig auch ohne „Kittekat“. Ein Kasten mit Fischen steht in der heißen Nachmittagssonne herrenlos und mit Fliegen übersät. Zwei Katzen wittern den „Braten“. Die eine von rechts, die andere von links, so schleichen sie herbei, noch nicht einmal hastig. Das flüchtig bedeckende feuchte Zeitungspapier wird zur Seite gezupft, die Fischlein gerochen, geleckt und gepackt: an Ort und Stelle verspeist. Der Fischhändler sieht es, schlendert langsam vorbei, lächelt, anstatt zu schimpfen und wirft den ertappt zur Seite springenden Dieben die angebissenen Stücke hinterher, als wolle er sagen: Die Fische hier kauft mir heute doch keiner mehr ab, und richtig: Wenig später wirft er den ganzen restlichen Inhalt der Kiste irgendwo hinter sein Haus. Festessen für 100 Katzen. Ein neuer Fang ist eingetroffen, wird gewogen, einladend sortiert und hergerichtet. Das Abendgeschäft kann beginnen.

Wir sind von unserer kleinen Bergtour zurück, schlendern die Dorfstraße entlang und entdecken die Filiale einer Bank. „Wir könnten Geld tauschen“, bemerkt meine Frau, doch die Tür ist verschlossen. Zu spät für heute.... und doch: nicht zu spät. Der Bankdirektor hat uns gesehen und bittet uns herein: ein Feierabend besonderer Art, weil wir nicht nur Geld tauschen können, sondern zu frisch aufgebrühtem Tee eingeladen sind und zu freundlichem Gespräch in „short English“. Der Kunde ist König. Ich stelle mir den freundlichen Leiter meiner heimischen Sparkasse im Kundendienst nach Feierabend vor. Auch bei uns ist der Kunde ja König, aber hier in Karaburun haben wir das noch glaubwürdiger erfahren: Der Fremde, der Gast, der Mensch ist König!

In einem schattigen Restaurantgarten haben wir unseren Freund später noch einmal wieder getroffen. Meine Frau buchstabiert die fremdartigen Namen an der Getränketafel: „Ayran“, was ist das? Kaum ausgesprochen und auf Englisch erklärt, steht er schon vor uns: Ayran – ein erfrischender, dünn geschlagener Jogurt, als Geschenk natürlich. Natürlich? Die Geschichte geht noch weiter. Gurken hat er gerade gekauft, und so sehr wir uns auch wehren, wir müssen auch diese Gabe annehmen: ein halbes Dutzend Gurken wandert in unseren Rucksack und wird eine köstliche Mahlzeit ergeben, eingebunden in die beglückende Erfahrung, wie stark solches Teilen - als besondere Art des „sich Mitteilens“ - Menschen verbinden kann. Wir schauen unserem Direktor noch ein Weilchen bei einer Partie Tavla zu, die er inzwischen mit Kollegen angefangen hat und spazieren zu unserem Quartier zurück: würzigen Duft unseres Thymian-Stachelbündels und Gurken im Gepäck, vor allem aber lebhaftere Erinnerung an liebenswerte Menschen. Die Impressionen dieses Tages überschlagen sich nach

innen und tragen uns auf Flügeln eines türkischen Liedes, das vor unserem Fenster mit ungezählten Strophen und einschmeichelnd melancholischem Refrain aufklingt, leise in den Schlaf.

## **Türkische Teppichhändler**

Von Karaburun über Izmir nach Bergama. Unsere Rundreise beginnt. Wir treffen auf einen „verhinderten Gastarbeiter“. Abdul heißt er, wurde in Deutschland geboren und hat 17 Jahre dort gelebt. Vor 14 Tagen nun nahm ihn sein Vater mit zurück in die türkische Heimat, nach Anatolien. Schulbildung: 7.Klasse Hauptschule ohne Abschluss. „Vielleicht habe ich mehr Blödsinn gemacht mit den Lehrern als gelernt“, bemerkt er mit breitem Grinsen. Nun wird der Ernst des Lebens beginnen: eine praktische Ausbildung bei seinem Onkel, dem Teppichhändler, in Bergama. Unser junger Freund, der uns auf der Straße angesprochen hat, beklagt wortreich sein hartes Los. Das Leben habe nun für ihn keinen Sinn mehr. Bei allem Mitgefühl: Wir riechen die „Anmache“ – und richtig: Er bittet uns zum Tee in den Laden seines Onkels. Perfekte deutsche Sprachkenntnisse als Jobmotor.

Ein 7- oder 8jähriger Junge lernt, wie man Touristen Postkarten, Eiswasser oder Sesamkringel andient. Mit verblüffendem Geschick und starker Hartnäckigkeit betreiben viele von ihnen das Geschäft. Trotzdem bleiben die meisten schließlich als Schuhputzer oder Verkäufer von Maiskolben, Obst, Textilien oder Uhren auf einem mittleren Karrierestand. Einige werden es vielleicht mit Fleiß zum Händler gehobener Kategorie bringen oder später sogar einen kleinen Laden besitzen. Einer von Hundert mag den Sprung in die oberste Etage des „Kapali Carsi“ in Istanbul schaffen und dort ein eigenes Geschäft für Schmuck oder Antiquitäten eröffnen. Vielleicht reicht auch die Zähigkeit eines Verkäufers von Ledergürteln bis zur Hohen Schule des Lederwarenhändlers mit tausend ausgesuchten Tricks, die zu diesem Beruf nötig sind. Der ungekrönte König aller Verkäufer aber ist der Teppichhändler. Selbst die tüchtigsten Angestellten in den großen eleganten Läden der City, die es in Istanbul wie in jeder Großstadt natürlich auch in reichem Maße gibt, sind gegen die Teppichhändler bloße Staffage.

Was wohl ist das Besondere dieses Berufsstandes? Schwierig zu definieren, doch einfach zu erfahren: ein zwangloses Gespräch –in fließendem Deutsch, versteht sich: „Ah, Sie sind Deutscher? Deutschland ist ein schönes Land! Aus welcher Stadt kommen Sie, bitteschön? Aha, aus W. (beliebig mit B., K. oder P. vertauschbar). Eine schöne Stadt! Und nun machen Sie Urlaub hier? Haben Sie schon viel gesehen?“

Jetzt gibt es zwei Möglichkeiten. Entweder lautet die Antwort „Ja“, dann folgt die Masche mit dem „Ausruhen und Tee trinken“, oder sie lautet „Nein, gerade erst angekommen“, dann ist man dankbar für das Angebot eines guten

fremdsprachigen Führers in unbekannter Umgebung (doch eigentlich rührend, solche Fürsorge!)

Ob man gleich zum Tee in den Laden geschleppt wird oder auf dem Umweg der Besichtigung einer Moschee, der Effekt ist der gleiche. Man sitzt ihm gegenüber, dem Genie: als Fliege im Spinnennetz. Der Trick ist schnell durchschaut, doch helfen ja leider keine Ausflüchte, mit denen man versichert, dass man bestimmt nichts kaufen wolle. Fast als Beleidigung gilt eine solche Bemerkung. Es geht niemals ums Verkaufen, vielmehr um Freundschaftserweise. Zu Hause möge man sich fühlen in der Fremde, die Atmosphäre macht's.

Spätestens im Laden taucht „der dritte Mann“ auf, unauffällig im Hintergrund und stets zu Diensten. Er rückt den Sessel zurecht, bequem natürlich und so weich, dass man darin versinkt und niemals wieder hochkommt, es sei denn, man würde herausgehoben – nach Verkaufsabschluss, versteht sich. Der „dritte Mann“ bringt Tee, derweil sich das Gespräch vertieft. Noch nicht einmal schweigen darf man. Eine höfliche Frage ist doch eine eben solche Antwort wert. Wer wird schon aus der Rolle fallen, weil sich Jemand nach Kindern, Beruf, Reiseziel und Gesundheitszustand erkundigt. Und wenn man auch noch so deutlich weiß, worauf das Ganze hinausläuft, es gibt keine Chance. Man kann schließlich nicht unmotiviert „Hilfe!“ schreien und davon laufen. Also: Das Gesicht wahren, lächeln, unbefangen plaudern: über dies und das, nur nicht über Teppiche.

„Ach, Teppiche? Die haben wir hier auch.“ Damit ist die erste Runde eingeläutet. Vom Großvater hört man, dem Initiator des Geschäftes, aus noch älterem Familienbesitz übernommen, das Geheimnis der Knüpfkunst als Familiengeheimnis oder das Dorf „X“ als Einkaufsquelle, die Niemand sonst kennt, konkurrenzlos und Qualität und ...

Der Redeschwall ist unaufhörlich und muss es auch sein. Nur keine Gelegenheit zum Widerspruch, gar zur Ablehnung geben. Aber irgendwann muss unser Freund doch Luft holen. Man wartet auf diese Gelegenheit zum großen Gegenschlag. Vergeblich. Irgendeine Höflichkeitsgeste als Pausenfüller, Teenachgießen oder eine neue Frage.

Die zweite Runde beginnt: „Bewundernswert, diese Preisstabilität in Deutschland!“ Wie sollte man da widersprechen. Auch gegen die Wertsteigerung eines Teppichs lässt sich nur schwer etwas einwenden. Ob man zu Hause Teppiche besitze, lautet die nächste Frage, und damit setzt das vorentscheidende Ringen ein. Endlich scheint der Bann gebrochen. Man kann ja antworten, dass man sehr viele Teppiche besitze, die ganze Wohnung liege voll davon, auch beim besten Willen passe da keiner mehr rein (Vorsicht! – Das Angebot an Wandteppichen ist nicht minder groß!), oder man sagt, man wolle grundsätzlich keine, da stolpere man nur drüber, sie seien Schmutzfänger, Überträger von Fußpilz, man sei überdies allergisch... und überhaupt: Freundlichkeit hin und her, vielen Dank für die Mühe! Man wolle, ja man müsse jetzt endlich gehen.

Weit gefehlt, mein Freund, das Pulver ist nutzlos verschossen. Wer redet denn vom Teppichkauf. Den Wert eines Teppichs richtig einschätzen zu lernen hier im Land der Teppichknüpfkunst, mag doch im Urlaub ein Viertelstündchen Wert sein. Unwissenheit ist nicht schlimm, aber kann man sich im Ernst als ein Subjekt entlarven lassen, das auf Bildung keinen Wert legt? Also spielt man weiter bis zur letzten Runde. „Wie viel würden Sie für einen Teppich ausgeben?“ fragt unser Freund, und es klingt fast so, als wolle er ein Stück der engeren Wahl für 2 Euro 50, wie eine Flasche heimischen Rotweins, in Zeitungspapier verpackt, über die Theke schieben.

Längst hat der gute Geist und „dritte Mann“ im Spiel vor sortiert; unauffällig einen Teppich nach dem anderen aufgedeckt, jedes höfliche „Ah“ oder „sehr schön“, jedes halbwegs freundliche Mundverziehen als Lächeln deutend dies und jenes Exemplar zur Seite gelegt, - vielleicht sogar Begehrlichkeit geweckt? „Nichts will ich ausgeben, gar nichts, raus will ich hier“, schreit es in meinem Innern. Die urbane Stimme aber rät, die Maske der Wohlanständigkeit nicht fallen zu lassen: nur kein „grober Keil“ auf solch gemessene, gastfreundliche Einladung zum Tee! Doch damit, mein Lieber, hast du endgültig verloren. Es gibt Teppiche in allen Preislagen und die im Expresstempo gelernten Details (Alter, Knüpfart, Webmuster und Knotenzahl pro m<sup>2</sup>) lassen sich auch nicht annähernd in Preis umsetzen. Also falsch geschätzt? Sicher ist dieser hier spottbillig und jener eigentlich unbezahlbar, wird man zugeben müssen, zu Hause zahlte man das Fünffache, für manches Stück noch mehr... „Ein guter Rat unter Freunden: jetzt kaufen, Preisaufschläge stehen unmittelbar bevor! Kein Geld? Ganz unwesentlich. Unter Freunden gibt es genug Möglichkeiten passender Zahlungsvereinbarung; also - wie auch immer... Sie kaufen nicht, wo ich es doch nur gut mit Ihnen meine? Wertobjekt zum Schleuderpreis?“

Wer das aushält, ohne schwach zu werden, verlässt den Freund zumindest mit dem Schwanz einziehend schlechten Gewissen eines zu Recht geprügelten Hundes, dem es in den Ohren saust, Schweiß auf der Stirn, schwindelig vor Augen. Hast du aber doch ein Prachtstück erworben, bist du also schwach geworden, dann wird es dir nicht besser gehen. Den Schwindel vor Augen, der dich voll erwischt hat, etwas unsicher auf den Beinen (weniger der Teppichlast als der unplanmäßigen Belastung deiner Haushaltkasse wegen) stapfst du zum Hotel. In deiner Seele streiten sich die Gefühle: Stolz und Wut, Glück und Scham. Wie immer du dich entschieden hast, werden alle Erschütterungen der so oder so überstandenen Tortur dumpf in dir nachklingen.

Dir aber, geniehaftes Schlitzohr möchte ich –durchaus wohlmeinend- gönnen, von einem Computerkonzern als Verkaufstrainer entdeckt zu werden. Dem Aufstieg in die Chefetage steht nichts im Wege. Ob deine Bezüge den Wechsel ins neue Geschäft denn lohnen, fragst du? – Wer könnte besser darüber verhandeln als du!

Wir haben die Akropolis bestiegen, später bewunderten wir das Amphitheater und die von Österreich finanzierte Restaurierung der imposanten

Celsusbibliothek in Ephesus, wir wanderten –ächzend unter der Last unserer Rucksäcke- nach Troja, um aus den Grundrisstrümmern Geschichte zu erfahren und den goldenen Blick über die weite Ebene zu genießen. So Vieles haben wir gesehen, und Manches ließ unsere Phantasie Purzelbäume schlagen. Auf zwei weiteren Türkeireisen sahen wir die eindrucksvollen Malereien der mittel-anatolischen Tuffhöhlen, erlebten einen traumhaften Sonnenaufgang am Nemrut Dag und bestaunten die Reste christlicher Kultur in einem Kloster auf einer Insel des riesigen ostanatolischen Vansees. Die Kultur dieses Landes ist reicher als es sich „all inklusive Reisende“ in den luxuriösen 5Sternehotels von Antalya oder Alanya erträumen könnten.

Gegen den von Sternen übersäten Nachthimmel in Istanbul strahlt die Blaue Moschee, nach Hunderten zählen die Minarette, von denen der Imam im Echo der „tausend Lautsprecher“ zum Gebet ruft. Ältere Türken drehen unaufhörlich die Perlen ihrer Gebetsketten, und über dem Steuerrad des Busfahrers lesen wir in goldenen Buchstaben „Allah Korusun“ als geistiges und geistliches Erbe einer großen Nation.

Die Berichte über Brasilien und Indien stehen nicht zufällig nebeneinander. Beide Länder befinden sich in rasantem wirtschaftlichem Aufbruch. In beiden Ländern kocht gleichwohl die Armut, und die Menschen drohen im Plastikmüll u ersticken.

## **BRASILILIEN**

### **Salvadoriana**

Brasilianische Impressionen: Condomblé und Samba in Salvador

“Ei, ei, ei, Maria, Maria aus Bahia!” : ein Schlager der 50er, der wohl auf das brasilianische Bundesland dieses Namens mit seiner Zweimillionenstadt Salvador verweist und doch als fester Bestandteil meiner Kindheits-erinnerungen weniger damit zu tun hatte, als vielmehr mit Eierlikör. Ein ziemlich banaler Anklang natürlich, doch unausrottbar in meinem Kopf. Mein Vater intonierte den Anfang der Melodie „Ei, ei, ei, Maria“ und schüttelte dabei eine Flasche selbst gefertigten Eierlikörs: eine besondere Köstlichkeit in jener Zeit, die wegen seines geringen Alkoholgehaltes auch von meinen Geschwistern und mir etwa 14jährigen Knaben dann und wann in winzigen Gaben zugestanden wurde.

Gut 40 Jahre später stand ich nun zusammen mit meinem Eheweib auf der „Praca da Sé“, dem „Platz der Kathedrale“, mitten in der Altstadt Salvadors und

dachte unwillkürlich an lukullischen Genuss aus Kindertagen. Ein heißer Frühsommertag. Freundliche, wenn auch nicht ganz uneigennützig, Hilfe zu einem preisgünstigen Hotel in unmittelbarer Nähe im 7.Stock eines Hochhauses, zu dem wir unsere Rucksäcke schleppen. Die lebenswürdige „Anmache“ in deutscher Sprache hatte zum Ziel, uns zu einer Condomblé - Veranstaltung zu verführen, die wir für teuer Geld als Touristennepp einen Abend später auch erlebten.

Wie Macumba in Rio, so ist Condomblé als ein afro-brasilianischer Kult in Salvador und weiten Teilen des Nordostens, besonders bei der überwiegend schwarzen Bevölkerung, zu Hause. Die Kultstätten, „Vodoos“ genannt, liegen meist in den Favelas, den Armenvierteln. Im Stadtgebiet Salvadors allein etwa 700, so schätzt man. 170 Kirchen stehen dazu in deutlicher Minderzahl, wobei sich christlicher und Geisterglaube allem Anschein nach auch gut vertragen. Die Kirche hat ihren aussichtslosen Widerstand gegen Condomblé auf jeden Fall aufgegeben, und so müssen sich Götter und Geister hinter Heiligen nicht verstecken. Begleitet von „Atabaques“, einfachen brasilianischen Schlaginstrumenten, singen und tanzen sich die Teilnehmer einer solchen Geistersitzung in Trance und erleben auf dem schmalen Grat zwischen Bewusstsein und Entrückung einen ihrer Seele offenbar hilfreichen Zustand der Verzückung, der zu ihren sozialen Problemen eine nicht unwesentliche Beziehung zu haben scheint.

Zu echten Condomblé - Sitzungen haben Fremde keinen Zugang, das erfahren wir später. So mussten wir für diesmal zwangsläufig dem allgemein geschäftstüchtig betriebenen Touristen - Condomblé anheim fallen, geleitet von Maria, einer Matrone in prächtig besticktem weißem Festgewand. Die Zahl der Gäste war an diesem Abend gering, und so begab sich das für diese Vorstellung beauftragte Frauchen denn auch bereits nach knapp einer Stunde bereitwillig – wie vom Blitz getroffen- in das Reich der Geister, die sie vor den staunenden Augen der Zuschauer angemessen, aber nicht allzu lange malträtierten. Maria holte sie so rechtzeitig in die Wirklichkeit zurück, dass der Zubringerbus seine Gäste früh genug in die Bars ihrer Hotels zurück verfrachten konnte. Für uns wurde der Abend zu einer leicht enttäuschten, heiß diskutierten Erfahrung mit besonderem Nachklang: Wochen später im Rio nahen Badeort Buzios. Eine Österreicherin, seit 20 Jahren in Brasilien ansässig, berichtete uns bei einem angeregten Kaffeeplausch von ihren eigenen Geister- und Geisteserlebnissen: der selig-unseligen Einwirkung und Übertragung von Gefühlen und Vorstellungen auf andere Menschen im Rahmen solcher Seelen bewegenden Condomblé - Veranstaltungen. Die sich dabei umsetzende scheinbare oder tatsächliche Gewalt bis hin zum Tode einer „besprochenen“ Person lässt uns als unbeteiligte europäische Kopfmenschen ein wenig ratlos zurück.

Wesentlich realistischer, lebensprall packender war unser erster Abend in dieser Stadt. Von unserem Hotel „Themis“, mit seinen erträglich sauberen, kalt nüchternen Steinfußböden und zugleich wundervollem Ausblick auf den Hafen

der Unterstadt, führte uns ein Spaziergang –eigentlich nur als kurzer Stadtbummel geplant- mitten in die Atmosphäre eines atemberaubend explosiven Altstadtfestes. Wir fanden noch nicht einmal Zeit, den vergessenen Fotoapparat zu holen, so stark nahm uns das Geschehen gefangen. Wir waren wahrscheinlich unter weniger als 1% Weißen in einem wogend pulsierenden Meer feiernder schwarzer Menschen. Was sie feierten? Wir wissen es nicht. Man feiert hier jeden Dienstag und Freitag. Viele, zu viele sind arbeitslos, für Feste jeglicher Art bleibt da reichlich Zeit. Auf unseren „Salvador-Dienstag“ folgte ein Feiertag: der „Tag der Kinder“, und so schwang das eine in das andere über. Fest und Sambarhythmus sind in Salvador identisch. Man geht nicht über die Straße, man tanzt; trommelt dazu auf Flaschen, Coladosen, Handtaschen mit Fäusten oder Stöcken; klatscht, stampft mit den Füßen und bewegt sich dabei mit unglaublicher Leichtigkeit.

Die Volkstänze der Portugiesen etwa folgen bodenlastigem Arbeitsrhythmus. Der Brasilianer – wir haben das so nur hier erlebt - hebt die Schwere des eigenen Schlages durch schmiegsam unabhängige Gegenbewegung aller Gliedmaßen wieder auf. Variable Metren mit wechselnden, übereinander lagernden Schwerpunkten ergeben einen schwerelos schwebenden Zustand des Körpers und der Seele, so scheint es. Wer sich da noch „normal“ bewegt, muss aus Stein sein. So schwingen auch wir mehr und mehr mit ein in das Feiern der Menschen um uns. Für ein paar unvergessliche Stunden sind alle Alltagsmühsal und der Frust ungelöster sozialer Probleme weggewischt.

Wir schlendern über den „Platz der Kathedrale“, vorbei an bröckelndem Putz der ehemals wunderschönen Herrschaftshäuser kolonialen Baustils, deren Restaurierung sich die UNESCO hie und da schon sichtbar angenommen hat; erreichen die prächtige Barockkirche „S. Francisco“ und tauchen in das Gewühl der winkelig steilen Kopfsteinpflastergassen, die zum „Largo do Pelourinho“ führen, dem Platz mit dem „Schandpfahl“, der von alters her die Gerichtsbarkeit einer Stadt anzeigt. An allen Plätzen und Ecken Sambakapellen mit Tonnen schweren Lautsprecheranlagen, den „Trios Electricos“. Innerhalb ihrer Reichweite heizen sie ein: nicht nur rhythmisch, sondern auch mit farbiger Melodik und leider für uns unverständlichen Texten. Die Musik nimmt uns in Beschlag und entlässt uns wieder. Von einem musikalischen Strudel in den nächsten geworfen, schieben wir uns in den wogenden Massen fort, bald hier-, bald dorthin. Keine Attraktion entgeht uns: nicht der „Spiritus getriebene“ Feuerschlucker, noch die Männer, die den „Capoeira“ tanzen. Dieser Tanz ist aus der Sklavenzeit überkommen, da an den Händen gefesselte afrikanische Neger sich mit raschen Fußbewegungen zu verteidigen suchten. Heute wird solch schnelles Hochschlagen der Füße, nur Millimeter am Kopf des Gegners vorbei saugend, als athletische Kunst betrieben, vor allem natürlich als touristische Attraktion. Mit bloßem Oberkörper kämpfen sie, Mann gegen Mann, zu aggressiv stimulierender Trommelbegleitung, die von einem

„Berimbau“, einem einfachen Saiteninstrument, mit einer Kokosnuss- oder Kürbishälfte als Resonanzboden, melodisch untermalt wird.

Vor den kleinen Lokalen sind Tische und Bänke aufgestellt. Man trinkt ein leichtes, wenig berauschendes Bier oder aus frischen Früchten bereitete „Sucols“, isst an den Garküchen Fleischspieße, auch Krabben, Fisch und Huhn, pikant bis scharf in Maniokmehl gebacken oder „Käse am Stiel“, den fliegende Händler fleißig anbieten. Wir essen, trinken und stimmen mit unseren wenigen portugiesischen Sprachbrocken in das allumfassende Geschwätz ein, klatschen und ertappen uns bei ein wenig steif verkopften Tanzversuchen. Wir schieben uns vorwärts, werden geschoben, genießen auf diese Weise die hin- und mitreißende Atmosphäre dieses Tages bis zur Neige, obwohl mir schließlich – gleichsam vor den Augen der allgegenwärtigen Polizeistaffeln- meine Uhr vom Arm gerissen wird. Bandenwesen und Straßenraub in brasilianischen Großstädten ist ein soziales Problem. Wir wollen es hier nicht vertiefen, und so ertränken wir es lustvoll in den heißen Sambarhythmen der Nacht.

Der Folgetag als „Fest der Kinder“ war –wie die Nacht zuvor- in Sambaglut getaucht. Familien mit tausenden Kindern drängten sich in übervollen Bussen, die an unendlicher Schnur aufgefädelt zu den herrlichen Palmstränden pendelten. Die hinreißende Schönheit der schwarzen Menschen und ihre überschäumende Lebenslust durchströmte die Stadt im Feierrausch wie ein starker Wasserfall, der uns staunen machte. Wir spürten darin eine angesichts materieller Not fast unbegreifliche Kraft und bewundernswerten Optimismus: Brasilien ist ein Land mit Zukunft.

## **Der Pantanal**

Im Mittelwesten Brasiliens liegt der Pantanal: keine klassische Sumpflandschaft, wie der Name wörtlich besagt, sondern ein riesiges Überschwemmungsgebiet, ein durch Gebirgshebung vor Jahrmillionen vom Südatlantik abgetrenntes Becken: dreimal so groß wie Österreich.

In der Regenzeit von Ende Oktober bis März transportiert der „Rio Paraquai“ gewaltige Wassermassen von Norden nach Süden, überschwemmt Straßen und Eisenbahntrassen, bildet 100km<sup>2</sup> große Seen. Der Pantanal gilt als das Fischreichste Gebiet der Welt, als größtes Tierreservat des amerikanischen Kontinents, eine Landschaft, in der sich fast die gesamte Fauna beobachten lässt. Ein noch weithin intaktes Ökosystem als Paradies für Naturfreunde.

Wohl überlegten Ratschlägen folgend besuchen wir das Gebiet zum Ende der Trockenzeit, Anfang Oktober. Ziel ist die „Fazenda S. Clara“ zwischen Campo Grande und Corumbá. „Mit etwas Glück können Sie auf Ihren Exkursionen Papageien, Brüllaffen, Wildkatzen, Tukane, Reiher, Riesenameisenbären,

Wasserschweine und noch viel mehr beobachten“, sagte man uns. Dementsprechend sind wir auf atemberaubende Naturerlebnisse gespannt.

Wer zu viel erwartet, wird leicht enttäuscht, zumal nach dem Maßstab perfekt verwöhnender Fernsehdokumentation. Halten wir uns an die Wirklichkeit, die sich in einem Dreitagesprogramm weniger sensationell, als –auf den zweiten Blick- doch hoch interessant erschloss. Ein mehrstündiger Ritt durch die Trockensavanne in brütender Hitze, fast leblos die Natur. Eine abgemagerte Rinderherde, gebleichte Knochen verdursteter Tiere auch hin und wieder, zwei kleine erstorbene Tümpel hinter einem Wäldchen. Die Hufe unserer braven Pferdchen durchrascheln das halb hohe Gras, sonst kaum ein Laut. Unser Führer zeigt nach rechts: ein Erdhörnchen! Wir können es nicht entdecken. Vielleicht tarnt es sich zu gut im gelb braunen Boden. Im näher Kommen sehen wir immerhin ein Loch: den Bau, in dem es verschwunden sein mag. Ausgedörrt, mit heißen Schädeln, kommen wir zurück. Wir haben nun erfahren und behalten in Erinnerung: Das also ist eine Trockensavanne. Wie könnte ein noch so guter Fernsehfilm den Eindruck flirrend grellen Sonnenlichtes für die Augen und den Geschmack von Gras in sengender Sonne auch nur annähernd so packend vermitteln.

Auf unserer Landroverexkursion am nächsten Tag sahen wir immerhin Reiher, einige Straußen ähnliche Laufvögel, „Nandus“ heißen sie, Wasserschweine und auch „Jabirustörche“: mit bis zu 3 m Flügelspannweite stolzes Nationalsymbol Brasiliens. Auf einer Kanufahrt am Nachmittag lagen sie dann im Uferschlamm des kleinen Flüsschens „Miranda“ für uns bereit: „Jakaree’s“. Krokodile sind das, und sie lagen da in so großer Zahl, dass die anfängliche Fotografierwut bald nachließ. Wir haben uns ausführlich mit ihnen beschäftigt. „Krokodilstränen“ bedeuten in unseren Augen einige Gefühlskälte, die wir diesen Reptilien in ehrfürchtig gemessenem Abstand zuschreiben. Es ist wohl der unberechenbar bedrohliche Wechsel zwischen starrer Reglosigkeit und blitzschnell zupackender Bewegung, mit der die lange Zähnekette ihrer riesigen Kiefer die Beute zermalmen. Die Beute besteht in dieser Region vor allem aus Fischen und niedrig über der Wasseroberfläche flatternden kleinen Vögeln. Wir konnten keine Beuteattacke eines Jacaree’s sehen. Näherten wir uns, so tauchten sie lautlos rasch ab, dass nur noch die Kuppe ihres Schädels und zwei schwarze Augenpunkte sichtbar blieben.

An dieser Stelle denke ich an Christian, einen globetrotzenden Automechaniker aus Süddeutschland, mit dem wir bei den Mahlzeiten zusammen saßen und auf Krokodil-Fotosafari gingen. Das Fotografieren dieser Tiere war seine Leidenschaft. Mit großem Einfallsreichtum erfand er immer neue Methoden, möglichst große Artgenossen ans Ufer zu locken. Krokodile sind von Natur aus neugierig, und so gelang das Experiment trefflich: mit einer Blechbüchse oder Holzstücken an langer Schnur, schließlich mit einem seiner beiden Socken, den er an langem Stecken durchs seichte Wasser zog. Das ausersehene Reptil fand

tatsächlich Gefallen daran und fraß ihn mit einer einzigen Bewegung seines staunenswerten Riesenmaules.

Nur Meerwasserkrokodile greifen Menschen an. So badet die einheimische Bevölkerung hier am Fluss ohne Scheu ganz in ihrer Nähe. Zum Schrecken meiner Frau schloss ich mich dem bei großer Hitze so besonderen Badevergnügen ausgiebig und unbeschadet an, obwohl es mich am ganzen Körper unaufhörlich zwickte. Es waren Schwärme von winzigen Fischen, die erfolglos an mir zu nagen versuchten. Ich war wohl für sie doch ein zu zäher Brocken.

Die drei Tage auf der Fazenda gingen wie im Flug vorbei: im Sturzflug eines roten Ara zum Beispiel, der vom Dach des Generatorschuppens mehrmals angriffslustig auf mich herab schoss. Eine große Arafamilie gehörte gleichsam zum Zoo der Farm, ebenso ein Tukan mit mächtigem gelben Schnabel und ein Schimpanse, der sich während behaglich schaukelnder Hängematten Siesta gerne an mich schmiegte. Wir sagen euch „Adieu!“

Adieu auch allen Schlangen, Falken, Wildschweinrudeln, Sumpfhirschen, Rosalöfflern, Papageien, die wir nicht gesehen haben. Mögt ihr in dieser artenreichen Pflanzenwelt des Pantanal noch lange leben wie im Paradies, das der Mensch als Schöpfung wohl bewahre!

## **Menschen in Luxus und Müll**

Das feine Buzios – der Moloch S. Paulo

Buzios ist der „Schickimicki-Badeort“ reicher Brasilianer und Dollar Argentinier: etwa 200 km nördlich von Rio gelegen. Wir finden die Angaben unseres Reiseführers bestätigt.

Der Ort dehnt sich eine halbe Busstunde lang, gesäumt von Hütten, Müllgestrüpp, Hibiskus gerahmten kleinen Hotels, vielen Geschäften, Reparaturbetrieben und einfachen Restaurants, „Lançonettes“ genannt. Man verzehrt hier einen „Watte Big Mac“, Rührei, Reis mit Bohnen, ein Stück Fleisch mit Salat, trinkt dazu einen „Laranja Suco“ (Orangensaft), einen Schoppen Bier, einen „Chop“ (Zuckerrohrschnaps) frisch von der Zapfanlage und vielleicht einen „Kaffä“ zum Schluss. Er wird aus einem knapp zur Hälfte gefüllten Wasserglas getrunken: mit oder ohne Milch, auf jeden Fall mit so viel Zucker, dass der Löffel stecken zu bleiben droht. Dass wir ihn schwarz und ohne Zucker tranken, erregte immer wieder einiges Aufsehen. Spätestens darin waren wir als Ausländer erkannt.

In diesen „Lançonettes“ treffen sich vor allem Einheimische. Wir gehören zu den wenigen Ausnahmen, die jeden Morgen „das Wellblechdach auf

Betonsockel“ zum „Café de Manha“ besuchen. Hannibal bedient uns: Käsesandwich, Eier und reichlich „Kaffä“. Ist der Käse einmal ausgegangen, kaufen wir im Lädchen nebenan. Dort finden wir auch köstliche Aprikosenmarmelade zur Erweiterung der Frühstückspalette. Ein gemeinsames Zigaretten mit Hannibal (Mutter: Französin, Vater: Brasilianer), verbunden mit verbindlichem Sprachkurs schließen sich an: „Como está? – „Muito bem!“ – „Bom Dia!“ - „Good Morning!“ – „Gude Moje!“ Das Frühstück im Hotel wäre dreimal so teuer und doppelt steril. Wir freuen uns auf unseren morgendlichen Blechstuhl mit Wackeltischchen. Der Tag beginnt gut, weil er mit den Menschen beginnt.

Nähert man sich dem Stadtkern, wird es vornehmer. Teure Restaurants dicht an dicht: ein Fischessen ohne Getränk über 15.- Euro. Natürlich gibt es hier auch „Rollende Garküchen“ als Billigalternative: Hähnchenkeule, Knoblauch gewürztes Gemüse, Reis und „Pommes“. Alles ist gut essbar, wenn man nicht zufällig Zeuge wird, wie früh am Morgen (das ist hier so gegen 10 Uhr) die Sudbleche im Straßenrinnstein gesäubert werden. Wir vermeiden es meist, dort zu essen. Unsere Mägen haben es gedankt. Die umfangreiche Magen-Darmapotheke wird unangebrochen die Heimreise antreten.

Bleiben wir im Bereich des vornehmen Buzios: mit „Klein Paris“ oder „Mailänder Chic“ lässt sich das Szenario hinreichend beschreiben: die neueste Bademode, feinstes Schuhwerk und Farb raffinierte Edelklamotten, brasilianischer Schmuck („Minas Gerais“ als heimische Edelsteinquelle), Touristeninformation zur Buchung nicht eben billiger Segeltörns an jeder Straßenecke, Diskotheken: Spiel und Spaß in Fülle. Auf den Straßen sieht man neben Wagen der oberen Mittelklasse vor allem Buggies. Die Strände liegen weit auseinander. Wer Geld für einen Urlaub in Buzios hat, fährt einen „Buggy“: eine flach gewellte, offene Kunststoffkarosse. Sonnenbebrillte Machos am Steuer, auf dem Rücksitz großformatige dunkle Busen, knapp in Farben frohe Bikinis gezwängt. Die Motoren sprechen donnernd mit. Gesehen und gehört werden, darum geht es. Das Strandleben selbst ist keiner besonderen Erwähnung wert: bunt wie überall auf der Welt. Sonntags ein wenig lauter. Auffallend darin: Hund und Herr.

Im Alltag überleben Straßenköter nur mühsam im Durchstöbern von Abfallhaufen am Straßenrand. Am Strand dagegen sieht man gestylte Doggen und anderes edle Geklöff als dekoratives Statussymbol. Nur Hundekot riecht überall gleich, hier wie dort geflissentlich übersehen. Man riecht und denkt einfach über ihn weg, wie auch über den Müll, den schrecklich stinkenden Müll, weil im Luxus nicht sein kann, was nicht sein darf.

Es gibt natürlich in allen Städten, so auch in Buzios, eine Müllabfuhr. Plastiksack verpackt wartet er in Hochständern auf seinen Abtransport. Zum einen wartet er aber dort sehr lange und lässt der Sonne reichliche Gärungszeit, zum anderen liegt der meiste Hausmüll von der Kinderwindel bis zur

Plastikflasche –von menschlichen und tierischen Müllwühlern breit auseinander gezogen- einfach so herum: mit Vorliebe am Rande un bebauter, zum Verkauf stehender Grundstücke, die die Aufschrift tragen: „Nao Lixio!“ (Keinen Abfall!). Samstagabend wird gekehrt: wie im saubersten deutschen Dorf. Der Dreck fliegt vom Strand in die Dünen, vom Straßenrand ins Randgestrüpp. Sonntags dann hie und da ein kleines Feuerchen mit schwarzer oder schwefelgelber Rauchfahne. Den Rest besorgt der Wind. Die Brasilianer lieben Plastiktüten sehr (unterscheiden sich darin kaum von Indern etwa). Selbst das kleinste Plätzchen oder Bananen werden in Plastik verpackt, und so hat das „Spiel von Müll und Wind“ leichtes Spiel und kann jede Woche tonnenweise neu beginnen.

Wir rattern auf Schlagloch übersäter Rüttelpiste zum Nachbarort Cabo Frio und sehen im Einzugsbereich dieses Städtchens, wie vorher am Rande von Buzios, den erschreckenden Kontrapunkt zum Luxus: Das Leben der Menschen mitten im Müll. Man baut ein Häuschen in Gestalt eines deutschen Kleingarten-Geräteschuppens: einen Bretterverschlag; im besten Fall einen Backsteinquader mit Wellblechdach. Oft unvollendet und wieder verlassen. Unkrautgemäuer als Müllkorb. Gleich daneben: hartes „Buckeln“ an einer neuen Behausung. Jeder Stein, den man auf den anderen setzt, jeder Hammerschlag, mit dem Bretter aneinander genagelt werden, signalisiert ein erbärmliches Stück Hoffnung auf würdevolles Überleben.

Unser Hotel in Buzios hatte 4 Sterne, Angenehmer Luxus, mit Schwimmbad sogar. Eine Slumsiedlung genau gegenüber auf der anderen Straßenseite. Ich will erfahren, wie die Menschen dort leben, und so zieht es mich immer wieder dorthin. Eine Steinbank zwischen Müllhalde und Wellblechhütten ist mein, immer von Kindern umlagerter, Stammplatz. Ich zünde mir ein Pfeifchen an und versuche mit meinen wenigen portugiesischen Sprachbrocken Kontakt aufzunehmen. Die Kids sind neugierig und wollen natürlich wissen, was ich da rauche. Ich lasse einen älteren Jungen ein paar Züge tun. „Nao Drogas, usual Tobacco“, sage ich, und alle lachen. Ob sie mich verstehen? Ein älterer Mann kommt herzu: lächelnde Kommunikation, fast ohne Worte. Ich lasse ihn an meiner Tabakdose riechen. Er kramt Zigarettenpapier aus der Tasche. Ich schenke ihm so viele Tabakkrümel, dass er sich eine Zigarette drehen kann, und damit sind wir Freunde. So einfach geht das. Er winkt mir zu, ich komme mit ihm. Sein Haus will er mir zeigen, eine Schar Kinder schwärmt hinterher. Seine Wellblechhütte besteht aus einem einzigen Raum: eine Schlafeflecke auf dem Boden, gegenüber ein kleiner Spirituskocher auf einem wackeligen Tischchen, daneben, an der Wand aufgehängt, etwas Besteck, ein zerbeulter Kochtopf und ein schmutziges Handtuch. Da sehe ich noch ein Regal an der Längsseite des Raumes, mit allerlei Krimskrams bestückt: in der Mitte ein Kruzifix, davor ein Marienbildchen und ein Kerzenstummel, und es gibt noch einen alten Stuhl in der Mitte, das linke Bein scheint zu kurz und ist mit einem Backstein gestützt. Auf dem Stuhl steht eine Waschschüssel, daneben liegen ein Stück Kernseife

und ein Lappen. Wir stehen im Zimmer, denn es gibt außer einem kleinen Hocker unter der Fensterbank keine Sitzgelegenheit. Auch ohne viele Worte umgibt uns ein wohltuender Hauch von Herzlichkeit: von herzlicher Menschlichkeit. Der runzelige Alte geht zum Fenster und bringt mir ein Bildchen, das da auf dem Sims steht. Er gestikuliert, und ich verstehe schnell. Seine Frau zeigt sich mir da. Es zuckt um seine Mundwinkel. Sie lebt wohl nicht mehr. Ich verstehe seine Worte nicht, aber ich spüre, was er mir übersprudelnd erzählen möchte. Glückliche Zeiten scheinen vorbei. Es ist ihm wichtig, sich mitzuteilen. Ich verstehe seine Einsamkeit und nicke ihm zu. Es bedarf keiner weiteren Worte.

Es war dies unser letzter Tag in Buzios. Als ich von meinem Dorfausflug zurückkam, herrschte helle Aufregung im Hotel. Ich wurde zum Direktor gebeten, der mir in gehobener englischer Konversation zu verstehen gab, wir seien ungebetene Gäste und mögen doch bald abreisen. Ich brauchte lange, um seine Argumentation nachzuvollziehen. Unser Gespräch entwickelte sich zunehmend unfreundlich, und meine Frau machte mir in darauf folgender unwirscher Diskussion harte Vorwürfe. Was war geschehen? Nichts und doch alles. Viersterneluxus verträgt kein „Wellblech-Gegenüber“. Man fühlt sich – berechtigt oder nicht- kriminell bedroht und setzt, als Igelstacheln gewissermaßen, einen Sicherheitsdienst ein. Der hatte mich bei meinen mehrmaligen Besuchen des Slum beobachtet, einschließlich meiner Pfeife. Drogen? Man fürchtete wohl Schlimmes und zog die Reißleine. Wir packten unsere „Siebensachen“ in Windeseile und verließen das Hotel, denn die Situation war nicht ungefährlich. Sehr viel später klärte mich mein alter Schulfreund Thomas, der als Mitarbeiter bei Siemens mehr als 20 Jahre in Brasilien lebt und uns als Gast auf seiner wunderschönen Fazenda, nahe Sao Paulo, empfing, auf. Wären wir nicht „freiwillig“ gegangen, hätte man uns möglicherweise durch Hotelpersonal ein wenig Haschisch im Zimmer versteckt und sogleich die Polizei geholt, die in solchen Fällen kurzen Prozess macht. Unabsehbare Folgen! Ich lerne dazu. Lächelndes Pfeiferauchen am falschen Ort sollte man besser lassen.

Wir wechseln den Ort, bleiben aber beim Thema „Mensch und Müll“. Es war am Abend unserer Ankunft in Sao Paulo, am Bahnhof „Santa Luz“. Gleich gegenüber 5.klassige Absteige mit Puffgeruch. Wir sind müde und fragen daher trotzdem nach einem einfachen Zimmer. Es ist in der Tat sehr einfach. Der Putz bröckelt massiv, schmutzige Bettwäsche dazu. Wir lehnen ab, haben aber nicht mit der Hartnäckigkeit des Hoteldirektors gerechnet. Er bringt uns Plastik verpackte frische Bettwäsche und bricht unseren Widerstand damit. Es geht ja nur um eine Nacht. Wir drehen noch eine kleine Runde, um einen Happen zu essen, dann schicke ich meine bessere Hälfte zu Bett, um noch ein wenig herum zu stromern, das Ambiente näher zu erkunden. Ich bin nicht in den Tücken des Rotlichtviertels ertrunken, um das gleich vorweg zu sagen. Es war etwas anderes, das mich in diesen Abendstunden betroffen machte: im Bahnhofsviertel

von S. Luz bei leichtem Nieselregen und heimischer Apriltemperatur schnüffelnde Kinder. Mädchen wie Jungen, etwa 8 bis 14jährig, zogen an mir vorbei. Barfuss und in Lumpen saßen sie in Gruppen zusammen auf Pappkartons, in durchnässte Deckenfetzen gehüllt, sprangen herbei, um massiv zu betteln, weil sie Hunger und Durst selbst schnüffelnd kaum ertragen konnten. Ich frage mich bei diesen Bildern, die sich mir tief eingepägt haben:

W e r kann das eigentlich nicht ertragen?

Vor der Kathedrale, im Zentrum der Innenstadt, haben wir am nächsten Morgen zwischen Marktständen und flutendem Verkehr, direkt in der Gosse neben huschenden Ratten das Kinderelend gemeinsam gesehen. Brasilianer sind überaus kinderlieb. Kinder gehen über alles. Die Kindermodenbranche boomt. Das spiegelt sich in der Fernsehreklame, in den entsprechenden Schaufenstern und im sonntäglichen Straßenbild: feine Kleidchen mit Rüschen, Sonnenhütchen und Lackschuhe. An Flughäfen werden Kinder mit ihren Eltern zuerst durchgelassen, damit sie sich unbedrängt einen guten Platz aussuchen können. In einem 3Sternehotel in Curitiba (Pará) stieg eine volle Busladung fröhlicher Schulklassekinder ab, um für einen Mehrtagesausflug nachts mit dem nötigen Luxus umgeben zu sein: einschließlich Badekomfort und Fernsehen. Die Kinder hatten an diesem Abend bis tief in die Nacht hinein sicher keine Frustrationen. Sie tobten und schrien nach Herzenslust. Türen auf, Türen zu. In ihrer Mitte – freundlich, gelassen- weibliche Betreuung, deren blässliche Anweisungen nicht ernsthaft erwogen wurden. Das Frühstücksbuffet am nächsten Morgen wurde zum Schlachtfeld. Danach Mickeymouse Fernsehstündchen bis zur Abfahrt: in Doppellautstärke bei offenen Türen in voller Montur auf den Betten.

Brasilianische Kinder sind hübsch: hell, über kaffeebraun bis tief schwarz: feine Gesichtchen voller Charme, leicht zum Gernhaben.

Die Gegenseite: Pro Jahr werden 2 – 3 Millionen Kinder über die Sterblichkeitsrate hinaus geboren. So entstehen die Schatten der Gesellschaft mit ihren 160 Millionen Menschen. Die Entwicklung hält mit so rapidem Wachstum nicht Schritt. Die Slums an den Stadträndern ufern aus. Sao Paulo hat mittlerweile geschätzte 17 Millionen Einwohner. Trotz einiger Erfolge in der wirtschaftlichen Entwicklung durch harten Währungsschnitt ertrinken die Schwächsten in den Müllbergen sozialer Problematik. Die allgemeine Schulpflicht funktioniert nur auf dem Papier. Viele Kinder lernen kaum, ihren Namen zu schreiben. Wer Geld hat, und nur der, besucht eine Privatschule mit Zugang zu den Universitäten und entsprechenden Berufschancen.

Die katholische Kirche, in zunehmendem Maße aber auch Baptisten und Methodisten neben anderen Freikirchen sorgt sich um Arme und Benachteiligte in diesem riesigen Land. Von Fragen der Verhütung einmal ganz abgesehen, ist dies doch kaum mehr als ein Tropfen auf glühendem sozialen Vulkan. In Belem, am Rande des Amazonas, lernten wir eine Sozialarbeiterin kennen. Wir trafen sie bei einer Fahrt zu einer der vielen Flussinseln, wo man Straßenkinder

aufzufangen sucht. Wohnen in einfachen Baracken, Sportplatz, Kirche, geregelter Unterricht: Wir hatten den Eindruck guter, natürlicher Wachstumsbedingungen in liebevoller Betreuung. Trotzdem bleiben Zweifel, ob Staat und Kirche das Problem an den Rändern ihrer Wachstumsgesellschaft angemessen in den Griff bekommen können. Ein Leben in Würde für alle passt jedenfalls zurzeit nur auf dem Papier ins Bild. Wachstumseuphorie entzündet sich eben besser an steuerlich geschickt jongliertem Industriekapital. Ein Deutsch-Brasilianer, den wir in Salvador getroffen hatten, brachte das Ganze auf einen einfachen Nenner: „Es gibt 50 Millionen, die alles haben und dreimal so Viele mit wenig oder nichts in unserem Land“ – oder mit Bert Brecht: „Und die im Dunkeln sieht man nicht“. Die brasilianische Gesellschaft produziert zu viel Müll und zu viele Kinder. Beides stört, aber man sieht darüber hinweg, auch wenn's zum Himmel stinkt.

## **INDIEN**

### **Indische Notizen**

Was Sie hier vorfinden, versteht sich nur als bescheidene indische Reisenotiz, nicht als ein Indienbuch. Es gibt so viele kluge Leute, die umfangreiche Bücher über diesen riesigen Subkontinent verfasst haben: in allen denkbaren Ausfärbungen von Landeskunde, Gesellschaft, Religion, Sprache, Kultur und mit Sicherheit besser, als es meinem Altersblick je gelingen könnte.

Was ich auf meinen bisherigen Reisen an Literatur mit mir führte, füllt gerade mal ein kleines Handkofferchen mit weithin bekannten Informationen, die es im Reisealltag zu überprüfen und persönlich fühlbar zu machen galt; zum Beispiel, dass auf diesem Subkontinent, 1000 mal größer als Deutschland, 1,2 Milliarden Menschen leben, mit einer wesentlich höheren Bevölkerungsdichte zudem. Die best geführten, in Katalogen farbig illustrierten Weltreisen bleiben in akademischem Staunen stecken. Das ist nicht wenig, wenn man an das Mausoleum „Taj Mahal“ denkt, das ein Mogulkaiser seiner verstorbenen Ehefrau in Agra baute; oder an den Königspalast von Jaipur mit seinem verzaubernden Spiegelglas, den für Rajasthan typischen, kunstvoll geschnittenen, Türmchen und Wänden; wenn man die erotischen Steinmetzarbeiten von Khajurao oder dem Sonnentempel von Konarak in den Blick nimmt oder den fast 30m hohen Kailashtempel von Ellora: im 8.Jahrhundert als Triumph der Steinmetzkunst schlechthin, wie eine einzige

Skulptur aus dem Felsen geschnitten. Nicht weniger kunstvoll schließlich in Mahabilipuram, im Südosten des Landes, der Anblick des riesigen Reliefs „Die Herabkunft der Ganga“, dem Epos Mahabharata entlehnt, da der Himmel dem dürstenden Land den Ganges schenkt. Nichts also gegen, vielmehr alles für solch kunstsinniges Reisen, und ich strecke meine Nase immer in diesen Wind. Es drängt allerdings –und hier liegt der Kern meine Einwandes- die Begegnung mit Menschen an den Rand, und das soziokulturelle Phänomen „Massengesellschaft“, das ich mit magerer Zahlenangabe umschrieb, spart es weitgehend aus. Man hat es in der Regel mit, in wohl allen Viersternehotels dieser Welt austauschbarer, Höflichkeit des Hotelpersonals zu tun, sicher auch mit Verkaufs freundlichen Händlern des Kunstgewerbes und der Manufaktur, vielleicht auch mit einem Taxi- oder Rikschafahrer, mehr aber kaum, und hier setzt mein Reisebericht zur Einstimmung mit einer kleinen Begebenheit an.

Eine meiner beiden Hosen hatte sich zunehmend in Fetzen aufgelöst. Mit ihren vielen kleinen Taschen auf beiden Beinseiten war sie ungemein praktisch und leider unersetzlich. So sehr ich in Geschäften suchte, es fand sich nichts Entsprechendes. Ich entschloss mich daher zum Kauf einer billigen Jeans als Notbehelf, denn ohne eine zweite Hose kommt man schlecht zu Recht. Man muss schließlich irgendwann ans Waschen denken. So schob ich mich eines Nachmittags ins Gedränge des „New Market“ von Kalkutta. Das sagt sich leicht und tut sich schwer. Es ist sehr ähnlich der Situation im Schlafwagenabteil eines Nachtzuges. Man möchte meinen, ein Feuer sei ausgebrochen, und alles drängt zum Ausgang: in diesem Fall umgekehrt, ins Abteil. Du steckst als ein hilfloses Würstchen im Gang mit deinem Gepäck, ein Wunder, überhaupt so weit gekommen zu sein. Es geht nicht vorwärts, nicht rückwärts. Alle Reisende versuchen gleichzeitig, ihre Siebensachen zu verstauen, und das geht nur mit Gewalt. Man hebt seine Koffer über dich hinweg, stapft dabei munter auf deine Rucksäcke, schiebt mit den Ellenbogen, drückt, stößt und schreit, dass „die Wände wackeln“. Dabei geht es ja auch noch um Kinder und Säuglinge, die unterzubringen sind, und Mütter sind in solchen Situationen besonders resolut. Die Fassung zu bewahren in solchem Inferno, fällt schwer, und ähnlich geht es nachmittags am „New Market“ zu. Vom Kauf einer Hose will ich ja berichten. Ein Ständer hing voll mit billigen Jeans, ich wählte blitzschnell eine aus, um möglichst unbeschadet aus dem Gewühl zu entkommen. Der Verkäufer nimmt Maß. „Ja“, sagt er, „ist ihre Größe. Ich kaufe und verschwinde, so schnell der brodelnde Menschenhaufen es erlaubt. Im Hotel anprobiert und festgestellt: Passt natürlich nicht.

Nehmen wir die bittere Wahrheit vorweg: Nur eine einzige Größe war verfügbar, also gab es aus der Sicht des Verkäufers ausschließlich Menschen mit Hüftumfang 34. Ich kämpfte mich zurück, reklamierte. Der Mensch lächelte scharf, in vollem Umfang des Wissens um seine betrügerische Manipulation. „Bitte Geld zurück!“ Fehlanzeige. Hosen von Nachbarständen wurden herbei geschafft. Sie hatten entweder Löcher, keine Knöpfe oder waren verschmutzt. „Geld zurück, bitte!“ „No, Sir! Pay more and you get!“ Ich war wütend, die

Situation wurde ungemütlich. Ich drohte mit der Polizei. Es machte keinen Eindruck. Der Kerl ließ mich einfach stehen.

Was die Polizei betrifft, muss man wissen, dass ohne Bestechungsgeld nichts läuft. Gegen ein „Scheinchen“ tun sie hingegen (fast) alles für dich. Ich lief trotzdem zu einem der zahlreich herumstehenden „Freunde und Helfer“, wurde an eine andere Stelle verwiesen und machte mich auf den Weg. Ich war wirklich wütend, und zahlen wollte ich auch nicht, das hätte den billigen Hosenpreis aufgezehrt.

Meine Entschlossenheit zeigte indessen Wirkung. Plötzlich stand der Verkäufer neben mir. Er hatte seinen Stand verlassen und war mir gefolgt, unglaublich eigentlich, in dem allgemeinen Gewühle die Spur nicht zu verlieren. Er stand also neben mir, gab mir das Geld, lamentierte noch ein bisschen, und die Situation war ausgestanden. Trieb ihn der „Bußgedanke“ oder hatte er einfach Angst vor der Polizei, was meinen Sie?

### **Die indische Gesellschaft - eine Momentaufnahme-**

Menschen zu mögen, ist allemal Sache des eigenen Herzens und guten Willens. Ein kleines Lächeln kann da in brenzligen Situationen heilsam sein und Freundlichkeit erschließen. Zum Bestehen des indischen Massenalltags reicht das aber nicht aus. Ich weiß um die dummen Allgemeinplätze Lederhosen tragender Bier- und Weißwurstbayern, trotzdem wage ich die Feststellung: Da wo Menschentrauben auf Trittbrettern von Bus und Bahn hängen, am Fahrkartenschalter drängen, im Verkehr sich bewegen, herrscht die Macht des Stärkeren.

Du lässt einem Inder zum Betreten eines Ladens den Vortritt, es schieben sich dir drei oder auch zehn Andere rücksichtslos zur Seite. Du überquerst eine breitere Straße auf dem Zebrastreifen: Man fährt dir bis um Zentimeter auf die Hacken, und wenn du nicht sehr entschieden weitergehst, vielleicht zögerlich zusammenzuckst, werden dir zwei Trucks, vier Busse, Autos und Rikschas ohne Ende zu Leibe rücken und mit wildem Hupen verlangen, dass du dich unverzüglich in Luft auflöst. Du stehst an der Kasse eines Supermarktes und bist an der Reihe. Mit Sicherheit reicht man über deinen Kopf hinweg vor, neben und hinter dir den eigenen Einkauf an dir vorbei, schiebt deine Lebensmittel zur Seite, und du magst sehen, wo du bleibst.

Beim Einkauf einer kleinen Flasche Brandy im kleinen Städtchen Mahabalipuram musste ich gestern Blessuren hinnehmen, und ich erinnere mich –immer noch erschrocken- an die Gewaltsamkeit der Szene. So, wie man am Kiosk nur eine Zigarette kauft, nicht ein ganzes Päckchen, reichen abgerissene Typen Plastikbecher von allen Seiten gleichzeitig nach vorne, damit man ihnen für ein paar Rupien nachschenke. Nur ein einziger kleiner Laden in der Stadt hat die Konzession zum Alkoholverkauf. In mehreren Orten fand ich solche

Geschäfte vergittert und verrammelt, wie man allgemein nur Banktresore sichert. Gestern nun, vor dem winzigen Kiosk, zu dem vier oder fünf Stufen hinauf führten, ging es wahrhaft apokalyptisch zu. Schreien, Schieben, Stoßen, Treten ohne Ende: Krieg um einen Tropfen Schnaps.

Der Alkoholverkauf ist also konzessioniert und in starkem Umfang diskriminiert, im Bundesstaat Gujarat ganz verboten. Du kannst in einem besseren Restaurant Bier bestellen. Es ist nicht nur sündhaft teuer (jedenfalls teurer als ein komplettes Fischmenu), sondern wird dir nur verdeckt gereicht. Der Ober bringt die Flasche, in Zeitungspapier gerollt, stellt sie neben deinen Stuhl auf den Boden und dazu eine Kaffeetasse auf den Tisch. Es soll nicht auffallen, wenn du dir einschenkst. Wo man allerdings Druck ausübt, droht Panik, so auch gestern Abend. Ich werde den Schauplatz sicher nicht noch einmal aufsuchen.

Ob Bahnhof, Busterminal, Geschäfte, Märkte oder allgegenwärtiger Straßenwahnsinn: Einblick in die indische Volksseele? – Auf keinen Fall übertriebener Allgemeinplatz wie der von den bayerischen Lederhosen. Die indische Milliardengesellschaft verschließt sich einem akademischen Rucksackeuropäer in kochender, immer aggressiver Gewaltbereitschaft, und die schwarzen Schnauzbärte hier im schwarzrassigen Bundesstaat Tamil Nadu schieben sich in meine Träume. Gemildert wird der martialische Eindruck durch die ästhetische Wohltat der in grell-bunte Saris gekleideten und mit Schmuck (sei er noch so billig) behangenen Frauen. Ihr schrill hohes Kreischen nervt, kann aber nicht eigentlich erschrecken. In Kalkutta oder Mumbai geht es kaum zivilisierter zu, somit neige ich zur Verallgemeinerung. Ich will deshalb an dieser Stelle einhalten und meine Beobachtungen relativieren.

Meine Eindrücke, mit denen noch nichts über das Tricksen und Gaunern gesagt ist, scheinen mir Schichten spezifisch. Das Kastensystem hat offiziell an Einfluss verloren, erscheint aber nach wie vor –wie in geheimem Einverständnis- als Bestandteil der hinduistischen Gesellschaftsstruktur. Wer ein rechtschaffenes Leben führt und seine „Dharma“: seine moralische Pflicht erfüllt, hat größere Chancen, in einer höheren Kaste und damit in einem besseren Leben wieder geboren zu werden. So laufen Unberührbare (Dalits oder Paraiyars), in ihr Schicksal ergeben, durch die Straßen und murmeln, die Hände bettelnd ausgebreitet, ihr stereotypes „untouchable!“.

Meine Art zu reisen streift nur am Rande die Verhaltensweisen der gebildeten Mittel- und Oberschicht, die –gleichsam in der Explosionswelle unseres Computerzeitalters- mehr und mehr an Boden gewinnt. Was heißt das aber schon für eine Bevölkerung von 1,2 Milliarden Menschen. Die soziale Schere zwischen denen, die verhungern apathisch im Straßenstaub vegetieren und sehr gut ausgebildeten und verdienenden Informatikern in Bangalore geht weit auseinander. Die Entwicklung Indiens, vor allem in der IT-Branche ist hinreichend beschrieben, in den Medien dokumentiert. Im Rahmen meiner bescheidenen Notizen bedarf das also in dieser Hinsicht keiner weiteren

Betrachtung. Die Hoffnung auf soziale Entwicklung, wie auch die kleinen und großen Enttäuschungen auf diesem Feld teilen sich mir in alltäglichen Erfahrungen mit und werden darin vielleicht interessant.

Ich denke an meinen kleinen 11jährigen Freund Dhebo, der sich mir im Schachspiel am Strand von Puri (11 Zugstunden südlich Kalkuttas) weit überlegen zeigte. Er schlug mich in fast jeder Partie mühelos. Sein Vater erarbeitet das Familieneinkommen mit Verkauf von Getränken und Kokosnüssen in einem kleinen Kiosk. Dhebo geht zur Schule und könnte „vorwärts“ kommen, wenn: ja wenn....

Ich will keine Idealbilder, sondern die Wirklichkeit beschreiben: Dhebo wird es wahrscheinlich nicht schaffen. Ich traf ihn ein Jahr später wieder. „Komm! Lass uns eine Partie Schach spielen“, sage ich zu ihm und sehe rasch, dass daran nicht zu denken ist. Die Folie des Schachspielbretts ist zerfleddert, die Figuren sind unvollständig. Er sieht meinen fragenden Blick und schaut ein bisschen verlegen in den Sand. „Kaputt“, bemerkt er dann. „So what!“ „Und die Schule,“ frage ich: „Was ist mit der Schule?“ – „Finish!“ Fast trotzig stößt er das Wort heraus. Hatte er wirklich, wie er mir dann erklärt, keine Lust mehr auf Weiterbildung, oder fehlte doch vielleicht der rechte Anstoß seitens der Eltern dazu?

Ein anderer, ebenfalls 12jähriger Junge, der mir in Kalkutta über den Weg lief, würde gerne weiter zur Schule gehen, wenn ihn seine Tante, bei der er lebt, nicht in eine Textilfabrik gesteckt hätte. Die 1000 Rps., die er dort wöchentlich verdient, muss er der Tante zum Lebensunterhalt abliefern. Kinderarbeit, nicht erlaubt, aber weithin zu beobachten.

Kinder der unteren sozialen Schicht haben es also besonders schwer, nach oben zu kommen. Arme Kinder sind sicher nicht dümmer als reiche, die konservativen gesellschaftlichen Strukturen, die durch mangelnde Bildung bedingte soziale Ungleichheit, hemmen aber den Aufstieg in bessere Lebensverhältnisse und stehen einer umfassenden, raschen Entwicklung im Wege. Allgemeine Schulpflicht steht eben nur auf dem Papier. Betteln und Kinderarbeit helfen oftmals zum Überleben einer armen Familie.

Das staatliche Schulwesen ist indessen ausgezeichnet organisiert. Die indische Politik hat die Bedeutung von Bildung durchaus erkannt. Selbst in kleinen Dörfern und in Slums gibt es Schulen, und so müsste arm nicht arm bleiben, wenn Kinder eben nicht zu frühzeitigem Arbeiten missbraucht würden. Im Alter von 6 oder 7 Jahren lesen und schreiben lernen baut das Selbstbewusstsein auf und schafft damit die Voraussetzung beruflicher Qualifikation zu einem besseren Leben.

So ist denn der wirtschaftliche Aufschwung insgesamt nicht zu übersehen. „Vor 15 Jahren beherrschten Fahrräder das Straßenbild, auch gab es keine vernünftigen Telefonverbindungen“, sagt mir eine Dame aus Irland, mit der ich an einem Straßenimbiss meine Abendsuppe löftele. „Fahrräder sieht man jetzt nur selten, dafür umso mehr Motorräder, und an jeder Straßenecke und vielen Internetcafes kann man billig ins Ausland telefonieren und mit Emails kommunizieren“, beobachten wir übereinstimmend.

Die weit verbreitete und beschriebene Rücksichtslosigkeit der Massen scheint allerdings, zumindest mittelbar als Charaktereigenschaft, an Bildung gekoppelt. Ich berichte deshalb dankbar von der Begegnung mit dem 67jährigen Mr. Simon-Albert (sein Großvater war Deutscher, sein Sohn arbeitet als Informatiker in Hamburg). Er beobachtete meine missliche Situation im Bahnhof von Vizhatnam, da ich, von einer fiebrigen Darmgrippe gepackt, „in den Seilen hing“. Er arbeitete als Ingenieur bei der indischen Staatsbahn als Herr über 2000 Mitarbeiter in der Wartung von Elektro- und Diesellokomotiven. Nun ist er Rentner und wartete mit mir zusammen auf den Zug nach Madras. Ich saß, von Magenkrämpfen und Durchfallattacken gebeutelt, am Bahnsteig fest. Unverständliche Lautsprecherdurchsagen, 9 Stunden Verspätung, Einfahrt auf unbekanntem Gleis. Die Züge sind 750m lang. Ich hatte keinen Durchblick mehr. Auskunft: Fehlanzeige. Niemand wusste nichts. Da nahm mich Mr. Albert an die Hand: „May I help you?“ Das war in meinem elenden, erschöpften Zustand die Erlösung. Er brachte mich zum richtigen Bahnsteig, Waggon, Abteil und Schlafplatz. In Madras (Chennai) nahm er mich mit in sein Haus, kochte eine Nudelsuppe, verordnete mir eine erfrischende Dusche und half mir im Auto seiner hinzu gerufenen Schwägerin zum 10km entfernten Busbahnhof zur Weiterfahrt nach Mahabalipuram. Er war nicht Hindu oder Muslim, vielmehr Baptist. Folgend aus der Kolonialgeschichte Indiens gibt es viele Christen in Indien, und ich glaube nicht, dass unsere Begegnung zufällig war. Deutlicher jedoch spürte ich seine Sensibilität für seinen Mitbruder, die doch überall auf der Welt zu finden ist und nicht christlich geprägt sein muss, um wirksam zu sein. Ich denke dabei an heitere Gespräche mit buddhistischen Mönchen in Myanmar (Burma), guten Kontakt mit aufgeschlossenen jungen Leuten in Pockara (Nepal) oder auch an einen ganz einfachen Thai, der mir mit einem Geldschein, den ich auf der Straße von Uttaradit verloren hatte, nachlief, um ihn zurückzugeben. Mitmenschlichkeit kann so einfach sein.

## **Indische Kühe**

Majestätisch langsam trottet die Kuh durch Varanasi, durch die Stadt Shivas, eine der heiligsten Städte Indiens. Ob das dem Tier bewusst ist? Im Augenblick scheint sich die Kuh jedenfalls mehr für einen Gemüseladen zu interessieren, dort drüben auf der anderen Straßenseite, und, ungeachtet des flutenden Verkehrs, der behutsam ausweicht, steuert sie ihn an, betritt den Bürgersteig und streckt ihre breite Zunge nach einem wohl schmackhaften Karottenbündel aus. Hände ringend stürzt der Ladenbesitzer heraus, um seine Ware zu retten. Das sanfte Tier denkt aber gar nicht daran, sein Vorhaben aufzugeben. Was ist da zu tun? Ein Stuhl muss her: nicht etwa um auf die Kuh einzuschlagen, ihn vielmehr vorsichtig zwischen Tier und Gemüsebox zu schieben. Erstaunt wendet es den Kopf zur Seite, blickt den Chef des Ladens –fast ein wenig vorwurfsvoll- aus

seinen großen braunen Kuhaugen an, und ein Kompromiss kommt in Sicht: Die schon angeleckten Karotten wandern –als heilige Gabe gewissermaßen- ins breite Maul, das sich daraufhin behaglich schmatzend vom Ort seiner Begierde zur Straße hin abwendet. Der Bestand ist gerettet, die Erleichterung über die gelungene Abwehr der Attacke dem Maestro des Ladens deutlich anzumerken. Noch ein, zwei scheuchende Bewegungen mit den Armen. Geschafft.

Der Kuh wird in Indien heilige Achtung gezollt, auch wenn es in Hindutempeln keine formale Anbetung einer Kuhgöttin gibt. Ihre Heiligkeit reicht tief in die hinduistische Mythologie und ist ein Symbol für Fürsorge und Lebenserhaltung. Krishna, eine Inkarnation des Gottes Vishnu, wurde nach seiner Geburt zum Schutz vor drohender Ermordung in die Obhut einer Hirtenfamilie gegeben und verbrachte als Hirtenjunge viel Zeit mit diesen Tieren. Mit der Hirtenfamilie, den „Milchmädchen“ (Gopis) und den Kühen wuchs er auf und wurde von ihnen ernährt. Dadurch erreichte die Kuh den Status einer Mutter, die es zu verehren gilt. Das Füttern von Kühen gilt als Krishnaverehrung.

Niemand darf sie behindern, im Straßenverkehr hat sie unbedingte Vorfahrt. Liegt sie mitten im Verkehrsgewühl auf einer Kreuzung, oder bleibt sie mitten auf der Straße stehen, stockt der Verkehr automatisch. Vorsichtig quälen sich die Fahrzeuge um sie herum. Wer eine Kuh verletzt oder gar tötet, hat mit Bestrafung zu rechnen, eine Regel, die für Menschen nicht unbedingt gilt. Ich erinnere mich an meine letzte Taxifahrt in Kalkutta. Es ging zum Flughafen. „Rush hour“ mit unglaublicher Verkehrsdichte. Hupkonzert ohne Ende. Der Fahrer zwängte sich, ohne den Fuß vom Gaspedal zu nehmen, an einem Kollegen vorbei, schrammte ihn beinahe, brauste bedenkenlos weiter, mitten in eine Menschenmenge, die sich auf einem Zebrastreifen befand. Einer der Fußgänger konnte nicht mehr rechtzeitig zur Seite springen, fiel zu Boden, mein „Freund“ raste weiter, ohne auch nur zurückzuschauen.

So also geht's in Indiens großen Städten mit Menschen und Kühen. Das indische Wort für Kuh ist „aghnya“ und bedeutet: unschlachtbar. Der Verzehr von Rindfleisch ist ein Nahrungstabu. Also schützt und pflegt man sie bis zu ihrem letzten Lebenstag. Altersheime („Gaushalas“) für sie einzurichten, gilt dem Spender als verdienstvoll für das nächste Leben.

Auf dem Land gelten augenscheinlich andere Gesetze. Die Bauern setzen ihre Kühe sehr normal als Zug- und Ackertiere ein, vor allem Stiere. Zwar ist der Stier „Nandi“ als der Begleiter Shivas ebenso „heilig“ und liegt als Riesenskulptur an Tempel Eingängen, von Gläubigen zur Erfüllung eines Wunsches oder einer Segensbitte ehrfürchtig berührt, aber der Stellenwert der weiblichen Tiere ist höher. Gleichwohl soll es allerdings vorkommen, dass arme Bauern vor allem ältere Tiere (ob Kuh, ob Stier), die keine hinreichende Leistung mehr erbringen, alte Kühe auch, die keine Milch mehr geben, durch einen „Unfall“ sterben lassen, um durch die Lederverarbeitung der Haut einen kleinen Zuverdienst zu haben.

Es mag paradox erscheinen, doch so ist es eben: Nutzung und Verehrung gehen Hand in Hand, wenn auch das Leder im spirituellen Lebensbereich schamhaft verschwiegen wird, Zeichnen wir also lieber die Imagination von Liebe und Verehrung, die man den Kühen vor allem an ländlichen Festtagen, wie dem Lichterfest „Divali“, zuwendet. Da werden sie geputzt, geschmückt, mit besonderem Futter genährt und natürlich reinigt man den Hof zuvor –gleichsam spirituell- mit Kuhmist getränktem Wasser.

Ein Hindu gedenkt an fünf Wohltaten der heiligen Kuh. Da ist die Milch, die man in großen Städten, wie zum Beispiel Mumbai, in Massentierhaltung industriell gewinnt. Man kocht daraus vor allem „Chai“ (Tee) oder schlägt die köstliche kalte Erfrischung Lassi: beides Getränke, die aus dem indischen Alltag nicht wegzudenken sind.

Da ist aber auch ihr Dung, zur Fruchtbarkeit der Äcker und als Heizmaterial, vor allem für die arme Landbevölkerung, auch wird es als Bindemittel zwischen Lehm und Stroh zum Hausbau eingesetzt oder als Mörtel zum Bau von Lehmhütten und als Biogas gewinnt es zunehmend an Bedeutung.

In der modernen Welt hat sich der Dung als wirksames Insektizid und Desinfektionsmittel behauptet. Viele Produkte werden industriell hergestellt. „Ayurveda“ schließlich setzt Dung und Urin als traditionelle Volksmedizin gegen verschiedene Krankheiten ein.

Ich verlasse mein Hotel in Varanasi, überquere einen verkehrsreichen Platz und stehe vor einem Ruinengrundstück. Ein kleines Mädchen schleppt in viel zu großem Eimer Kuhmist, den die Mutter mit bloßen Händen zu Fladen formt und an die Trümmerwand zum Trocknen klebt. Ich filme die Szene. Mit wegwerfender Handbewegung dreht sie mir den Rücken zu, und ich verstehe blitzartig: Sichtbare Armut als Touristenattraktion. Mit den wenigen Rupien ihrer harten Arbeit fristet sie ihr Leben, kümmerlich genug, während ich mir als Tourist fast alles leisten kann. Ich schäme mich und ähnlichen Fällen behutsamer sein.

Zum Segen gereicht den Menschen nicht nur der Mist, vielmehr auch der Urin der Tiere. Er hat antiseptische und heilende Wirkung, soll sogar gut gegen Zahnschmerzen und Karies sein, vor allem aber kommt ihm rituelle Bestimmung zu: Jeder zum Hinduismus Bekehrte wird mit Urin bespritzt.

Das Wichtigste zuletzt: Das Butterschmalz „Ghee“. Es dient nicht nur zur Zubereitung von Speisen, sondern hat vor allem sakrale Bedeutung. Geklärte Butter nährt die Lampen im Tempel und durchwirkt die Opferspeise, die Toten werden zur Verbrennung damit übergossen.

Ich schlendere durch die schmalen Gassen von Varanasi. Nur nicht Ausrutschen auf den unzähligen Kuhfladen rechts und links!

Die Szene öffnet sich, und ich stehe am Ufer des Ganges, dicht vor einem der vielen Verbrennungsplätze. In goldenes Plastik verschnürt hat man die Toten in feierlicher Prozession hierher getragen oder auch –weniger feierlich- auf dem Dach eines Minivans transportiert. Nun legt man sie auf Holzstöße, und die Zeremonie kann beginnen. Ein bisschen seltsam ist mir zumute, da ich als

Außenstehender inmitten einer Gruppe mehr oder weniger Beteiligter, als Zuschauer ja nur, die Trauernden mit Blicken begleite. Ein junger Mann umschreitet, Duftöl versprühend, einen Leichnam. Immer wieder hält er an, um zu beten, umrundet den Holzstoß viele Male. Vielleicht ist es der Sohn, der seinem Vater auf diese Weise die letzte Ehre erweist, ich kann es nicht wissen. Er zündet eine Fackel an und legt den Brand, der das Irdische verzehren wird. Frauen sieht man in dieser Szene nicht. Sie könnten durch kreischendes Wehklagen die Würde der Zeremonie durchbrechen, so bleiben sie aus dem näheren Umkreis verbannt.

Rundherum geht das Leben seinen Gang. Händler sitzen, dicht gedrängt, auf den Steinstufen, die zum Wasser hinab reichen und verkaufen ihre Öle und Salben, die den denkbaren Verbrennungsgeruch wohltuend paralisieren. Geschäftige Träger schleppen Holz heran, das am Abhang in riesigen Stößen lagert, und ich lerne von einem Englisch sprechenden Hindu, der meine erstaunten Blicke beobachtet, dass nur reiche Leute sich das leisten können. Er zeigt auf den im Feuer lodernden Toten und deutet dann auf ein schmuckloses Gebäude mit hohem Schlot, das sich verschämt zwischen den Wohnhäusern am Rande der zuführenden Gasse versteckt. „Viele werden im Krematorium verbrannt, massenweise und ohne viel Aufhebens.“

Das sich mir bietende Gesamtbild wäre nicht vollständig, wenn ich nicht die Kühe erwähnte, die in gemessenen Schritten, Reste des nicht brennbaren Goldflitters im Maul, umherziehen, ohne dass man sie hindert. Heilige, gleichwohl hungrige Kühe!

Am Abend hatte ich Gelegenheit zur Betrachtung vom Wasser aus. Man bringt Touristen mit Booten heran, damit sie das Spektakel der lodernden Holzstöße so recht gruselig erleben. Wichtiger war mir allerdings ein einstündiger Gottesdienst danach, im Licht der Butterlampen, im Läuten hunderter kleiner Glöckchen, in Muschelhornblasen, Feuerradschwingen und liturgischem Gesang die Elemente und Gottheiten preisend.

Sind diese heiligen indischen Kühe wirklich herrenlos, bleibt zu fragen. Nein! Sie alle haben einen Besitzer. Zu wem eine Kuh bei Sonnenuntergang hingeht, der darf sie melken. Die Stadtbevölkerung kann sich kein Futter für die Tiere leisten. Das Herumgehen der Kühe in den Straßen hat einen einfachen Grund: Man lässt sie frei laufen, damit sie sich von Abfällen selbst ernähren und freut sich, wenn sie abends vor der Haustüre stehen bleibt oder sich dort zur Nachtruhe niederlegt. Sie frisst also die Reste der Straße, den biologisch verwertbaren Zivilisationsmüll oder krepirt zuweilen jämmerlich an unverdaulichem Plastik.

Die indische Kuh: ein hinduistisches Phänomen, - mit den Worten Gandhis: „Für mich ist die Kuh die Verkörperung des gesamten menschlichen Innenwesens; sie ermöglicht dem Gläubigen, seine Einheit mit allem Seienden zu begreifen... Sie zu beschützen bedeutet, alle hilflosen Kreaturen in Gottes Schöpfung zu beschützen.“

## Indische Hotels

Wer seinen Urlaub (die schönsten Tage des Jahres) bei TUI oder anderen solventen Veranstaltern aussucht, mag in träumerische Verzückerung geraten, wenn er die Bilder von Ferienanlagen in den farbigen Prospekten studiert. Ersparen wir uns eine umständliche Beschreibung möglicher Diskrepanz zwischen Phantasie und Wirklichkeit. Baulärm oder stinkende Abfallberge gleich nebenan, Schimmel im Bad, zerbrochene Klodeckel oder schlecht funktionierende Duschköpfe sind sicher kein vergnüglicher Erholungsfaktor. Beschwerde, Zimmertausch, Geld zurück... man kennt das. Frust bleibt allemal. Mir, als simplem Rucksacktouristen, bleibt so etwas erspart. Selbst wenn die Unterkunft einmal unzumutbar sein sollte, kann ich am nächsten Tag wechseln und bleibe insoweit ein freier Mann. Meine Reisen sind allerdings auch keine Luxusunternehmen, ein direkter Vergleich mit den Angeboten von Neckermann u. Co. scheidet also von vornherein aus. Mein Übernachtungsbudget pendelt um die Fünfeuromarke. Basta. – Ich erinnere mich, da ich diese Zeilen schreibe, an meine Tage in der Himalaja-Randregion, den Teeplantagen von Darjeeling im Nordosten Indiens. Es wird abends recht kühl, man hofft auf eine heiße Dusche. „Hot shower?“ frage ich den Wirt, und da der bestätigt, schaue ich mir das Zimmer an. Es wirkt ziemlich bescheiden, hat nur ein kleines Fenster, aber das mit der Dusche ist wichtiger. Durch die offene Badezimmertür sehe ich mit Entzücken den elektrischen Durchlauferhitzer, der auch funktioniere, versichert mein Gastgeber. Ich richte mich ein, so gut es geht, werfe meine Kleidung von mir und eile –ein wenig bibbernd, doch frohgemut- ins Bad. Was finde ich? ... vielmehr: Was finde ich nicht? ... einen Duschkopf; weder fest in die Wand eingebaut noch „an der Leine“. Ein kleines Waschbecken mit kaltem Wasser, aber keine Dusche: weder kalt noch heiß. „Hot water, Sir!“ entgegnet lächelnd der Wirt, nachdem ich mich –vor Kälte schlotternd- wieder angezogen habe und an der Rezeption beschwere. „Waiting! Hot water!“, wiederholt er, und dann bringt mir ein Boy doch tatsächlich einen Eimer mit heißem, einen mit kaltem Wasser. „Mix“, bemerkt er strahlend. „To morrow change!“

Am nächsten Tag bekam ich dann wirklich ein anderes Zimmer: mit elektrischem Durchlauferhitzer und einem Duschkopf am Seil. „All o.k.“? Der Maitre blickte fröhlich und selbstbewusst, und ich freute mich auf ein heißes Duschbad am Abend. Ich drehte den Hahn auf, aber das warme Wasser spritzte in dünnen, spitzen Strahlen aus allen Stellen des Schlauches und der Schlauchschelle, spritzte in alle nur denkbaren Richtungen bis zur Decke, nur nicht aus dem Duschkopf. Ich wickelte mich in mein Handtuch und rannte erobert zur Rezeption. „Wait!“ war die sanfte Antwort auf meine wütenden Attacken. „Repairing!“ Dann reparierte man mit Klebeband wohl eine halbe Stunde. Der Erfolg blieb bescheiden. Man sollte die Duschvorrichtung eines Hotels also grundsätzlich gründlich überprüfen, doch auslernen wird man wohl nie. Die Geschichte mit dem heißen Wasser in Darjeelings Hotels ist variantenreich.

In diesem Jahr besuchte ich das Städtchen zum zweiten Mal und erlebte dasselbe Spiel. „Hot shower – hot water: auf jeden Fall bitte hot“, bat ich, denn die Abende sind kalt. Der Hotelier zeigte mir den Boiler. „Hot water, so viel Sie wollen!“ – Er hatte mein neues Heim –immerhin mit Balkon und Bergblick kaum verlassen, wollte ich etwas Wasser mit dem Tauchsieder kochen, um eine Tasse Kaffee zu genießen. Ich drehte den Hahn auf: kein Wasser: weder heiß noch kalt. Ein Hotelboy kam, untersuchte alle Hähne. Nichts. Ein zweiter, ein Dritter kamen hinzu, diskutierten, verließen schließlich den Raum und waren nicht mehr gesehen. Für Stunden. Ich bereitete meinen Kaffee mit Mineralwasser und wartete. Sehr viel später wagte ich, an der Rezeption nachzufragen. „Heute ist Feiertag, da kann man nichts reparieren“, beschied mich höflich eine Lady, die man aus irgendeinem Winkel herbeigerufen hatte. „Wir bringen Ihnen aber heißes und auch kaltes Wasser, so viel Sie möchten!“ Ein Eimer mit kaltem Wasser kam rasch, ein zweiter, mit „heißem“ Wasser, das gerade mal lauwarm war, folgte nach geraumer Frist. Außerdem war er nur zu einem Viertel gefüllt. „Einen zweiten Eimer, bitte: aber heiß!“ – „Kommt sofort!“ Ich wartete 10 Minuten, eine halbe Stunde. Vergeblich. Also wieder hinunter aus dem 3.Stock zur Rezeption. „Ich warte auf den zweiten versprochenen Eimer mit heißem Wasser. Das Wasser, das Sie mir vorhin brachten, war knapp warm und ist inzwischen kalt.“

Nun war das Bad, aus dem man mich bedienen wollte, von einer Dame besetzt. Eine Viertelstunde verging. Ich blieb neben dem Badezimmer stehen, um sicher zu gehen und trug dann die kostbare Gabe selbst nach oben. Endlich warm waschen, wenn schon nicht duschen! Ich ging sparsam mit den heißen Tropfen um. Es reichte gerade so eben. Ich trocknete mich ab, zog mich an, da kam der Hotelboy strahlend mit zwei weiteren Eimern heißen Wassers. Das hat nun genug Zeit, kalt zu werden. Heiß hin, heiß her. Ich werde mich nicht wieder ausziehen, denn es ist lausig kalt im Zimmer.

Wenn man an einer Zugstation oder einem Busbahnhof ankommt, muss man sich um eine Unterkunft kaum sorgen. „Rikscha, Rikscha!“ tönt es von allen Seiten, und wie ein Hornissenschwarm drängen sich die Fahrer um ihre Beute. In einer mittelgroßen Stadt zahlt man nie mehr als 40 oder 50 Rps, weniger als 1.- Euro jedenfalls weil sich die Pedalritter durch Vermittlung einer Unterkunft meist ein Zubrot verdienen. Hotels lassen sich leicht finden, der Preis hängt mit der Ausstattung zusammen: Mit Fan wird es allemal billiger als mit a.c.-Belüftung, bleiben die Fragen nach „hot shower“ und „Windows“. Das mit den Fenstern ist in größeren Städten oft eine windige Sache. In der vergangenen Woche fand ich ein recht sauberes Hotel in Strandnähe. „Hat das Zimmer ein Fenster?“ wollte ich wissen. „Ja!“ war die knappe Antwort, und es stimmte. Das Zimmer hatte ein Fenster, das sich sogar öffnen ließ; doch 10cm davor streckte sich eine öde Schimmelwand des Nachbargebäudes nach oben. Möglicherweise öffnet dir ein Fenster zwar den sonnigen Himmel, zieht aber zugleich die Nasenflügel zu, indem Müllberge zu Füßen zum Himmel stinken. Ein Fenster

wird immer versprochen, auch wenn es sich nur zum Flur hin öffnet. Vorsicht bei der Auswahl ist also geboten, und ich suche in Mahabalipuram, einem kleinen Badeort im südöstlichen Bundesstaat Tamil Nadu intensiv und lange. Ich will eine Woche hier bleiben, um meinen überaus lästigen Magen-Darminfekt auszukurieren. Dazu ist ein gutes Zimmer nicht unwichtig. Ein barfüßiger Alter weist mir den Weg über vier Treppen: Fenster vor dem Zimmer mit umlaufender Galerie und einem Müllblick erster Güte. „Not want!“ erkläre ich, nehme mein Gepäck auf, um zu gehen. „Good other room, cheap, 300 Rps. only!“ Ich steige wieder hinauf, müde und schlapp, wie man in meinem Gesundheitszustand nach langer Reise nur sein kann, zu einem Zimmer auf der anderen Seite. Der Zustand kaum besser. Seufzend buckele ich meinen Rucksack erneut und gehe. Der Hoteldirektor hinter mir her. „Have better room for you!“ Ich winke ab. „Have a look!“ – „I don't want shit-look! I want to see the beach and the seaside“, entgegnete ich. Der Meister grinste breit: „Have!“ Ich schaue ungläubig und klettere zum dritten Mal nach oben. Mein angekränkeltes Gemüt schleift am Boden, doch tatsächlich: Da ist das Zimmer, wie ich es mir gewünscht habe. Hoch im obersten Stockwerk, groß, hell, mit ausladendem Balkon. Blick aufs Meer, auf Palmen und Strand. „O.K., nehme ich: 300 Rps.“ – „No, Sir, 350 Rps.!“ Ich antworte nichts, setze meinen Rucksack wieder auf. In solchen Situationen hilft nach meiner Erfahrung nur Entschlossenheit. „Take it: 300 Rps.!“ Dass ich nämlich 6 Tage buchen werde und sofort bezahle, hat wahrscheinlich den Ausschlag gegeben. Wir strahlen beide. Der Handel ist perfekt... oder doch noch nicht?

Wieder die vielen Treppen nach oben. Ich inspiziere das Bett. Es müffelt stark. Betttuch, Decke und Kopfkissen sind nicht frisch. Ich ziehe das Laken halb von der Schaumgummimatratze und laufe wieder nach unten. „No problem“, sagt man mir. „Make fresh!“ Wieder im Dachgeschoss angekommen, warte ich. Eine halbe Stunde und mehr. Nichts geschieht. Völlig erschöpft tappe ich wieder nach unten und reklamiere. Dann endlich: Zwei Boys erscheinen in der Tür und ziehen zu zweit (bei einer Schaumgummimatratze ist das eben mühsam) das von mir halb entfernte schmutzige Betttuch ... wieder über die Matratze. Mir geht der Hut, den ich nicht an habe, hoch. „Dirty!!“ rufe ich zornig. „please, change!“ Nach endlosem Hin und Her, Treppen rauf und runter, ist es endlich geschafft. Ich erhalte sogar ein frisches Handtuch von der Größe eines mittleren Geschirrlappens. Alle Beteiligten bekunden mit ‚shake hands‘, dass jetzt alles o.k. sei.

1 Stunde später – ich habe mich inzwischen gemütlich eingerichtet- trage ich meine Personalien ins Hotelbuch ein und blättere für die geplanten 6 Tage 1.800.- Rps. auf den Tisch. Mein Freund zählt bedächtig: einmal, zweimal. „No, sagt er dann: 350 Rps.“ Wütende Debatte in schlechtem Englisch. „Vertrag ist Vertrag“, bemerke ich noch und verschwinde im Zimmer. Es ist genug für heute. Am nächsten Morgen scheint denn auch alles in Ordnung. „How you feel?“ begrüßt mich mein Gastgeber, freundlich lächelnd. Ich erwidere seine Geste, und er fügt hinzu: „Tomorrow change.“ – „Ich wechsele das Zimmer auf

keinen Fall.“ Ich bin ziemlich wütend und verlasse das gastliche Haus. Dann sage ich mir allerdings: Man darf eine so verfahrenere Sache nicht überreizen, und am Abend mache ich ihm ein Angebot: 800 Rps. mehr für zwei weitere Tage. Der kleine Aufpreis tut mir nicht weh. Beide Seiten sind's zufrieden. Ich zahle sofort und genieße nun zwei zusätzliche Tage mit Besichtigung der grandiosen Tempelanlagen, für die Mahabalipuram berühmt ist.

Kennen Sie ein Hotel, in dem man den doppelten Preis bezahlen muss, wenn man eine zweite Decke haben möchte? Ich habe es erlebt, wenn es auch nur um 50 Rps. ging in der „Trekker's Hut“ am Khecheopari-See: einer Notübernachtung nach sechsstündigem, anstrengendem Fußmarsch von Pelling (Westsikkim) durchs Gebirge. Steile Treppen und Pfade aus 2000m Höhe ins Tal, über eine schwankende Hängebrücke, die mich ein ziemlich wildes, Geröll besetztes Flüsschen überqueren ließ, jenseits wieder steil nach oben und als Krönung meiner Unternehmung 12 km auf einer schmalen Bergstraße zum See hinauf in 1800 m Höhe. Stolz auf meine Leistung kam ich an, um zu erfahren, dass ich erst am nächsten Morgen mit einem „sharing-Jeep“ zurückfahren konnte. Ein Hotel in Pelling, ein zweites in dem kleinen Dorf am See: Vornehm geht die Welt zugrunde. Nun, die Trekker's Hut kostete nicht die Welt: statt 50 Rps. aber eben 100 Rps. für eine zweite Decke, dank der ich auf der stinkenden Matratze in einem Schlafsaal (zusammen mit einem Amerikaner aus Boston übrigens) überlebte. Zudem gab es als Festmahl gekochte Pellkartoffeln mit Butter und eine Flasche Bier am Lagerfeuer im Garten.

Ist damit alles über indische Hotels gesagt? – Ich will dem Leser eine weitere Nuance nicht vorenthalten. Es war in Tashiding (Westsikkim), einem Bergdorf, da man mich mit der Ankündigung des buddhistischen „Bumchu-Festivals“ neugierig gestimmt hatte. Sempa Chempi, einer der drei Lamas, die den Buddhismus in Sikkim einführten, gründete das Kloster „Tashiding Goupa“ um 1640, hoch oben auf einer Bergkuppe nahe dem Ort selbst. Dutzende weiße Tschorten umrahmen es: ein grandioser Gesamteinblick, wobei die schönen Wandgemälde im Inneren leider nicht fotografiert werden durften.

Das Fest beginnt am späten Abend und gipfelt gegen 1 Uhr nachts in der Spendung heiligen Wassers. Es wäscht nach buddhistischem Glauben von Sünden rein, und Tausende pilgerten schon am Nachmittag den Berg hinauf: mit Matratzen, um die ganze Nacht dort zu verbringen, mit Wasser- und Essensvorräten; auch mit Spirituskochern, um für die ganze Familie zu kochen. Hunderte Jeeps hupten sich über die staubige Piste: ein gigantisches Spektakel. Ich verließ das Fest allerdings –beladen mit Photo- und Videosequenzen musizierender Mönche- schon gegen 19 Uhr, weil mich die weiter zuströmenden Massen zu erdrücken drohten: physisch wie akustisch.

Ich ging auf mein Zimmer und bereitete mir mit Gurken, Tomaten, Chilischoten Zwiebeln und Zitronen mein Abendessen. Gerade hatte ich eine Gurke geschält und für die Schalen neben meinem Bett auf einem Tischchen einen schön

gehämmerten Kupferteller gefunden. Da betrat die Wirtin das Zimmer, das ohnehin nicht verschließbar, nur mit einem Vorhang vom Gang abgetrennt war. Mit einem Schreckensruf schlug sie die Hände überm Kopf zusammen. Das Tischchen war ihr Hausaltar, der Teller die Opferschale. Ich hatte die Kerzen und eine Buddhafigur daneben übersehen. Es blieb mir nicht mehr als eine stammelnde Entschuldigung für meine religiöse Respektlosigkeit und in der Folge die erstaunte Wahrnehmung, dass ich eigentlich kein Zimmer gebucht hatte, vielmehr nur ein Bett in der Wohnstube der Dame. Ihre Kinder kamen herzu und spielten vergnügt in den Abend hinein, ohne mich weiter zu beachten. Gegen 23 Uhr, da ich schon fast eingeschlafen war, erschien eine Gruppe von Frauen, hockte sich neben mein Bett auf den Boden und palaverte munter, als ob ich gar nicht da wäre. „Bitte wecken Sie mich um 6 Uhr“, hatte ich zuvor gebeten, denn der Jeep, der mich am nächsten Morgen nach Darjeeling weiterbringen würde, startete bereits um 7 Uhr.

Es hätte dieser Bitte nicht bedurft, weil meine Wirtin bereits eine gute Viertelstunde vorher mit Besen und Wischlappen erschien, um das Zimmer zu putzen. Ein wenig überrascht lag ich im Bett, während ihre Kinder dazukamen, um sich ihre Kleider aus allen Zimmerecken zusammen zu suchen und Fangen zu spielen. Ich zog mich rasch an, um nicht weiter zu stören. Während ich meine „sieben Sachen“ zusammenklaubte, kümmerte sie sich intensiv um ihren Hausaltar, indem sie alle Figürchen sorgfältig putzte, die Kerze und Räucherstäbchen entzündete und eine Viertelstunde lang etwa in murmelndes Gebet versank. Als ich das Zimmer verließ, unterbrach sie ihre Meditation, in der Sorge um Bezahlung. Kassiert hatte allerdings ihr Mann schon bei Ankunft am Vortag und mir dabei seine Krankengeschichte vorgetragen. Mein Dokortitel im Gästebuch hatte ihn –trotz meiner Beteuerung, dass ich kein Arzt sei, dazu verführt. Er war 32 Jahre alt und litt offenbar an fortgeschrittener Leberzirrhose, dokumentiert durch Scanning, wie er mir erklärte, Ich hörte mir seine diagnostische Exegese geduldig an: das Schnapsglas stand daneben. Wohl wahr: ein besonderes Fest und für 200 Rps. eine besondere Hotelnacht.

## **Blow Horn**

Um das grässlich schrille Hupen der Autos, dieses ständige „Blow Horn“, zu dem man in breiten Lettern auf der Rückseite der Trucks ausdrücklich auffordert, zu ertragen, muss man trainieren, eine Strategie entwickeln. Der Verkehrslärm (vom Gestank nicht zu reden) in Delhi oder Kalkutta macht wütend... oder erzieht zur Gelassenheit. Hier scheiden sich die Geister. Es ist auf jeden Fall eine mentale Fragestellung, die sich generell, aber auch abhängig von der Tagesform des eigenen Nervenkostüms, immer neu stellt. Wie trainiert man so etwas, welche Strategie hat eine Chance auf Erfolg?

Ich musste nicht lange nachdenken, wurde indessen unmittelbar nach Ankunft meines Fluges aus Bangkok mit Yet-Airways in Kalkutta praktisch unterwiesen.

Warten auf das Gepäck am Transportband des Airports. Nun gut. Jeder, auch der „all inklusive Reisende“ muss das, und es ist zunächst einmal eine Frage der Geduld, die in diesem Fall etwas länger als 1 Stunde strapaziert wurde. Man hat Zeit, aber hat man auch hinreichende Nervenstärke? – Das Transportband quietschte. Die schweren Gummiplatten quälten sich in mörderisch hoher Frequenz über den Metallgrund. Es ging durch Mark und Bein: schrill und an jeder Biegung mit individuellen Geräuschnuancen. Die wenigen Touristen ertrugen das Inferno ziemlich gelassen, die Inder jedoch, ganz offensichtlich die Händler, die Waren erwarteten, reagierten sichtlich angeregt, indem sie ihre ohnehin markanten Stimmen in fetzendem Stakkato der mir ja unverständlichen Sprache über die Lautstärke des Transportbandes als dem Hauptthema des Konzertes erhoben, sagen wir es einfacher: schrien, was das Zeug hielt. Es blieb für die erste Viertelstunde ein vokal schattiertes Orchesterstück. Koffer kamen nicht in Sicht. Ich versuchte, eine kontrapunktische Gegenstimme zu entwerfen. Gerade mir, als unbedingtem Liebhaber zeitgenössischer Musik, fällt so etwas nicht schwer, und ich brachte es auf späteren Busreisen zu einiger Perfektion. Die normale Hupe eines großen Reisebusses intoniert auf g', und der wechselnde Rhythmus, den der Chauffeur nach seinem Gusto in Gang setzt, animierte mich mehr als einmal zu phantastischen Toccaten. Das hinzu tretende Sirenengeheul in meist längeren Sequenzen verdichtete meine Musik zu phantastischer Polyphonie. Es entstanden zuweilen kleine symphonische Sätze, die mir oft nachts in Erinnerung kamen, wenn mein bescheidenes Hotelzimmer unausweichlich zur Hauptstraße hin lag.

Mit dem Erscheinen der ersten riesigen Pakete auf dem Laufband, vielen Flachbildschirmen u.a. (sind die etwa in Thailand billiger als in Indien?), wandelte sich die musikalische Einleitung mit dramatischer Wucht zur Szene. Ein Inder dicht neben mir packte seine Reisetasche von imponierendem Maß aus: Ein farbiger Kleiderberg quoll auf den Boden, und eine gewaltige Kollektion offensichtlich gebrauchter Schuhe kam hinzu. Das schreiende Transportband mischte sich mit den rasenden Rufen der indischen Händler, denn zu dem einen kamen viele andere hinzu. Wie auf einem gut besuchten Flohmarkt ging es her. Ich konnte zwischen Babykleidung, Sandalen und Handtaschen frei wählen und tat das in einer Art imaginärer Verzweiflung in geistiger Abwehr von Gummi auf Metall. Als ich schließlich –von gierigen Taxifahrern umringt- im Gewühl der Reisenden draußen stand, empfand ich das fast als Erlösung, und froh gestimmt, dem tiefen Abgrund akustischer Peinigung (fürs Erste!) entronnen, trug ich meinen Rucksack, zog ich mein Kärrchen einen halben Kilometer zum Inlandflughafen, denn nur hier gab es einen Bankautomaten, der mich mit Rupien füttern konnte.

## **Taxifahrer**

Der Umgang mit Taxifahrern zeigt sich überall auf meinen Reisen als ein trickreiches Spiel. An jedem Bahnhof umlagern sie dich, suchen dich abzuschleppen. Sie spielen mit deiner Unwissenheit von Entfernung und ortsüblichen Preisen. „Prepaid-Taxis“, in einer Organisation zusammengeschlossen, zeichnen da in größeren Städten eine einigermaßen reelle Preislinie, im Übrigen hilft ein wacher Spürsinn und die Konkurrenz. Was ein Fahrer nur für 150 Rps. tun will, bietet der nächste für 100 Rps. und wieder ein anderer für 80 Rps. Geduld muss man allerdings haben: viel Zeit und gute Nerven.

Dramatisch wird es, wenn die Fahrt auf 70 Rps. verhandelt, plötzlich 100 Rps. kosten soll. Du gibst dem Fahrer am Ziel einen Hundertrupieschein, erhältst aber kein Rückgeld. So geschehen am Bahnhof von Kalkutta, im Stadtteil Howra. Ich sitze im Fond und verhandele. Dutzende Taxis drängen nach, ihr Hupen umkläfft dich wie Zähne fletschendes Bellen einer gigantischen Hundemeute. Was tun? Ich halte die Wagentür geöffnet und steige einfach nicht aus. Die Fahrbahn ist zu eng, um mit offener Tür davon zu brausen. Pattsituation also, und der Mensch am Steuer gibt endlich nach, reicht mir wütend das Wechselgeld nach hinten und fährt, da ich einen meiner beiden Füße aufs Pflaster gesetzt habe, laut schimpfend los. Wie eine lästige Schmeißfliege will er mich, mit entsprechender Handbewegung, hinaus scheuchen. Das Spiel ist aber noch lange nicht zu Ende. Mein Gepäck befindet sich nämlich im Kofferraum. Wenn ich also jetzt das Taxi verlasse, sind meine Rucksäcke verloren. Der Kofferraumdeckel lässt sich nämlich von außen nur öffnen, wenn der Fahrer ihn frei schaltet. Tut er nicht. Das Hupkonzert wird immer schriller, nimmt schließlich die Lautstärke von Mahlers „Symphonie der Tausend“ an. Kontrapunktisch beeindruckend ist das zwar, indem jedes Taxi ja seine Signale unterschiedlich lang und auch in ganz individueller Rhythmik aussondern kann; ganz sicher aber nicht so farbig in der Instrumentierung und der Skala der Tonhöhe und Intervalle, wie sie uns in der Musik Gustav Mahlers so unendlich beglücken kann. Lassen wir daher solch unziemlichen Vergleich und kehren zur aktuellen Situation des Taxigewirrs vor Kalkuttas Hauptbahnhof zurück. Eine Lösung musste schließlich gefunden werden, denn niemals würde ich aussteigen ohne Verfügungsgewalt über mein Gepäck. Die Lösung fand sich, ziemlich rasch sogar. Eine Gruppe von Schlagstock bewaffneten Polizisten trat herzu, und „Simsalabim“ öffnete sich der Kofferraumdeckel. Zwei Polizisten erörterten den Konflikt Wort- wie Gesten reich mit dem Meister am Steuer, ein dritter half mir beim Ausladen. „Business as usual“, nachdem mich eine beachtliche Ansammlung von schnauz-bärtigen Gaffern ausgiebig begutachtet und den strittigen Fall lautstark plappernd diskutiert hatten. Wie gut, dass ich die bengalische Sprache nicht verstehe. Ob ein Bengalesi die Gemütslage eines „Foreigners aus Germany“ nachvollziehen kann?

## Zwischenstopp in Puri

Raus aus der stickigen lauten Luft von Kolkata. Der Nachtexpress bringt mich in 9 Stunden in das Badestädtchen Puri. Mein „Sleeper“ bietet eine Sitzbank zum Liegen, keine Decke, kein Kissen, aber doch weit bessere Reisebedingung als eine Fahrt in der „Holzklasse“, in der sich Hunderte auf engstem Raum zusammen drängen: Würde eines Viehwaggon Transportes. Gut ausgeruht erreiche ich in den frühen Morgenstunden mein Ziel und genieße die frische Seebrise, die zur kleinen Terrasse vor meinem sauberen Zimmerchen vom Meer zu mir herüber weht. Ich schaue über den von Palmen bestandenen Hotelgarten gegenüber zum Strand und freue mich auf ein paar ruhige Tage, bevor ich weiter in den Süden reisen werde.

Hier verbringen reiche Inder ihren Urlaub. In Gruppen sitzen sie am Strand zusammen, trinken Bier, vertreiben sich die Zeit mit Kamelreiten, mit wohltuendem Honigbad, Ayurvedamassage und mit Abendessen in teuren Restaurants. Es gibt zwei Strände hier: den Touristenstrand zur Rechten und einen Strandabschnitt zur Linken, der den Fischern gehört: Bambus gedeckte Hütten, Dutzende Fischerboote vor der Haustür. Zwischen den Hütten, von kleinen Gassen durchteilt, und bis zu den Booten hin stapelt sich stinkender Müll. Städtische Entsorgung gibt es hier nicht. Man wartet auf natürliche Verrottung, wobei die Plastikberge unverwandelt ewig liegen bleiben werden. Armut sieht überall auf der Welt gleich aus, und Rabenkrähen fliegen, Futter suchend, zu beiden Strandseiten. Sie unterscheiden nicht zwischen arm und reich.

Neugierig treibt es mich weniger zu den indischen „Bierbäuchen“, vielmehr zu dem Ambiente der Fischer. Die Kamera ist gespannt und wartet auf malerischen Sonnenuntergang. Ich lasse mich im Sand nieder, rutsche auch auf den Knien, um Krähen auf dem Bug der Boote ganz aus der Nähe vor die Linse zu bekommen. Ich beobachte die spielenden Kinder, streunenden Hunde und auch die Männer, die ihre Netze flicken oder scheinbar untätig im Sand hocken. Nicht ganz untätig vielleicht? Eine alte Frau deutet auf meine Jeans und kreischt auf. Ich klopfe den gelben Sand von der Hose, die Flecken, die sich mir zeigen, gehen aber nicht weg. Da verstehe ich: Was an meiner Hose klebt, ist nicht Sand sondern Sch... Wie Schuppen fällt es mir von den Augen. Die Männer, die da in der untergehenden Sonne hocken, meditieren nicht. Oh weh! Ich stolpere durch den Sand und entdecke jetzt die vielen Haufen, mit denen er übersät ist. Die Frauen werden es an anderen Stellen ebenso machen. Fäkalien-Management: Die nächste Flut kommt bestimmt.

## Eine indische Busfahrt

Die Badezeit in Puri geht zu Ende. Ich sitze im Regionalbus, der mich vom Kopfbahnhof des kleinen Küstenstädtchens Puri nach Bhubaneswar bringen wird: Anschluss an das Fernschienennetz in den Südosten Indiens, nach Vishakhapatnam und weiter nach Madras (Chennai). Der Busbahnhof wimmelt. Mein Fahrer zwingt krachend den 1. Gang. Wimmernd und ächzend zittern die Rost durchsetzten Wagenwände um den müde zerfurchten Holzboden und die Eisenstäbe der Fenster, die das Wagengerippe mühsam zusammen zu halten suchen. Es geht los.... Vielmehr: Es geht noch lange nicht los. Vor uns ein Dutzend wild fuchtelnder Schnauzbärte. Sie gestikulieren in alle Himmelsrichtungen, als wollten sie sagen: „Das kann nicht gut gehen, fahr' bloß nicht los!“

Heftiges Schlagen an die unschuldigen Seitenwände. Sie können sich gegen die Prügel ja nicht wehren und klagen rostig-blechern, in Gefahr, jeden Augenblick ohnmächtig in sich zu zerfallen. Der Pilot am Steuer nimmt den 1. Gang wieder heraus. Der meterlange, direkt mit dem Getriebe im mächtigen Motorblock verbundene Schaltknüppel entspannt sich wackelnd, wippend, als tanze er – dankbar für den Aufschub- in sich hinein. Die Erklärung für diesen Aufschub ist nicht schwer. Der Bus ist zwar bis auf den letzten Platz besetzt, doch was heißt das schon! Er ist noch nicht voll.

Ein zerfurchtes Weiblein steigt zu und faltet sich zu meinen Füßen in Hockstellung zusammen, so wie Frauen an den Müllrändern der Straßen ihren Toilettengang zu bewerkstelligen pflegen. Ein überaus stämmiger Mensch drückt sich mit einem Reissack auf den Schultern, meinen Kopf bedenkenlos attackierend, an mir vorbei, übersteigt die Alte und lässt sein nützliches Gepäck knapp hinter ihrem Rücken und vor meinen Zehen zu Boden krachen. Zwei weitere Inder drängen –im Windschatten gleichsam- nach. Der eine, in gepflegter weißer Tunika, eine dicke Ledermappe als Schutzschild vor sich haltend, erklimmt mit zwei, drei exaltierten Schritten den Motorblock und bahnt zugleich seinen Kollegen den Weg dorthin. Es scheint dort in der Tat Platz für mehrere Reisende zu sein, wenn man auch ins Grübeln kommen mag: Wird es dem „Herrscher des Lenkrades“ trotzdem gelingen, seine Gänge zu schalten? Vorerst steht die Frage nicht zur Debatte. Unter dem Gewicht der nachströmenden Massen sackt das ohnehin schwache Busgeschöpf mehr und mehr in sich zusammen, willenlos in sein Schicksal ergeben. Die Schnauzbärte in Front fuchteln indessen in der beschriebenen Weise schreiend, ja tobend wie zur Einläutung der ersten Runde eines Boxkampfes.

1. Gang im zweiten Anlauf. Er gelingt auf fast wundersame Weise dank der artistischen Attidüde des Meisters und setzt den Wagen in Fahrt. 5, ja vielleicht 10 cm geht es vorwärts. Der Trommelwirbel auf die geschundenen Seitenwände steigert sich zum Gewitter. Brodelndes Wortgewitter wie Kampfgetümmel im Anwerfen einer Schlacht. Andere Busse stehen quer,

wackeln umeinander, berühren sich gar in zwingender Streitlust mit wildem Gehepe im Kampf um das Vorfahrtsrecht.

Gang wieder heraus, Leerlauf, quietschendes Bremsen zugleich. Der Motor brummelt entspannt, während um ihn her Dantes Inferno zu wüten scheint. Am Eingang führt der Schaffner Regie, dirigiert die nachströmenden Massen. Ein Koffer wird über die Köpfe durchgereicht, danach ein mächtiger Karton und zwei dicke Pakete. Von der hockenden alten Frau ist kaum mehr etwas zu sehen. Die Lasten verschwinden geisterhaft zwischen und unter den Beinen und Sitzen... und der Wagen ist noch nicht voll. Ein dritter und vierter Anfahrversuch, der die Zeit in aufwändige Szenen eines größeren Dramas zu gliedern hilft. Wortkaskaden knallen aufeinander und mischen sich mit gellendem Hupen zu allen Seiten zu einem explosiven Gemisch augenblicklicher Detonation.

Ich verstehe die Sprache nicht. Die farbige Wucht von Melos und Rhythmik, besser gesagt: von kreischender Emotion teilen sich mir als ein musikalischer Irrwitz mit, unter den ich mich zu ducken suche, um nicht fortgerissen zu werden.

Beim 5. und 6. und jedem der insgesamt 14 Anfahrversuche, die ich mitzähle, ändert sich nichts., und ich konstatiere auf meinem recht komfortablen Sitz, dicht hinter dem drahtigen Typen am Lenkrad aufatmend, dass man mich offenbar nicht umzubringen gedenkt. Ja, in der Tat: Es geht trotz hundertfach in sich verschlungenen Vorstellungen und Meinungen der Reisenden, die –nur scheinbar wütend- um mich wirbeln, bei aller Lautstärke schließlich friedlich zu: vereint in dem Willen, irgendwann an diesem Morgen nach Bhubaneswar zu reisen.

Nicht immer und nicht unbedingt kann man sich auf solche Friedwilligkeit verlassen, wie ich auf einer Fahrt zwei Tage zuvor zwischen dem Badeort Digha und dem Zielort Kolkata erfuhr. Mit einem kleinen ‚Bakschisch‘ bestochen saß ich in der abgeschlossenen Fahrerkabine, geschützt vor der mit Videomusik laut geschwängerten, klimatisierten Innenszene. Luxusbus: König der Landstraße. Der Chauffeur lenkte sein Gefährt durch den wogenden Verkehr wie ein unumschränkt herrschender Fürst; einfacher ausgedrückt: Mit Hupkonzert vom Feinsten und zusätzlichem Sirenengeheul als seinem Szepter scheuchte er alles, was sich vor ihm zu bewegen erdreistete, so unerbittlich zur Seite, dass es aus dem Blickwinkel eines Trucks, anderer Busse welcher Größe und Bauart auch immer, von Motorrikschas wie Ochsenkarren oder Fußgängern unausweichlich Selbstmord bedeuten musste, nicht nachzugeben, in Sekundenbruchteilen zur Seite zu lenken oder zu springen. Man hatte den Eindruck, dass sich selbst der Gegenverkehr in sich zusammen drückte, um dem königlichen Geschoss Reverenz zu erweisen.

Dann geschieht das Udenkbare: Unvermittelt stoppt unser Luxusbus ... auf offener Straße. Die Fahrgäste, auch meine Wenigkeit, wirft es hart in die Sitze zurück. Unerhört dieser Vorgang! – doch aus zwingendem Grund. Ein schäbiger

alter Kleinbus, eine elende Rostlaube blockiert die eine, eine Fahrradrickscha, mit langen Hölzern beladen, die andere Hälfte der schmalen Landstraße. Hupen zwecklos angesichts der herauf ziehenden Tragödie.

#### 1. Akt:

Der Rostlauben-Lenker springt von seinem Sitz nach draußen und schlägt den Rikscha-Menschen ins Gesicht und Genick. Der geht jammernd zu Boden. Verärgerung wegen überstehender Holzlatten? Die Gründe stehen hier nicht zur Diskussion. Die heftigen Schläge schon, denn sie haben Folgen.

#### 2. Akt:

Busgäste bilden einen Ring um die Streitenden. Der Verkehr auf beiden Seiten staut sich, der Zuschauerkreis wächst rasant. Meinungen schwirren hin und her, dann fliegen die Fäuste allgemein: eine prachtvolle Prügelei, durchaus Film reif. „Warum“ weiß wohl Niemand so genau, denn um das Opfer, das immer noch jammernd am Boden liegt, kümmert man sich überhaupt nicht.

#### 3. Akt:

Dem Urheber der Schlacht wird die Situation zu brenzlich. Er springt auf seinen Fahrersitz. Der Motor heult auf, die Kiste rappelt los: direkt auf uns zu. Die in der Eile des Aufbruchs unverschlossene Beifahrertür schwingt im Fahrtwind, und im Vorbeidrängen passiert das Unvermeidliche. Die Schwingtür wagt doch tatsächlich die ultimative Hoheitsbeleidigung, die Seitenwand des Königs samt Rückspiegel scheppernd zu zerkratzen und dabei selbst krachend zu zersplittern. Selbstmord erübrigt die Rache. Der 4. Akt findet nicht statt. Unser Chauffeur steigt nicht etwa aus, um die Auseinandersetzung –gewissermaßen auf höherer Ebene- neu zu entfachen oder wenigstens den Schaden zu besehen. Es wäre unter seiner Würde. Zwei oder drei hart heraus gepresste Schimpfworte, kaum ein Zucken um die Mundwinkel. Wir fahren weiter, als ob nichts geschehen wäre. Die Straße ist ja nun frei, und die Zuschauer spritzen zur Seite: wie es sich gehört. Versicherungsfrage? Wir wissen es nicht. Was ich aber deutlich spüre: Die indische Gesellschaft in ihrer Milliarden schwere tanzt auf dem Vulkan ihrer Massenhaftigkeit.

NB. Die kleine, kaum zweistündige Fahrt nach Bhubaneswar verlief zivilisiert. Menschen stiegen aus, andere ein. Der Motor brummelte sein Einverständnis mit diesem ganz normalen Reisevorgang, und die Rostplatten fügten sich scheppernd, seufzend in ihr Schicksal.

## Mahabalipuram

Alle Religionen dieser Welt spiegeln die Sehnsucht nach einer menschliches Denken überschreitenden Wirklichkeit. Angesichts physischer Nichtigkeit in unausweichlichem Tod suchen wir nach Worten und Bildern göttlicher Kraft, die unserem Leben Sinn stiftet: Unerklärliches klärt und ordnet, suchen wir nach einer Brücke zur Ewigkeit als Ausdruck von Vollkommenheit, die wir durch unsere Verstrickung in Schuld und Leid selbst nicht erreichen können.

Es geht mir mit solcher Überlegung nicht um eine Rangordnung der Religionen, vielmehr um bildende Kunst wie auch Musik als Widerschein des Göttlichen in der Seele des Künstlers: des Dichters, Malers oder Bildhauers und des Komponisten. Ihr Schaffensprozess vollzieht sich im Kern nicht als denkendes Bewusstsein oder Gefühlsakt, sondern als ahnender Brückenschlag zu Göttlichem, der sich in ihren Werken wie ein dialektisches Blitzgewitter entlädt. Auf meiner Reise durch den Südosten Indiens, im Bundesstaat Tamil Nadu, fand ich Zeugnisse solcher Kunst. Es sind die Rathas (Prozessionswagen) die in den Fels geschlagenen und mit Skulpturen reich besetzten Tempel von Mahabalipuram, die zum Weltkulturerbe der UNESCO zählen.

Es begann im 7. Jahrhundert. Der damalige König Mahendravarman I. und seine Nachfolger schufen mit den Tempelanlagen in dem damals wichtigen Seehafen ein religiöses Zentrum, den hinduistischen Gottheiten zu Ehren. Hauptanziehungspunkt ist ein Relief, das auf 27m Länge und 9m Höhe Szenen der großen indischen Volksepen Mahabharata und Ramayana in Stein verewigt.

Das Mahabharata ist sowohl Heldenepos als auch religiöses und philosophisches Zeugnis vedischen Ursprungs, das bedeutet einen Zusammenhang mit den heiligen Büchern der Hindu aus dem 2. Jahrtausend v. Chr.: einer Sammlung von Gesängen im vorklassischen Sanskrit. In ihm ist die Bhagavadgita enthalten, ein religiöser Leitfaden, der als Dharma sowohl im Buddhismus als auch Hinduismus wichtige Moralvorstellungen und Lebenseinstellungen transportiert: auch heute noch gültig. Die Ramayana ihrerseits schildert den Titanenkampf von Rama, der 7. Inkarnation Vishnus, mit dem Dämonenkönig Ravana: im Streit um die von ihm entführte Gattin und Göttin Sita. Eine überwältigende Fülle von Göttern, Tieren, Dämonen, auch Mitgliedern der Königsfamilie, den Pallavas, die über 200 Jahre in Mahabalipuram herrschten, bietet als Gesamtkunstwerk indischer Mystik und Tradition eine staunenswerte Komposition.

Neben diesem Relief gibt es eine Vielzahl von Rathas zu unterschiedlichen religiösen Themen: Der „Draupadi-Ratha“ ist der Rache Göttin Durga geweiht. Man sieht sie, auf einem Lotus sitzend, ihre Verehrer knien andachtsvoll vor ihr, mächtige Löwenfiguren bewachen die Anlage. – Der Arjuna-Ratha, Shiva geweiht. Abgebildet sind der Regengott Indra und Arjuna selbst: Held des Mahabharata: Dämonenbesieger und Verkünder der Bhagavad-Gita, die ihm Krishna übergab. – Der Tempelwagen „Bhima Ratha“, der die liegende, ruhende Gestalt des Vishnu in Stein meißelt – Schließlich die „Nakula-Sahadeva-

Ratha“, Indra gewidmet: eine mächtige Elefantenskulptur repräsentiert sein Reittier. Zu bewundern sind schließlich die mit Shivaschreinen besetzten Türme des Strandtempels, besonders schön im Licht der untergehenden Sonne.

Zahlreiche Steinmetzbetriebe, vorwiegend in religiösem Auftragsdienst, bewahren die Tradition, die hier in Mahabalipuram eine farbige Woche bekrönte. Welch hohe Kunstfertigkeit, zugleich harte Arbeit mit Meißel und Säge. Die Reise in den Süden hat sich gelohnt!

## **Baden im Indischen Ozean**

Mahabalipuram: endlich am Meer. Baden im Indischen Ozean! Der Weg vom Hotel zum Strand bei 40° C im Schatten ist mühsam, der Sand so heiß, dass man nicht barfuss gehen kann, die Erwartung kühler Erfrischung treibt mich an. Was ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht weiß und erst später in meinem Reiseführer nachlese: „Zum Schwimmen eignet sich der Strandabschnitt aufgrund der starken Strömungen überhaupt nicht. Jedes Jahr ertrinken unvorsichtige Badegäste...“ Ich bin –auch ohne diese Information- immerhin vorsichtig, springe zwar in die Wellen, schwimme aber nicht hinaus, denn die Wellen brechen sich in meterhoher Gischt, dass es den Atem nimmt. Es passiert trotzdem. Nach kaum 5 Minuten Vergnügen ganz dicht am Strand schlägt eine Woge von der Seite her über mir zusammen, eine zweite folgt. Mein Kopf wird herumgewirbelt, schlägt ein-, zweimal hart auf, die Halswirbel knirschen hässlich und ich rette mich benommen an Land. Schürfwunde an der Stirn. Nicht so schlimm, rede ich mir zu; bedenklicher dann, dass ich meinen Kopf kaum noch bewegen und nur mit starken Schmerzen drehen kann. Es hat mir nicht das Genick gebrochen, sonst schriebe ich diese Zeilen nicht, auch hat sich die Beweglichkeit des Kopfes bald gebessert. Ein zweiter Badeversuch... nach nur einer Minute abgebrochen. Die Schläge der Riesenwellen sind zu heftig, die Gefahren schwer einzuschätzen. Man sieht auch kaum Jemanden im Wasser, was allerdings auch damit zusammenhängt, dass Inder sowieso ein wenig wasserscheu erscheinen. Sie tragen keine Badekleidung, das wäre uncool und für Frauen ohnehin undenkbar. In kleinen Gruppen bewegen sie sich, sittsam bekleidet, in seichtem Wellenbereich unmittelbar am Strand, lachen und schwatzen miteinander in munterer Kommunikation.

Als ich abends im Restaurant einer „Rucksackkollegin“ von meinem Badeerlebnis berichte, bemerkt sie trocken: „Wenn du hier schon Schwierigkeiten hast, darfst du auf keinen Fall in Kerala zu schwimmen versuchen. Im Vergleich zu dort sind die Wellen hier beinahe sanft.“ Sie lächelt mir zu und ich weiß nun für mich, dass ich im südlichen Indischen Ozean keinen Fuß mehr ins Wasser setzen werde. Auch so ist es wunderschön hier: auf meinem großen Balkon mit Blick auf Palmen, Strand und blauen Ozean, besonders gegen Abend in der vom Meer einströmenden kühlen Brise. Ich lese, schreibe, und meine Phantasie taucht tief in die Stein geborenen Mythen von

indischen Gottheiten und Dämonen, die meine kleine Digitalkamera in Shiva, Vishnu, den Regengott Indra und die Rachegöttin Durga wunderschön reflektiert.

## **Die Geschichte von den Affen**

Hanuman, der Affengott: ein Verbündeter Ramas, der 7. Inkarnation Vishnus, begegnete mir in Mahabalipuram, von Steinmetzen kunstvoll gestaltet, in mehreren Werkstätten wie auch höchst persönlich in den Bäumen rings um Tempelanlagen und auf dem Balkon meines Hotels, „in natura“ gewissermaßen. Inwieweit sie dem Inder als heilig gelten, weiß ich nicht. Ich weiß nur, dass sie überhaupt nicht scheu, vielmehr selbstbewusst auftreten, sagen wir besser: ungeniert und dreist.

Auf dem Markt des Städtchens gönnte ich meinem etwas angekränkelten Magen eine Melonenschnitte für ganze 5 Rps. Sie tat mir gut, ich hatte Lust auf mehr und kaufte bald ein ganzes, recht großes Prachtexemplar, grob in große Stücke zerteilt. Berge von Melonen sind hier im Angebot, nur 50 Rps. das Stück. Man hat ihnen zum Teil bunte Gesichter aufgemalt. Das sieht lustig aus und belebt wahrscheinlich das Geschäft. Ich zog also mit meiner Beute ins Hotel, aß eine Hälfte in einer Art Heißhunger sofort und bewahrte den Rest in einer Plastiktüte für den Abend. Zu dieser Abendmahlzeit sollte es jedoch nicht kommen. Als ich nämlich von einem Nachmittagsspaziergang zurückkam, bot mein Zimmer einen reichlich verwüsteten Anblick: eine Untertasse vom Tisch gefegt und zerbrochen, der Inhalt des Papierkorbs im ganzen Raum verteilt... und die Melonenhälfte samt Plastiktüte verschwunden. O weh! Ich hatte die Balkontür aufgelassen, gegen den Rat des Maitre, nicht ahnend, was er mir damit sagen wollte. Sollten die Rabenkrähen....? Eine halbe Melone hat aber doch ihr Gewicht. Der Leser dieser Zeilen hat das Rätsel wahrscheinlich schon in diesem Augenblick gelöst: mein Bericht zeigt die richtige Richtung. Man ist hinterher natürlich immer schlauer. Ich wusste allerdings zu diesem Zeitpunkt noch nichts und nahm das Geheimnis in den nächsten Tag. Die Balkontür würde ich auf jeden Fall bei Abwesenheit ab sofort verschließen.

Ein Geräusch an der Tür schreckte mich Tags darauf aus meinem Mittagsschläfchen, ... da war es bereits zu spät. Sie vermuten richtig! Der Einbrecher war ein Affe. Er sprang mit der diesem Tier eigenen „affenartigen Geschwindigkeit“ durchs Zimmer und angelte –als Mittagsmahlzeit wahrscheinlich- einen Becher Joghurt vom Tisch. Ich war sprachlos, rannte auf den Balkon. Da saß er bereits auf dem Geländer, streckte seine Beute siegreich in die Luft und verschwand über die benachbarten Dächer. Es blieb nicht bei diesem einen Überfall. Wenig später kam er zurück. Ich konnte nicht schnell genug reagieren, als er wieder zum Tisch sprang, um von der äußersten Kante eine Tüte mit Paranüssen zu fischen. Ich lief herzu, schon war er weg. „Warte, mein Lieber: Das soll mir nicht noch einmal passieren!“ Ich versteckte alle Lebensmittel: im Bett, hinter der nicht einsehbaren Türfläche und im

Waschtisch. Ich versteckte zu meiner Sicherheit auch meinen Pass, mein Geld, den Photoapparat und mein Handy. Nun können Affen mit solchen Gegenständen nicht unbedingt etwas Sinnvolles anfangen, doch kenne ich mich in der Affenpsyche nicht recht aus. Würden sie in der Eile zwischen Handy und Banane unterscheiden? Dass sie mit meinem Photoapparat ihre Familie verewigen wollten, nahm ich nicht an, auch würden sie meinen Pass nicht zur Ausreise aus Indien zu missbrauchen suchen. Vielleicht klauten sie aber nur, um zu klauen: gewissermaßen „l’art pour l’art“. Ich versteckte also alle meine Habe, und dies jeden Tag an andere Stellen: so gut, dass ich manche Dinge selbst kaum wieder fand, oft und lange suchen musste. Zwei Tage vermisste ich meinen Reisepass, bis er mir mitten in der Nacht als etwas seltsam Hartes unter dem Kopfkissen erschien und das schon verloren geglaubte Handy meine Fußzehen kitzelte.

Nachmittags pflege ich zu schreiben oder zu lesen. Mein Tischchen postiere ich dabei an der Türschwelle, einem schönen schattigen Plätzchen: ein kühles Lüftchen weht vom Meer herüber, ich genieße eine Tasse Kaffee und bin’s zufrieden. Da plötzlich kommt mein „Freund“ wieder zu Besuch, hockt sich direkt vor mir auf den Boden, zum Sprung bereit. „Hau ab!“ schreie ich den Affen an. Es ist ein männliches, recht großes Tier. „Hau ab, du kriegst hier nichts mehr!“ Der Affe versteht offensichtlich die deutsche Ansprache nicht und bleibt sitzen. Ich klatsche in die Hände. Das Tier springt aufs Balkongeländer und beginnt, sich ausführlich zu kratzen. Er denkt nicht daran abzuhaufen. Schüchtern ist er also nicht, denke ich und versuche, mich wieder auf mein Buch zu konzentrieren. Da springt das Monster in einem Riesensatz auf meinen Tisch und stößt dabei die Kaffeetasse um, stört sich kein bisschen daran, dass sich das kostbare braune Nass über meine Tagesnotizen ergießt. Ich werfe ihm meinen Rucksack entgegen, der zufällig neben mir steht. Es ist ein stabiler Rolli. Von dieser Gegenwehr ein wenig überrascht, verlässt mein ungebetener Gast darauf hin den Tisch, baut sich unmittelbar vor mir auf dem Boden zu voller Größe auf und fletscht die Zähne. Ich stampfe auf, er setzt einen halben Meter zurück, fletscht wieder sein respektables Gebiss. Ich drohe ihm mit einem Ledergürtel, den ich zur Rechten finde und photographiere ihn zugleich mit dem Apparat in der Linken, weil das Szenarium der Nachwelt erhalten will und mir auch im Augenblick nichts Dümmeres einfällt. Die Situation ist nicht ungefährlich. Seltsamerweise verunsichern ihn meine Bewegungen, möglicherweise auch die ihm fremden, nicht kompatiblen Waffen in meinen beiden Händen. Er verschwindet für diesmal übers Geländer und kommt – zunächst jedenfalls – nicht wieder. Nun kann ich auch nachts keine frische Luft mehr herein lassen. Ich bin bei geschlossener Balkontür auf den Fan des Zimmers angewiesen. Ob sich der Kampf morgen wiederholt? Mein Ledergürtel liegt bereit.

P.S. Mein Gegner hatte auch an den Folgetagen keine Lust zu weiteren Auseinandersetzungen. Ich sah ihn nicht wieder, die Erinnerung und die Bilder aber bleiben.

## Von Rabenkrähen und Menschen im Müll

Abends, wenn es dunkel wird, unterhalten mich die riesigen Rabenkrähen, die von ihren Strandflügen in die Schlafpalmen vor meinem Fenster zurückkehren, zu Dutzenden und wecken mich früh morgens mit ihrem Gekrächze. Überall im Müll sind sie zu Hause, und den gibt es rund um mich: an einem Tümpel zur Linken, der rückwärtigen Straße und Gosse wie unter Bäumen und Büschen vor mir reichlich.

Nimmt man das Indien der Slums mit seiner Massenhaftigkeit und seinem aus Not geborenen Aggressionspotential in den Blick, könnte die Rabenkrähe Nationalvogel sein. Ihr Schreien hat nichts vom Gesang der Vögel, der darin fast verschwindet, und das schwarze Gefieder, die im Müll hackenden Schnäbel machen Angst. „Eine Krähe hackt der anderen kein Auge aus“, sagt der Volksmund, und so mag es sein. Ihr erbitterter Kampf um einen Fetzen Kadaver scheint mir indessen nur zu deutlich die Härte des Überlebenskampfes von Millionen Menschen zu symbolisieren.

Das Bild von einem riesigen Abfallberg in einer Straße Kalkuttas steht mir vor Augen. Ein altes Frauchen sucht, einen kleinen Stapel fauliger Eierkartons zur Seite zu ziehen, auf die eine andere Alte bereits ein Auge geworfen hat. Wer zuerst kam, weiß ich nicht. Der unaussprechliche Gestank und die Würdelosigkeit der Auseinandersetzung aber versagt sich meinem Kugelschreiber. Deshalb will ich auch die zahllosen Erscheinungsformen des Bettelns nur andeutungsweise ins Licht rücken. Die Ärmsten der Armen: Sie liegen auf dem Bürgersteig, strecken bittend ihre Arme aus, umfassen deine Beine. Sie flehen lautstark oder stumm, ihre Augen sagen alles. Zuweilen liegen sie auch einfach nur da: apathisch, wie Müll, der auf die Straßenreinigung wartet... oder auf die Barmherzigkeit des „Ordens der Mutter Theresa“, zum Betteln zu schwach. Eine Mutter mit ihrem Baby auf dem Arm bittet um Milch für das Kind, um etwas Reis. Sie lässt sich kaum abschütteln, verfolgt mich durch die Straßen. Ein kleines Mädchen hustet, da ich ihr nichts gegeben habe, ihre Tuberkulose ins Gesicht: viermal, fünfmal hintereinander; Klage und Anklage zugleich. Ihre kleinen schwarzen Augen blitzen scharf, Rotz läuft ihr aus der Nase, die kleinen Patschhändchen ziehen mich an meinem Pullover. Manch Hilfesuchender hat ein kleines Zelt im Rinnstein aufgestellt: liegt darin, von Lumpen umhüllt, auf dem Asphalt. Ein Mensch, mit einem Höcker, der aus seinem Rücken wächst, springt auf allen Vieren, einem Affen gleich, über die Straße. Ein kleiner Junge wirft sich mir in die Füße, jammert, als habe ich ihn verletzt.... Ich darf diese Krähenhaftigkeit nicht zu dicht an mich heranlassen, will allerdings auch die Augen nicht verschließen. Deshalb kümmere ich mich um einen 16jährigen Araberjungen, der unaufhörlich hustete, als ich ihn traf. Für einen Arzt, zu dem ich ihn bringe, hätte er, bzw. seine Familie kein Geld. Zum anstehenden Bluttest müssen wir ihn zu Dritt festhalten. Aus Angst vor dem Pikser schreit er wie am Spieß. Diagnose: TBC. „Haben hier sehr viele, vor allem junge Menschen. Mangelernährung und verheerende Umwelt-

bedingungen“, sagt der Doktor. Ich bezahle eine halbjährige Tabletten-Kur, wenn er sie denn durchhält: mein Freund Sarukh und dann bringe ich ihn mit Hilfe eines Sozialarbeiters in einer Schule unter, damit er Lesen und Schreiben lernt. Der Vater ist Trinker, die Mutter psychisch krank. Große Erfolgsaussichten meiner Bemühung sehe ich nicht, aber selbst kleine Schritte bedeuten mir etwas: dem Jungen hoffentlich auch. Er strahlt in seiner neuen Schuluniform, hat jetzt eine Zahnbürste und putzt mit Leidenschaft gegen die offen sichtbare Karies an. Wie lange?

Um einem indischen Slumjungen zu helfen, muss man die Familie insgesamt unterstützen: vor allem die Mutter und den kleinen Bruder. Wenn mich die vor meinem Hotelzimmer oder im Restaurant vorbeihuschenden Ratten nicht schocken oder die beiden Krähen, die am Busbahnhof auf einer toten Riesenratte herumhacken, dann umso weniger der geschilderte Sozialfall. Das Problem steht zur Lösung an, und ich denke dabei an eine kirchliche Organisation mit ihren „Informal Schools“, die an dem Punkt anzusetzen versuchen, an dem der Staat apathisch verharret.

## **Ein Slum in Kalkutta**

Das Leben in einem Slum zu beschreiben, ist eine Sache, darin zu leben, eine andere. Ich kannte sie nur aus Fernsehdokumentationen, dann sah ich sie –im Vorbeifahren, aus der Zugspektive- auch selbst: diese armseligen, mit Wellblech oder nur mit Lumpen gedeckten Hütten, mit ihren wackeligen Bretterwänden, entlang der Bahngleise und in den Randgebieten großer Städte, mitten im Plastikmüll.

Weihnachten 2009. Ich bin wieder zu meinem Freund Sarukh nach Kalkutta gefahren, obwohl ich das eigentlich gar nicht wollte. Er hat die Schule abgebrochen und lebt wieder –ohne an Morgen zu denken- auf der Straße in den Tag hinein. Wir standen per Handy, das ich ihm geschenkt hatte, in Verbindung, er spricht ja ordentliches „Straßen-Englisch“, doch mein Zureden und die finanzielle Hilfe, die ich ihm für seine Familie gab, alles umsonst.

„Ja, so ist das eben!“, werden Sie denken. Man kann solchen Menschen nicht helfen. Vorgegebene Verhaltensmuster sind unabänderlich wie Tätowierungen ihrem Bewusstsein, ja ihren Seelen eingestanz: arm bleibt arm, und Unwissenheit als der Motor dieses Zustandes pflanzt sich fort: von Generation zu Generation. Für den, inzwischen 16jährigen, indischen Jungen kommt jede Hilfe, zu spät.

Pech gehabt, Sarukh! Du bist einfach zu alt.

Ich sitze ihm in meinem Hotelzimmer gegenüber. Er greift sich an die Stirn, und dann schlägt er mit der Faust gegen die Wand. „Mein Kopf ist so hart wie die Wand“, das sind die „englischen Brocken“, die er dabei heraus stößt. „Da will einfach nichts hinein!“ Ich muss lachen, indem er das sagt. Es erinnert mich an einen Schüler, der sich im Musikunterricht mit Notenschreiben abquälte, indem

er –mit entsprechender Geste- bemerkte: „Des will einfach net in meene Kopp enin!“

Sarukh hat meinen Laptop entdeckt und zeigt sich sehr interessiert. Ich öffne das „Wordprogramm“, da beginnt er, auf den Tasten herum zu fingern, sucht und sucht, bis er –nach vielen Fehlversuchen- die Buchstaben seines Namens auf den Bildschirm bringt. Wir experimentieren: schreiben das gefundene Wort größer und größer, drucken es fett und mit veränderten Schrifttypen. Er spielt damit: löscht, schreibt seinen Namen neu und recht fix. Seine Augen strahlen. Am nächsten Morgen erscheint er gegen 7 Uhr bereits in meinem Zimmer. Ich bin noch ganz verschlafen. „Learning!“, sagt er. Wir setzen „den Unterricht“ fort. Wie lange die Begeisterung hält, weiß ich nicht, aber „aufgeben“ kommt nun für mich nicht in Frage.

Am späten Vormittag graben wir uns durch das Gewühl eines großen „Godown“, eines Warenhauses. Schon der Weg dorthin ist beschwerlich. Sarukh nimmt mich –wie ein Kind- an der Hand, um mich beim Überqueren der Straße vor den bedrohlichen, entgegen allen Verkehrsregeln kreuz und quer rasenden Autos, Lastwagen und Bussen zu schützen, schleift mich durch die Menschenmassen, die sich, ineinander verkeilt, zwischen Geschäften und Verkaufsständen umeinander wälzen, und dann kaufen wir ein. Weihnachtsgeschenke für seine Familie. Waschpulver, Reis, Dal (für die Erbsensuppe), Zucker, Tee, Zwiebeln, Gewürze, Shampoo, Zahnpasta... Es ist eine lange Liste und nicht billig. Vor der Tür wartet Ruupi, sein taubstummer Freund, denn nur zu dritt können wir alles zu einem Taxi tragen, das uns zu seiner Familie bringen wird, weit draußen vor der Stadt. „Garia“ heißt das Dörfchen, in das sich kein Tourist jemals verirren wird. Dass er mich diesmal mitnimmt, ist eine große Ehre für mich und Zeichen seines wachsenden Zutrauens. Bei meinem letzten Besuch wollte er das nicht. Mag sein, dass er sich schämte.

Die Hütten erstrecken sich über Kilometer entlang kleiner Tümpel und stinkender Abwässerkanäle, und um sie herum liegt ein Gewirr von Behausungen aus brüchig gemörtelten Backsteinen, aus schiefem Lehm oder Bretter genagelt, durch schmale Betonpfade miteinander verbunden. Das Taxi schafft es natürlich nicht bis ganz ans Ziel, und der Fahrer verlangt das Doppelte vom Taximeterpreis. Er muss ja wieder zurück und wird aus unserem Umfeld kaum einen neuen Fahrgast finden. Wir schleppen also unseren Reichtum durch die Müllpfade, mal rechts, mal links abbiegend und haben es endlich geschafft. Keine Post könnte den Weg hierher finden. Es gibt ja weder Straßennamen, noch Hausnummern.

Ruupi und Sarukh verstauen die vielen Pakete in einem Bretterverschlag, lachen miteinander, verstehen sich prächtig: mit Taubstummensprache, die mein Freund offensichtlich beherrscht. Der Verschlag ist sehr klein. Ob da alles hineinpasst? Die Beiden zwängen sich hinter der letzten Plastiktüte hinein und winken mir zu. Was soll ich da drin? Wir wollen doch ins Haus gehen! - Es ist sein Haus: etwa 6m<sup>2</sup> groß. Rechts hockt die Mutter vor einem Petroleumkocher,

über ihrem Kopf ein Gestell für die Küchenutensilien an der Wand. Sie stapeln sich bis zur Decke. Der übrige Boden ist mit einer Decke belegt. Hier nehmen wir zu dritt zusammen mit Reis, Waschpulver „und Co.“ Platz. Zwei kleine Mädchen aus der Nachbarschaft drängen nach, setzen sich zwischen Tür und Kocher und starren den seltsamen Gast an. Mein Besuch war angekündigt, meine Ankunft hat sich in Windeseile herumgesprochen, so sammeln sich bald Frauen aus der Nachbarschaft mit Kind und Kegel auf dem Vorplatz. Ein „Foreigner“ bei uns in Garia. So was gab's noch nie. Ich höre das Stimmengewirr um mich her und weiß, dass es mir gilt. Ich lächele der Mutter zu, sie lächelt zurück und Sarukh fragt mich, ob ich Tee möchte. Die Mutter kocht Wasser, überbrüht etwas von dem mitgebrachten Vorrat und reicht mir eine Tasse Tee, als eine Geste des „Willkommen!“

Danach gibt es Reis, Dal und ein Ei in würziger Sauce und als Nachtisch ein Stück des zuvor gekauften Plumkuchens.

So lebt die Familie zusammen: der Vater, den ich nachmittags kennen lerne, die Mutter und Sarukh. Sein jüngerer Bruder wohnt bei seiner Tante in der Stadt. Für alle Viere wäre die Schlafstelle zu klein. Auch Sarukh ist nachts nicht immer hier. Er schläft bei seinem taubstummen Freund und einem anderen Taubstummen, den ich im vergangenen Jahr einmal traf, im Touristenzentrum: der „Sudderstreet“. Wenn seine Eltern alleine zu Hause sind, offenbart sich das leidvolle Familiendrama. Papa ist schwer durch eine Tuberkuloseerkrankung gezeichnet, kann nicht arbeiten, trinkt, und, betrunken, schlägt er seine Frau. Sein Bruder haust in einer Hütte, schräg gegenüber, und es gibt in unmittelbarer Umgebung noch einige Verwandte. Die versuchen zu vermitteln und das Geld, das sie nicht haben, zu teilen.

Wir machen einen kleinen Rundgang. Ich sehe den Bruder. Der redet auf Sarukh ein, und er übersetzt. Ich solle Whisky bringen, es sei doch Weihnachten, da schenke man doch was. Eine andere Frau lässt mich wissen, dass ich beim nächsten Mal Süßigkeiten für die Kinder mitbringen möge. Mehr als ein Dutzend Menschen umringen mich, bestürmen mich. Mein Freund tut sein Bestes als Vermittler. Sie brauchen alle Geld, und Touristen haben doch Geld! Dann erscheint eine hagere Alte auf der Szene und zankt, ziemlich kreischend, mit der Mutter. Was los ist, möchte ich wissen. Du sollst der Mutter 1000 Rupien geben. Die Miete für unsere Wohnung steht schon 2 Monate offen. Es sind also für diese erbärmlichen 6m<sup>2</sup> knapp 10.- Euro Monatsmiete fällig. Ich gebe das Geld, die Szene beruhigt sich. Bei aller Verwirrung meiner Gefühle, sehe ich doch Zeichen des Zusammenhaltes der in Not zusammen geschweißten Menschen hier. Sie streiten, aber sie lachen auch zusammen, und die Kinder spielen fröhlich im Dreck: mit Steinchen und Stöckchen. Sie hickeln, wie wir es früher taten und balgen sich. Ich fühle mich als Fremdkörper, zumal ich mich sprachlich nicht verständigen kann und bin froh, dass wir aufbrechen. Da geschieht etwas Unerwartetes: Die Mutter umarmt mich, hängt mir eine Holzperlenkette um, ein Kind neben ihr hängt mir eine zweite, ähnliche Kette um den Hals und alle winken sie uns lange nach, bis wir um die Ecken

verschwunden sind. Wir winken zurück. Ich bin in meinen Gefühlen verwirrt, auf jeden Fall aber innerlich berührt und ein wenig beglückt und werde bestimmt wiederkommen: dann aber mit Süßigkeiten für die Kinder.

Wir fahren, eng gedrängt und lautstark, mit dem Zug zurück. 7 Stationen für den Preis von 5 Rupien (= 10 Eurocent). Mit einem Stadtbus geht es bis in die Nähe meines Hotels, das wir schließlich über enge, dunkle Gässchen erreichen. Zu Dritt essen wir in der Nähe zu Abend. Ohne mich hätte Ruupi kein Abendessen. Er ist 18 Jahre alt, sieht aber viel älter aus. Seine Mutter lebt nicht mehr, seinen Vater kennt er nicht. Er hilft manchmal an einem Essenstand aus, indem er die Tische abwischt und spült. So kämpft er sich durch die Tage.

Was ich heute erlebt habe, bleibt nicht in den Kleidern stecken. Es wird mich noch lange verfolgen. Ich habe das Klavierkonzert K.V. 467 von Mozart aus meinem Computer aufgerufen, um zur Ruhe zu kommen und schlafe doch erst spät in der Nacht ein. Eines wird mir klar: Materieller Besitz macht so wenig glücklich wie notvolle Armut: „mit zu teilen“, was man hat und wozu man begabt ist, darum könnte es gehen.

## **Sikkim**

Ich war also aus dem heißen Südosten Indiens um Mahabalipuram in den gebirgigen kalten Nordosten gereist. 11 Stunden im Nachtexpress von Kalkutta nach Siliguri und von dort mit einem Sammeljeep (der dreimal unterwegs repariert werden musste) in den Westen Sikkims nach Pelling und Tashiding. Solche „Sharing- Taxis“ sind hier das Standard-Verkehrsmittel. Es gibt jeden Tag einmal auch eine Busverbindung in diese Region, die Straßen sind aber so schlecht, dass sich nur kleine Busse ins Gebirge durchkämpfen können und nur allzu oft unterwegs stecken bleiben. Bus oder Jeep holpern also über die schmalen, nur teilweise asphaltierten, staubigen und mit Schlaglöchern überzogenen Pisten, flankiert von vielen Dutzend Steinhäufen, die vor Ort aus dem Massiv von Hand geschlagen und zerschlagen werden. Da sitzen sie: Hunderte Frauen und Männer mit oder auch ohne Staubschutztüchern vor Mund und Nase und zertrümmern mit einfachen Hämmern das Gestein aus grober Konsistenz in Schotter. Bezahlung per Sack mit einem Tagesverdienst von etwa 1 Euro. Ab und zu sieht man einen Bagger und einfache Teerkochapparate. Man stopft so die größten Schlaglöcher und asphaltiert kleinere Strecken.

Pelling liegt auf einem schmalen Grat in über 2000m Höhe. Der vom Reiseführer versprochene großartige Ausblick auf das über 8000m hohe Kanchenjunga-Massiv versteckt sich ganztags in Nebel und Smog, wie später auch auf das Panorama des Himalaja in Darjeeling, das ich bei meinem Besuch vor zwei Jahren noch genießen konnte. Dafür lag das Permayangtse-Kloster oberhalb Pellings im schönsten Sonnenschein und gewährte meiner Kamera Ausblick und im Inneren Einblick in die künstlerisch feinen Wandgemälde. Der Name des Klosters bedeutet übersetzt „Perfekter erhabener Lotus“. Es ist eine

der ältesten und bedeutendsten Gompas in Sikkim, da der Buddhismus in geistlicher Nähe zum buddhistischen Tibet vorherrscht. Fenster, Türen und Wände sind variantenreich mit Motiven aus der tibetischen Mythologie bemalt: Stiftung eines indischen Gurus zu Beginn des 18. Jahrhunderts; mit einer reichen Palette von Buddhafiguren, vor allem die des Bodhisatva: einer Verkörperung des Religionsstifters in der Phase seines Lebens, da er dem Moment der Erleuchtung in perfekter Weisheit zustrebt. Das hier besonders gefeierte „Losar“ (Tibetisches Neujahrsfest) war gerade vorbei, doch auch so empfing ich an diesem Sonnenmorgen einen Atemzug der Stille und des Friedens, der sich mit Worten nicht beschreiben lässt.

Sikkim grenzt an Nepal, Tibet und Bhutan. Bis heute hat China den Anspruch auf diese Region entsprechend ihrer Tibetpolitik nicht aufgegeben, ein Grund für den Sonderstatus des Gebietes. Man benötigt zur Einreise eine Genehmigung und fühlt sich fast wie in einem anderen Staat. Strom- und Wasserversorgung funktionieren in der Tat besser, und der Umweltschutz zeigt bemerkenswerten Erfolg, vor allem in der Müllentsorgung. Die Straßen sind nicht frei von Plastikabfällen, sie erscheinen aber viel sauberer als im übrigen Indien. Strafrechtliche Verfolgung mindert die sonst so verbreitete „Wegwerfmentalität“, und Rauchen ist allgemein verpönt, in kleineren Orten sogar auf der Straße verboten. Meine Pfeife, die überall im Land argwöhnisch beäugt wurde, da man sie mit Drogenkonsum in Verbindung brachte, hatte es in Sikkim einigermassen schwer. Freizügiger handhabt man dagegen den Umgang mit Alkohol, insbesondere den Genuss des Hirsebiers Tongba. Die Alkoholikerrate Sikkims ist die höchste Indiens.

## **Der Tibetkonflikt**

12. März 2009: Die „Vereinigung tibetischer Frauen“ begeht den 50. Jahrestag ihres Kampfes gegen die chinesische Besetzung ihres Heimatlandes. Kundgebung auf dem großen Versammlungsplatz in Darjeeling. Tibet liegt diesem Ort so nah und doch schmerzlich weit. Ich stehe in der Menge: stolze, selbstbewusste Gesichter, eine Schulklasse auch und buddhistische Mönche. Sie singen ihre Nationalhymne, Reden werden gehalten, sie präsentieren Fahnen und Spruchbänder. In aller Ohnmacht geht eine imaginäre Kraft von ihnen aus: „spontaner Ausdruck einer universellen Sehnsucht nach Freiheit“, so ist in einer Broschüre zu lesen, die man mir reicht. Es geht um das Grundrecht der Selbstbestimmung, wie überall auf der Welt, wo man sich gegen Unterdrückung wehrt. „Mehr als 6000 Tibeter sind inhaftiert, über 4000 werden vermisst, 200 Menschen wurden definitiv ermordet. Sie sind Märtyrer und sollen nicht umsonst gestorben sein. Unser Land liegt seit 50 Jahren nun schon in Ketten. Daran erinnern wir. Unser Protest ist friedlich, aber er wird nicht aufhören. Niemals.“ Photos und Dokumente werden in einer Ausstellung von Dharamsala aus, dem Wohnsitz des Dalai Lama, in alle Welt gehen. Man spürt die

Entschlossenheit der Menschen, nicht aufzugeben, der indische Staat gewährt dazu offenbar politischen Rückhalt und ermutigt die Menschen.

Man erfährt, dass ich aus Deutschland komme. Internationales „Flair“ gewissermaßen in diesem lokalen Geschehen. Lächeln, Hände schütteln, ich kann ungestört photographieren und begleite den Protestzug von Tausenden Kerzen durch das nächtliche Darjeeling.

### **Darjeeling: Tee und Toy-Train**

Darjeeling ist eigentlich nur eine kleine Provinzstadt: Die längst vergangene Zugehörigkeit zum „British Empire“ hat gleichwohl Spuren hinterlassen: „Darjeeling-Tee“ ist eine Legende. Die Teeplantagen, die sich bis in die Bergregionen Sikkims hin ziehen bestimmen die Wirtschaft der Gegenwart, und dann gibt es noch eine Besonderheit, einen Touristenmagneten: den „Toy-Train“. Die Dampflok schnauft mit lang gezogenem Pfeifen von Darjeeling, der „Teestadt“ im gebirgigen Nordosten Indiens, 9 km bergauf nach Ghoom: Eine Touristenattraktion ist diese Schmalspurbahn: reichliches tägliches Futter für Hunderte Digitalkameras. Vor allem die Rangiermanöver am Zielbahnhof, dem mit etwa 2000 m höchst gelegenen der Welt (wenn's denn stimmt).

Die Erinnerung reist mit „Siebenmeilenstiefeln“ zurück in Kindertage, da die Familie mit Schrankkoffer, Sack und Pack (5 Kinder, Eltern und Kindermädchen) von der Hauptstrecke Wiesbaden – Limburg bei Zollhaus in die Kleinbahn nach St. Goarshausen umstieg. Wir fuhren nur eine Station: zur Burg Hohlenfels als Sommerquartier: mitten im Wald gelegen. Da spielten wir auf dem Abstellgleis mit den Kipploren und waren glücklich. Es ist über 60 Jahre her, die Fahrt nach Ghoom ruft das Erlebnis von damals in die Gegenwart: Das Fauchen der Lok, der Dampf aus ihren Nüstern, das Stehen auf offenem Perron zum Blümchenpflücken.

Zwei Tage später reiste ich in dem „Spielzeugzug“ die ganze Strecke: von Darjeeling, hoch im Gebirge, hinunter in die Ebene nach Siliguri: mit Diesellok allerdings, denn es war eine Ganztagsunternehmung, für die Kohle- und Wasserlogistik eines Dampfbähnchens in heutiger Zeit wohl zu umständlich ist. Für Stunden stand ich an der offenen Wagentür, um einen Riesenstrauß bunter Blumen zu pflücken, einen Strauß duftender, seliger Kindheitserinnerung. So klingt es auch im Vorwort zu diesem Büchlein an.

Indienreise 2009: Eindrücke aus dem Südosten und Nordosten dieses riesigen Subkontinents. Eine kleine Auslese vielfältiger Eindrücke. Eine Stippvisite nur, unvollständig, fast zufällig. Reiseanregung vielleicht?

## Nachklang

### Urlaub in Kaschmir

Unvermutet fügt sich meinen Reisenotizen ein Kapitelchen an. Die Gesundheitsfürsorge für meinen Patenjungen Sarukh trieb mich noch einmal nach Kalkutta. Die Weichen waren bald zum Guten gestellt, ich hatte reichlich Zeit bis zu meinem Rückflugtermin und überlegte, was ich unternehmen könnte. In der Stadt bleiben bei 45°C im Schatten jetzt im Mai? Unmöglich. Man schüttet sich –mangels funktionierender Dusche- einen Eimer Wasser über und schwitzt schon beim Abtrocknen, als wäre man in einer Sauna. Nach 10 Minuten klebt das Hemd am Körper, jeder Schritt fällt schwer.

Nun, Indien ist ein so großes Land, neue Ziele zu finden, fällt nicht schwer. Dass es in die Berge gehen müsste, war mir schnell klar, denn in der Mitte des Landes kocht der Kontinent in dieser Jahreszeit, kurz vor Monsunbeginn. Den nahen Nordosten mit Sikkim und Darjeeling hatte ich erkundet. So lockten die Berge Kaschmirs im Nordwesten. Ein schneller Strich mit dem Zeigefinger auf der Karte, eine 50Stundenreise in der Realität.

Kaschmir ist ein zwischen Indien und Pakistan zerrissenes Land. Man warnt vor Terror. Die Militärpräsenz zeigt sich massiv, denn die Kaschmiri sind - unabhängig ihrer staatlichen Organisation- ein national selbstbewusstes, stolzes Volk.

Mein Gesprächspartner auf der Terrasse eines Hausbootes am Nagansee, am Rande der Hauptstadt Srinagar vermittelt mir sein Heimatgefühl mit dem einen Wort „Kaschmiri“ in der Art, wie er es spricht: mit scharfem „K“, offenem „a“ und rollendem „r“. Er strahlt dabei, seine Augen leuchten. Ein ganz und gar muslimisches Land, fernab von Indien so scheint es. Der Muezzin ruft zum Gebet mit Widerhall aus Dutzenden Moscheen. Über 6000m aufragender Himalaja mit Gletschereis und Schnee, reißende Bäche, saftiges Grün bis hinunter zum See in etwa 2000m Höhe: „in the shadow of paradise“, so fasst es die Plakatschrift vor meiner Nase knapp und poetisch: die Schweiz Indiens. Tagsüber in der Sonne um die 30°C, nachts stark abkühlend, mit dem Wunsch nach zwei dicken Wolldecken. Der Sommer hat begonnen und reicht bis Ende August. Baden im See trotz Wasserlinsenteppich und Schlingpflanzengewucher. Noch überwiegt, jetzt im Mai, das Angebot an Hausbooten in den unzähligen Seenischen die Nachfrage. Die Preise sind verhandelbar. Ich residiere für 12 Euro mit –allerdings etwas karger- Halbpension in einem Appartement mit Schlaf-, Wohn- und Esszimmer und einem Balkon dicht über dem See. Mein Gastgeber betont immer und immer wieder, dass wir Freunde sind, und er mein Heimatland, das er nie gesehen hat, liebt. Nach drei schönen Sonnentagen gibt es allerdings ein kleines Problem: Das von mir bewohnte Hausboot steht zur Renovierung an. Ich muss umziehen, und das neue Quartier zeigt sich ein gutes Stück primitiver. Ich akzeptiere lächelnd. Wir sind doch Freunde..., und dann verkauft er mir einen nicht eben preiswerten Ausflug ins Gebirge, eine längere Bootsfahrt zu den „schwimmenden Märkten“, mit Aufbruch in der Morgen-

dämmerung und danach das Rückreiseticket nach Kalkutta mit fettem Aufschlag. Ich lerne und genieße trotzdem. Die Geschichte mit dem teuren Bahnticket erinnert mich ein wenig an das deutsche System: Preiswerte Fahrkarten sind leider gerade ausverkauft, gegen einen angemessenen „Tipp“ aber immer zu haben. Und „Bakschisch“ ist hier selbstverständlich: für alles und jedes, besonders für die Handelspraxis mit Alkohol.

Ich hatte es versäumt, in Kalkutta ein kleines Fläschchen Brandy zur Anreicherung meines Abendtees zu erwerben. Nun zahle ich das Zehnfache, denn Kaschmir ist nahezu „trocken“, und von der kleinen Menge, die ich mir leiste, muss ich am Abend fast die Hälfte an einen indischen Bittsteller abgeben: auf Nimmerwiedersehen „leihen“. Besch... werden und doch Freund sein bezeichnet gleichsam mit einem Schlagwort die schwierige Gratwanderung im täglichen Umgang mit den Menschen hier. Man zahlt und lächelt immerhin im guten Gefühl, willkommen zu sein.

Dutzende Boote gleiten an meinen Kai und bieten, nicht eben unaufdringlich, ihre Waren an: Kaschmirshalws, kunsthandwerklichen Kleinkram bis hin zum Klopapier, das ich nach langem Feilschen für 30 Rps. erwerbe. So lasse ich mich eines Tages auch zum Kauf eines Glases Honig bewegen, der zwar dreimal so teuer ist wie bei ALDI, doch eben Kaschmirhonig, Urlaubshonig, denn die hiesigen Bienen bringen mir in diesem einen Glas den Duft der Blumen um mich her wie aus dem Füllhorn eines kleinen Paradieses. Stunde für Stunde sitze ich auf meinem Balkon, schaue auf den See und die Berge, lese, schreibe, rauche mein Pfeifchen und sauge –eingehüllt in Vogelgezwitscher, ganz ohne „Blow Horn“ - die Zeitlosigkeit, die mich wie ein Zauber umfängt. Reisen Sie niemals nach Indien! Reisen Sie nach Kaschmir, in eine mit Rosenduft umwirkte Ahnung einer unwirklichen Wirklichkeit.

P.S. Die Streik bedingte Tortur meiner Rückreise in überfülltem Zug (2 Tage, 2 Nächte!) nach 15stündigem Warten auf dem Bahnhofsgelände von Jammu, in unsäglich Hitze, als ein Sandkorn in der Masse von etwa zwanzigtausend Leidensgenossen..... alle damit verbundenen Anstrengungen, sie treten gleichsam in den Schatten dieses unvergesslich schönen Urlaubs in Kaschmir.

### **Baukunst im Slum: Kalkutta 2010/11**

Mein Indien-Reisebogen schließt sich. Ich bin noch einmal nach Kalkutta gereist, um alte Freunde wiederzusehen: Noor Shehan mit seiner Frau und seinen beiden kleinen Söhnen, Sarukh und seine Familie, den älteren Herren, der sich mit der Vermittlung von Touristenquartieren ein wenig zu seiner Rente hinzu verdient, Md.Masüm, den 20jährigen jungen Mann aus Bihar, der sich mit Gelegenheitsarbeiten durch den Tag schlägt, den Besitzer eines winzigen Tabakladens in der Sudderstreet, der mich mit holländischem Pfeifentabak versorgt, auch Nishri in seinem Internetladen, aus dem ich regelmäßig nach Hause telefoniere und viele andere, die ich nicht mit Namen und kaum von

Ansehen kenne, denen aber ich durch die vergangenen drei Besuchsjahre als „Pfeifenmann“ offenbar bekannt bin. „Hello, mister, how do you do?“ höre ich von rechts und links, wenn ich durch mein „Revier“ in der Sudderstreet, der Ghalibstreet und den vielen Gassen hin zum „New Market“ ziehe. Natürlich ist da viel „Anmache“ dabei: Geschäftstüchtigkeit und Bettelei und doch spüre ich auch ohne die Möglichkeit sprachlicher Verständigung, gewissermaßen als „Faktotum der Szene“ akzeptiert zu sein. Man bringt mir ohne lange Rückfragen „mixed showmin“ (Nudeln mit Gemüse) zu dem Bänkchen an der Straßenecke und danach den geliebten Bananen-Milchshake (Banana-Lassi), small talk mit „kitchen English“ eingeschlossen. Nicht unwichtig für mein Wohlbefinden: Das Dauerhupen der Autos stört mich kaum noch, bei der Wahl der Hotelzimmer suche ich allerdings nach ruhigen Hinterhoflagen. Ist morgens kein Wasser in der Leitung, dusche ich eben später, und auch Kakerlaken dulde ich inzwischen, seitdem ich spät abends und nachts die an der Toilettenwand huschenden Eidechsen entdeckt habe. Leben und Lebenlassen: Alles hat seine Ordnung. Mit gelassener Freundlichkeit und kleinem Trinkgeld wird sogar das Zimmer regelmäßig gekehrt, die verstopfte Toilette wieder flott gemacht oder der elektrische Schaltkasten mit gefährlich heraus hängenden losen Drähten repariert

Was gibt es sonst hier noch zu tun? Der Bau eines Toilettenhäuschens mit Waschraum für meinen Freund Sarukh ist versprochen, und Versprechen muss man halten, auch wenn sich der knapp 17jährige Ehemann (!) nicht immer wie ein Gentleman verhält. Die Sache wäre eigentlich einfach und mit einem ordentlichen Batzen Geld schnell zu regeln. Ich habe aber aus der Erfahrung mit dem Bau seines kleinen Häuschens, draußen vor der Stadt keine Lust, den „reichen Onkel aus Germany“ zu spielen. Ich werde die Baumaßnahme in allen Einzelheiten selbst in die Hand nehmen, und das kostet Zeit, ... viel Zeit.

„Only two, three days, then ready!“, erklärt mir der Boy. Packen wir’s also an! Zuerst werde ich mir sein Häuschen anschauen. Die Fahrt mit öffentlichen Verkehrsmitteln, bereits ausführlich in vielen Facetten geschildert, ist auch diesmal ein Erlebnis besonderer Art. Ich habe noch lange nicht ausgelernt. Zunächst ein paar Straßenzüge zu Fuß, dann mit einem „sharing“-Motortaxi („Tuk-Tuk“ sagt man dazu in Thailand) zum Regionalbahnhof „Circus Park“. Tausende dieser kleinen „Wespen“ schlängeln sich durch Kalkuttas Verkehrschaos. An vielen Ecken stehen sie bereit. Ein Augenzucken genügt, man zwängt sich hinein und los geht’s. Eine halbe Stunde etwa dauert die rasende Fahrt: hupendes Drängeln, Überholen nach abenteuerlichen Regeln: rechts, links, zwischendurch. Der Stärkere hat Recht, dabei dank erstaunlicher Reaktionssicherheit wenige Unfälle, wobei sich um ein paar Kratzer niemand sorgt. Einheitstarif: 7 Rps., das sind etwa 13 Eurocent. Es folgt ein Fußweg durch ein Gewimmel von Verkaufsständen: Pfefferminzbonbons, Schnürsenkeln, Suppengeschirr und Korbwaren über lebende Hühner, die zu Bündeln (die Köpfe nach unten) an Fahrrädern aufgehängt feilgeboten werden,

Gemüse und Obst, Reis, Mehl und Öl bis zu Dutzenden von Essensständen mit unglaublich reichem Fast food-Angebot, alles findet sich hier. Dann klettern wir über Eisenbahn-Nebengleise, vorbei an Wellblechhütten der Ärmsten, übersteigen eine Plastik-Müllhalde zum Bahnsteig hin. Die Reise in den überfüllten Waggons, die im Minutentakt aufkreuzen, dauert eine knappe Stunde und kostet 10 Eurocent. „Subhasgram“ heißt der Zielort und gehört immer noch zu Kalkutta. Mit einem Fahrradkarren holpern wir (wiederum nur für Pfennige) durch die schmalen Sträßchen des Dorfes, um danach in viertelstündigem Fußmarsch am Hause anzukommen; d.h.: noch nicht ganz. Eine weite Sumpflandschaft bietet sich dem Auge, und darin schwimmen einige Backsteinhäuschen. Ich ziehe meine Sandalen aus, kreppele meine Hosen bis über die Knie und los geht's, 150m quer durch den Sumpf. Enten stieben schnatternd zur Seite, Sarukhs Mutter hat uns erspäht und winkt. Die Reise ist geschafft!

Ich werde mit einem Glas Filterwasser empfangen, mein Magen würde sich mit dem normalen, sumpfigen Wasser, das indische Körper mühelos verkraften, kaum anfreunden. Das Haus der Familie präsentiert sich als ein offenes Zweiraumbauwerk aus Backstein auf gestampftem Lehm Boden, gedeckt mit Eternitplatten, die auch zwei schmale, den Zimmern vorgelagerte vergitterte Veranden schützend umschließen. Aus ihnen wird später eine kleine Küche auf der einen und ein Wohnzimmer auf der anderen Seite entstehen. Was dringend fehlt, das soll nun gebaut werden: ein Wasch- und Toilettenhäuschen über dem gegenüber bereits vorhandenen Schacht: ein „Plumsklo“ also, denn Abwasserleitungen gibt es hier nicht. Für den Augenblick behilft man sich für das Nötigste mit einem schmalen Landstreifen hinter den beiden seitlichen Bananenstauden oder dem Gelände einer angrenzenden Bauruine. Zum Schutz gegen das Wasser im sumpfigen, Schilf bewachsenen Umland werden wir zunächst ein massives Fundament bauen, das auch in der Regenzeit nicht „untergeht“. Was aber heißt: „Wir“! Lassen wir uns überraschen. Wir schreiben heute Mittwoch, den 10. November, ich habe auf den Eingangsstufen Platz genommen, süffele mein Glas Wasser und warte. Es ist kurz vor Mittag. Sarukh sitzt mit Mutter und einigen jungen Männern aus der Umgebung auf dem großen Raum füllenden Bett, nebenan kümmert sich seine Frau ums Mittagessen. Sie hockt auf dem Lehm Boden vor einem Petroleumkocher, schält und schneidet Kartoffeln und Gemüse, singt ein Liedchen dabei. Eine durch und durch gemütliche Atmosphäre. „Wir brauchen Ziegelsteine und Zement“, rufe ich meinem Freund zu. „Is coming!“ antwortet er. Die nächsten beiden Stunden geschieht nichts weiter, d.h. doch: Wir essen schließlich. „Ruma“, so heißt sein Ehefrau, nimmt den großen Reistopf vom Feuer, verteilt kleine Schüsselchen mit Eiern in scharfer Currysauce und das bis zur Unkenntlichkeit zerkochte Gemüse um sich her. Vorher hat sie den Raum gefegt, die Hühner aus dem Zimmer geschickt (ja, die gibt's auch hier!) und eine Matte ausgebreitet. Wir sitzen auf dem Boden. Eine Schale mit Wasser wird herum gereicht, um die „rechte“, die Esshand zu reinigen, die nun das Essen höchst geschickt, Reis und Zutaten mischend, zum Munde führt. Mir gibt man „natürlich“ einen Löffel, den

ich sofort wiedererkenne. Ich hatte ihn Sarukh vor 2 Jahren kurz vor meinem Heimflug als Andenken geschenkt. Das Essen schmeckt und ist reichlich. Händewaschen: Wasserschale und Handtuch werden herumgereicht. Wir hocken auf der Bastmatte und palavern. „Tigatsche!“ – „gut!“. Mehr kann ich zur Unterhaltung in Hindi nicht beitragen. Ich schmauche mein Pfeifchen und übe mich in Geduld. Ruma kocht köstlichen süßen Milchtee. Teetrinken und warten, die Zeit verrinnt. „What is with the breaks und the cement? frage ich. „Later!“ antwortet mein Freund, und dann erfahre ich, dass der Baustoffhandel um 17 Uhr öffnet. Es wird Abend, ich werde eingeladen zu übernachten. Es gibt „Tschapati“ (Fladenbrot), eingetunkt in Dhal (Erbsensuppe). Ruma richtet mein Nachtlager auf der Matte. Mit Kissen, Decke und Fliegenschutznetz. Man geht früh zu Bett. Es wird schon um 18 Uhr dunkel, und wir haben nur 2 Petroleumlichter und natürlich keinen Strom. Sarukhs Freunde, seine Ruma und die Mutter haben es sich im Nachbarzimmer auf dem Bett gemütlich gemacht. Lachen und Hindigequassel dringt zu mir hinüber und wiegt mich in den Schlaf. Morgen früh um 7 Uhr wird man Steine und Zement bringen.

Noch vor Sonnenaufgang, um 5 Uhr etwa, weckt mich Sarukh. „Have shower!“ ermuntert er mich. Die Wasserstelle: ein mit Schlieren und Wasserlinsen bestandener Tümpel gleich nebenan (auch für die Nachbarfamilie und deren Entenschar) lockt mich nicht gerade, denn man wäscht hier auch die Wäsche und spült das Geschirr. Ich verzichte, lehne mich an einen Reissack in der Zimmerecke und zünde mein Morgenpfeifchen an. Ruma bringt Tee... und dann kommt tatsächlich und sogar pünktlich das Baumaterial: mit Lastenaufsatz auf Fahrrädern, 700 Backsteine und 4 Sack Zement in Körben auf dem Kopf durchs Wasser bis zum Haus getragen. Bis gegen Mittag ist es geschafft und eigentlich könnte die Arbeit nun beginnen. Es stellt sich aber heraus, dass Sarukh gar nicht mauern kann. Ein Maurer mit seinem Gehilfen wird erwartet... für Samstag, denn heute Nachmittag fängt er nicht an und am morgigen Freitag ist für Moslems Feiertag.

Ich fahre nach dem Mittagessen, für das ich mit meinem Freund auf dem nahen Markt Fisch gekauft habe, zum Hotel zurück; keineswegs alleine. Drei seiner Freunde wollen mich unbedingt begleiten: nicht nur bis zum Bahnhof von Subhasgram, vielmehr auch für die einstündige Bahnfahrt nach Kalkutta. Sogar das Ticket kaufen sie mir. Mein Besuch muss schon ein sehr exotisches Flair haben, anders kann ich mir solche Zuwendung nicht erklären.

Telefonisch habe ich dann erfahren, dass der Maurer zwar am Samstag erschien, allerdings nur zur Besichtigung der Baustelle. Die Arbeiten selbst begannen mit 2 Mann am Sonntag, dauerten 5 Tage und kosteten 40.- Euro. Es bleibt allerdings für die nächsten Monate noch viel zu tun. Wenn der Wasserspiegel in der gerade erst begonnenen Trockenzeit sinkt, wird mit Schotter, Sand und Zement zur Anbindung an das Wasch- und Toilettenhäuschen ein Weg gebaut. Der muss wohl mindestens einen halben Meter hoch gesetzt werden, damit man schließlich auch in der Regenzeit trockenen Fußes das gewünschte Ziel erreicht. Auch fehlt noch ein Dach, eine Tür....: Es fehlt noch so viel. Der „Geldhunger“

der Familie ist gewaltig und treibt mich an den Rand meiner Hilfsmöglichkeit. Mein Kopf streitet nun weiter mit meinem Herzen um die Grenzen sozialer Zuwendung, und in diesem Widerstreit meines Fühlens und Denkens verlasse ich Kalkutta... für diesmal: „Ade! India“.

## **Kalkutta 2012**

„Same, same“, pflegt Sarukh zu sagen, um den täglichen Existenzkampf der Menschen in seinem Umfeld zu beschreiben: „Es hat sich nichts verändert“. Genau deshalb aber bin ich wieder in die Sudderstreet gereist, denn es hat sich Entscheidendes verändert. Das Szenario ist zwar gleich. Man erkennt mich an meiner „Pfeife im Maul“ und begrüßt mich als alten Bekannten. Die Bettler sind noch da und die toten Ratten auf dem Gehsteig, dazu -schon beim ersten Rundgang- ein toter Hund, über den ich stolpere. Ein Junge mit Wasserkessel und vollem Teetablett kann gerade noch ausweichen. Die Menschenmassen am „New Market“ und der in grelles „blow horn“ getauchte chaotische Verkehr, durch den man sich Schritt für Schritt kämpfen muss: Alles beim Alten. Verändert haben sich die Lebensbedingungen für meinen jungen Freund.

Er hat zwar jetzt „ein Dach überm Kopf“ und sogar einen kleinen Job als Wasserträger für knapp 50.- Euro im Monat, doch seine Gesundheit ist ruiniert. AIDS heißt der vernichtende Befund. Ungeschützter Verkehr mit einem indischen Jungen aus der Nachbarschaft.

Es geht dabei weniger um moralische Bewertung ehelicher Treue. Muslemische Machos dürfen sich ungestört und jenseits der Gefühlswelt ihrer Frauen nach Belieben in jeder Richtung austoben. Nein, es geht um sein Überleben, und die Chancen stehen schlecht. Die Bluttests sprechen eine deutliche Sprache. Und da ist noch etwas, das sich in meinem Kopf und Herzen dreht: Sarukh hat einen Sohn gezeugt, der in diesen Tagen 7 Monate alt wird und seinen Vater wohl nie richtig kennenlernen wird. Was soll aus seinem gerade begonnenen Leben werden, und wie kann es mit der Familie weitergehen?

Vor 1 Jahr sah ich den jungen Mann als kraftstrotzenden Bauhandwerker an seinem bescheidenen Häuschen. „Packen wir's an!“ Zukunftsfreudiger, strahlender Optimismus. Nun sitzt der 18Jährige als „Häufchen Elend“ vor mir. Er ist deutlich schmaler geworden und seelisch mitgenommen. Traurig sieht er mich an. Die Bitte um Hilfe sticht aus seinen dunklen Augen, und ich kann vielleicht ein wenig lindern, doch nicht entscheidend helfen.

„That's life! – selbst Schuld!“ – Ein anonymes Schicksal scheint damit hinreichend beschrieben. Wenn man allerdings einen so geschlagenen Menschen seit Jahren kennt und begleitet, vertrocknet jedes urteilende Wort auf der Zunge. Ich fühle mich im Grenzbereich menschlicher Existenz.

Lust und Dummheit sind ein verteufeltes Elixier, und das Teuferl sitzt im Bodensatz. „Gestatten Sie, Glück ist mein Name“, sagt es, und der Name ist Teufelsprogramm. „Kostenlos nur heute und hier, mein Herr, greifen Sie zu!“ Und die Flaschen verkaufen sich wie warme Semmeln. Man öffnet sie und genießt. Denken ist Glückssache. „Glück gehabt, mein Lieber! Lassen Sie aber

in Zukunft die Finger vom Roulette und gehen Sie nach Hause!“ Neues Spiel , neuer Gewinn? Ich habe ein Hufeisen im Gepäck. Ich rauche, mein Nachbar stirbt an Lungenkarzinom. Ich trinke, den Kumpel packt's an der Leber. Ich bocke... - „Pech gehabt, mein Freund, doch trösten Sie sich, man kann nicht immer gewinnen! Ein Packerl voll Freud, ein Packerl voll Leid. So ist es im Leben.“ Das Glück ließ ihn einfach stehen donnerte an ihm vorbei zu Tal wie ein unbemooster Stein, riss alles mit sich, was nicht tiefe Wurzeln hatte, und das Flaschenteuflerl lachte. „Muss ich schon gehen?“ – „Die Sanduhr läuft“, sagen die Ärzte und machen ernste Gesichter. „Du kannst der Schlange nicht entkommen, musst aber auch nicht auf sie starren, bis sie zupackt“, sage ich ihm. Dann fahren wir zu ihm nach Hause und machen Dutzende Fotos von seinem Söhnchen. Ich drucke sie aus, und das schönste trägt er in seinem neuen Geldtäschchen, das ich ihm geschenkt habe, spazieren. Wir werden eine schöne Reise zusammen machen, nächste Woche dampfen wir auf die Andamamen.

Sie kennen die Andamanen? .... Wo liegen sie eigentlich? ... Rasche Antwort: 1000 km südöstlich von Kalkutta im Indischen Ozean: genauer: im Golf von Bengalen. Diese und die folgenden Informationen sind im berühmten „Lonely Planet“ nachzulesen. Berühmt, oder vielmehr berüchtigt hat sie wohl der Tsunami zu Weihnachten 2004 gemacht. Ein starkes Seebeben hatte die nordöstliche Spitze von Sumatra erschüttert, die nachfolgende Flut verwüstete - wie im Fernsehen dokumentiert- Teile Indonesiens, Sri Lankas, der Malediven, Südthailands, Indiens rund um den Golf von Bengalen, besonders die südlichen Andamanen und flachen Nikobaren, die in einem heftigen Nachbeben besonders heftig überströmt wurden. Mehr als 6000 Tote waren zu beklagen, tausende Vermisste und Obdachlose verzeichnet die Statistik. Die wenigsten Opfer gab es offenbar unter den vielen indigenen Völkern auf den kleineren Inseln, die sich, frühen Zeichen der Natur folgend, in höher gelegene Gebiete retten konnten, bevor die Flutkatastrophe über das Land hereinbrach.

Die Andamanen und Nikobaren sind -geologisch betrachtet- die Gipfel einer 1000 km langen unterseeischen Gebirgskette, die sich zwischen Myanmar und Sumatra erstreckt. Die in diesem Bereich immer wieder auftretenden Erdbeben beruhen auf der Verschiebung der indischen Platte im Westen unter die birmanisch-andamanische Platte im Osten, ein Erdbebengebiet mit langer Geschichte, das die Menschen wohl auch in Zukunft bedrohen wird.

Wenn es Touristen trotzdem hierher zieht, so beruht das auf der besonderen Schönheit der Natur, die ich nun mit Sarukh zusammen entdecken möchte. Man erreicht die Hauptstadt Port Blair mit einem kurzen, teuren Flug oder einer 4tägigen Schiffsreise, die man in der billigen „Bunkklasse“, der 2., der 1. oder schließlich in der Luxusklasse buchen kann, für die ich mich trotz schmalbrüstiger Reisekasse entschieden habe. Der 50%ige Preisnachlass, der Reisenden über 60 Jahren (übrigens auch in allen Zügen der indischen Staatsbahn) gewährt wird, erleichtert die Entscheidung. Die Luxuskabine, auf deren Ausstattung ich gespannt bin, kostet durch diese Ermäßigung knapp 60

Euro, für Sarukh allerdings das Doppelte. Was wird uns auf dieser Seereise erwarten? – Zunächst das Erlebnis der Buchung selbst.

Wir wühlen uns durch den brodelnden Verkehr zur Schiffsagentur und stehen nach einstündiger Wartezeit im Vorraum, der das Büro selbst durch eine Glasfront abtrennt. Darin sitzt ein geschäftiger Angestellter hinter seinem Computer, in heftige Arbeit vertieft. Ich grüße freundlich. Keine Reaktion. Ich schaue auf die Uhr. Die Öffnungszeit stimmt: 14 Uhr. Vielleicht gehen hier ja die Uhren anders? Hinter uns sammelt sich stumm wartend eine stattliche Kundengruppe. Wir warten höflich und ebenfalls schweigend. Der Zeiger der großen Wanduhr rückt mittlerweile auf 14.10 Uhr. „Sind wir hier falsch?“ entschieße ich mich, durch die kleine Schalteröffnung dem Menschen am Computer zuzurufen. Er schaut kurz auf und macht eine Handbewegung, mit der man lästige Fliegen zu verscheuchen pflegt. Weiter geschieht nichts. Wir bescheiden uns. Der Meister holt einen Aktenordner aus der Schublade, blättert darin, kratzt sich dabei aufwändig an seinem linken Ohr, legt den Ordner dann zur Seite... Jetzt wird er auf uns zukommen, denke ich hoffnungsvoll. Sicher können im Leben nicht alle Hoffnungen in Erfüllung gehen, in unserem Falle auch nicht. Der freundliche Kundenberater wendet sich nicht uns zu, dreht sich vielmehr zum Fenster und schaut interessiert hinaus. Es ist nun 14.20 Uhr, und wir warten weiter. Untertänig zu warten, scheint mir inzwischen eine indische Generaltugend zu sein. Es gibt erstaunliche Parallelen zur Art und Weise der Amtsführung eines Postbeamten, bei dem ich sehr viel Geduld aufwenden musste, bevor er mir -in einem Anfall von Arbeitswut sein Briefmarkenalbum öffnend- die freundliche Aufforderung „money“ entgegenschleuderte. Immerhin konnte ich in diesem Fall den Vorgang schon nach etwa 15 Minuten abschließen, nach einer Diskussion, die sich neben der Schwierigkeit der schriftlichen Ausrechnung des für 2 Postkarten fälligen Betrages und der Wechselgeldproblematik vor allem mit der Hilfswilligkeit meines Freundes bei Anheftung der Marken auf den Karten befasste. Indische Briefmarken haben nun mal keine „Klebe“. Wir wollen uns in diesem Kontext nicht verlieren. Zurück also zum Schalter der Schiffsagentur im Hafen von Kalkutta.

Um 14.35 entschließt sich der Bürochef, seine wartenden Kunden zur Kenntnis zu nehmen. Er reicht mir wortlos ein Formular, das ich vermutlich ausfüllen soll. Die Arbeit ist schnell erledigt. Ich reiche ihm meinen Bogen und die mitgebrachte Kopie meines Reisepasses. Er legt beides zur Seite und widmet sich nun zuerst einmal intensiv dem Tee, den man ihm in einer wunderschön bemalten Porzellantasse gereicht hat. Sie entspricht deutlich seinem gehobenen Rang, denn das niedere Volk schlürft den Nelken- und Zimt gewürzten Milchtee aus Plastik- oder Tontöpfchen, die nach dem Genuss weggeworfen werden. Ästhetischer Hochgenuss für unseren Freund, der offensichtlich an diesem schweren Arbeitstag gut gelaunt ist. Mit den Fingern der linken Hand trommelt er einen anmutigen Rhythmus auf die Tischplatte, lehnt sich in seinem Sessel zurück, streckt die Beine lang aus und intoniert eine Melodie, die in beachtlicher Variationstechnik das Wort „wonderfull“ umspielt. Die rechte Hand ist

abwechselnd mit dem Teetässchen und –man höre und staune- mit dem Lesen des ausgefüllten Formulars und der Passkopie beschäftigt. „You need one more copy“, sagt er schließlich, und das sind die ersten Worte, die er überhaupt an mich richtet. „Man sagte mir, dass ich nur 1 Kopie benötige“, antworte ich - ziemlich erschrocken- in der aufblitzenden Überlegung, wie die denn so rasch zu beschaffen sei. Mein Gegenüber wiegt sein Haupt hin und her, und ich bin einer Panik nahe, möchte nicht etwa weggeschickt werden und die ganze Prozedur noch einmal durchleiden. Nach unseren Gepflogenheiten bedeutet Kopfschütteln ja Bedenklichkeit oder gar Ablehnung. Ich hole tief Luft und atme doch schließlich auf, denn das Wiegen seines Kopfes, das sich nun sogar mit einem Lächeln verbindet, heißt nach indischer Lebensart: „Ja, keine Sorge; das schaffen wir schon!“ Er beauftragt Sarukh mit der Besorgung der nötigen Kopie und erklärt mir ausführlich, dass er das zweite Exemplar zur Beantragung der mir in meinem Alter zustehenden Ermäßigung brauche. Ich wusste das, wie schon dargelegt, ja schon. Erleichtert, ein wenig glücklich sogar macht mich deshalb vor allem die positive Wendung der Aktion insgesamt: Der Meister redet wirklich mit mir und lächelt sogar immer noch! Welch ein Hochgefühl! Sein Wohlwollen schwingt über den Schreibtisch zu mir herüber. „Jetzt werde ich die Tickets bald bekommen“, freut es sich in mir, und 15.05 zeigt die Uhr. Meine Versuche, einen „small talk“ in Gang zu halten, scheitern an der stoischen Gefühlslage des „Mr. Wonderfull“, so will ich ihn einmal nennen. Die übrigen Besucher sind inzwischen wie von Zauberhand aus dem Vorraum verschwunden. Ich nehme an, die billige „Bunkklasse“ war ausverkauft. Da wurde man sich wohl schnell handelseinig. Wir warten auf die zweite Passkopie, die Sarukh etwa 10 Minuten später bringt. Mr.W. greift zum Telefon, ein Angestellter erscheint, nimmt meine Papiere und verschwindet damit in hintere Gemächer. Das Geräusch eines Druckers dringt an meine Ohren. „Oh!“, denke ich: „Unsere Fahrscheine werden ausgedruckt.“ Nichts dergleichen. Wir sitzen uns ohne weiteren Gedankenaustausch gegenüber, Sarukh hält sich auf einem Stuhl im Hintergrund. Wie aus der Ferne dringt der Verkehrslärm, vor allem das beständige Hupen der Autos, durch die Schall gedämpften Fenster. Fingertrommeln auf der Tischplatte und leiser, sehr gemütvoller „wonderfull-Gesang“ legen sich als schläfriger Schleier über die Szene, die langsam, aber beständig in die Zielgerade der vorgegebenen Dienstzeit einmündet. Um 16 Uhr ist Schluss, und die Zeiger der Wanduhr tuckern auf 15.45 Uhr zu. Der Bürochef wird doch meinetwegen keine Überstunden machen?! Nein, die Tickets werden 5 Minuten später gebracht, doch Mr.W. entdeckt einen Druckfehler und schickt seinen Mitarbeiter mit einer scheuchenden Bemerkung hinaus. Wir sind jetzt Beide etwas unruhig doch kein wirklicher Grund zur Sorge. Die Fahrkarten haben offenbar die Zeichen der Zeit erkannt und erscheinen pünktlich zum Ende des anstrengenden Büroschlafes meines Freundes, ja sogar 3 Minuten früher auf dem Chefschreibtisch. Kurze Instruktion zum Termin der Einschiffung und Abfahrt. Zärtlich bedeckt mein Freund seinen Computer mit einem grau-grünen Leinentuch und packt seine Aktentasche, während ich mit Sarukh und einem

Stoßseufzer der Erleichterung das Büro verlasse. „Asse!“ sagt Mr.W. in bestem Bengali und ich antworte mit dankbarem Kopfnicken: „Good bye!“. Die „Geschäftigkeit“ der Schiffsagentur begleitet mich als beglückender Kontrapunkt zur hupend bedrängenden Außenwelt der Straße, die uns mit Schmutz und Massengedränge aufsaugt wie ein Schwamm, und ich erspüre in beiden Erscheinungen etwas von der Dialektik des „Indian way of life“.

Die Tage bis zur Abreise rinnen dahin. Ich stöbere in den umliegenden Bookshops nach Büchern in deutscher Sprache. Vergeblich. Entweder sind die angebotenen Titel uninteressant oder zu teuer. So kostet z.B. der „Zauberberg“ von Thomas Mann, den ich gerne wieder lesen würde, stolze 10 Euro. Ich verzichte. Das Internetcafé, gleich neben meinem kleinen Hotel, sieht mich täglich als Kunden, ich höre, auf meinem Laptop gespeicherte, klassische Musik, spaziere zum „New Market“, um Essen einzukaufen und genieße am Abend „Mixed Chowin“ oder Tomatensuppe am Essenstand gleich gegenüber. Oft besucht mich Sarukh. Meist kämpft er gegen Kopfschmerzen und in Übelkeit getauchte Magenkrämpfe an, liegt dann apathisch auf meinem Bett, und wenn die Medikamente, die wir eingekauft haben, zu wirken beginnen, schläft er für Stunden.

Bei einem Besuch in Subhasgram stelle ich erschrocken fest, dass sich baulich nichts verändert hat. Ich erfahre auch den Grund: Einen Weg vom Haus zur Toilette zu bauen, ist nicht hilfreich, weil das gesamte Grundstück während der Regenzeit vollständig unter Wasser taucht. Man muss in diesen Monaten für jeden Toilettengang, jede Besorgung hüfthoch durch die Müll verseuchte Flut waten: unvorstellbar eigentlich, und mein Herz kämpft mit meinem Kopf, der rasch die große Summe überschlägt, die zur Sanierung notwendig ist: eine etwa 1 m hohe und 50 m lange Mauer rund um das Grundstück müsste gebaut werden ... und wird nun gebaut. „Du hast genug getan“, sagt der Verstand. „Irgendwie werde ich das Geld in den nächsten Monaten zusammenkratzen“, entscheidet mein Gemüt. Die Arbeiten haben bereits begonnen. Wenn wir von den Andamanen zurückkommen, werden sie fertig gestellt sein. Die fälligen Beträge zahle ich den Arbeitern -ohne bedenklichen Umweg über die geldhungrige Familie- direkt aus, mag mein Kontostand auch noch so weinen. Ich halte das Baby Sarukhs auf dem Arm und denke mir: „Uns geht’s noch ‚Gold‘!“

Unvergesslich bleibt mir die letzte Nacht vor der großen Seereise. Mein Hotelzimmer verfügt über eine Fanbelüftung, die manchmal mit lautem Scheppern sogar funktioniert. Das Geräusch stört mich ungemein, deshalb bleibt sie meist ausgeschaltet, und ich lasse die Tür zum Flur auf, um nicht zu ersticken. Der Fan in der Rezeption gegenüber arbeitet etwas freundlicher für meine Ohren und könnte ein kühles Lüftchen zu mir herüber wehen, wenn nicht ... Da sitzt nämlich meist der 20jährige Sohn des Chefs bei der Arbeit, vielmehr in kampfesstarke Computerspiele vertieft. Dem ist es mit Fan zu kalt. Kaum angestellt -die Wünsche eines Gastes sind schließlich Befehl!- drückt der hoffnungsvolle, wohl zukünftige Boss auf den richtigen Knopf, und der ersehnte Luftstrom versiegt augenblicklich. Ein indischer Kopf kann sehr beharrlich sein,

ich allerdings auch, und so wogt die wenig freundliche Auseinandersetzung hin und her: mal zum Wohle des Einen, mal zu dem des Anderen.

Ich möchte nun aber von der letzten Nacht erzählen, für die der Fan meines Zimmers die Hauptrolle spielt. Am Nachmittag hatte ein Elektriker ihn repariert. Er lief jetzt etwas leiser und ich sank gegen 22 Uhr unter seinem Fächeln in Morpheus Arme. Es muss wohl gegen Mitternacht gewesen sein, da ich von wirklich ohrenbetäubendem Lärm geweckt wurde. Ich schalte das Licht ein, mein Fan bewegt sich nicht. Der Übeltäter wird also im Flur sitzen, oder in einem der Nachbarzimmer, denke ich. Müde und fluchend schleiche ich über den Gang. Nichts. Stille überall, nur nicht in meinem Zimmer. Da kracht und scheppert der nicht funktionierende Fan, wie von Geisterhand in Szene gesetzt. Das Geräusch kommt von oben, von der Decke. Ich gehe der Sache nach, bin jetzt völlig wach. Um den dicken Stab des Belüfters kleben über eine Fläche der Zimmerdecke von etwa einem halben m<sup>2</sup> hin alte Zeitungen. Man darf den baulichen Zustand meiner Billigquartiere nicht zu genau nehmen. Ich wusste davon, las zuweilen, im Bett liegend, über mir die Schlagzeilen der merkwürdigen Deckenverkleidung. Es waren Texte des „Kolkata-Telegraph“, die vermutlich Schimmel überdecken sollten. Was steckt wirklich dahinter, - oder besser-, darüber? Ich tappe im Dunkeln zur Stiege, die zum Dachboden führt, stolpere über altes Gerümpel und muss die Aktion doch zunächst einmal abbrechen, weil sie mir ohne Licht zu gefährlich erscheint. Ich bin ziemlich wütend, rufe laut nach dem Hotelboss, rüttele an Türen, aus denen verschlafene Gesichter auftauchen, die den Störenfried mit deutlich unfreundlichen Kommentaren in ihrer Landessprache „Bengali“ bedenken. Der einzige Englisch sprechende Zeitgenosse, ein australischer Tourist, bemüht sich zwar, aber doch vergeblich und gibt mir zuletzt den freundlichen Rat, Ohrenstöpsel zu benutzen. Ich danke ihm, packe mein „Ohropax“ aus und stopfe es tief in beide Gehörgänge, vergrabe mich im Kopfkissen und versuche, das schetternde Geräusch mit Nichtachtung zu strafen. Keine Chance. Meine Nerven liegen blank. Es ist inzwischen 1.30 Uhr. Ich schleiche wieder zur Rezeption, wühle in den Schubladen und werde fündig: Ein Kerzenstummel fällt mir in die Hände. Er wird meinen erneuten Vorstoß zum Dachboden erleuchten. Ich klettere die wackelige Stiege herauf, halte mich an den einzelnen Dachbalken fest und sehe nun mein Zimmer von oben. Ich kann es durch die Zeitung lesen, die ich zuvor nur von unten an der Decke gesehen habe. Sie verdeckt nicht schimmelige Stellen, ersetzt vielmehr ein beachtliches Stück meiner Zimmerdecke. Nur wenige Schritte, und ich wäre von oben hindurch gesaust: direkt auf mein Bett. Eine interessante Vorstellung, sein Zimmer durch die Decke zu betreten! Wie gut, dass -wie zur Warnung- das Licht im Zimmer brennt, und dann habe ich ja noch meine Kerze. Sie weist mich in wenigen Augenblicken zur Lärmquelle. Der Stab des Fan ist dank der fachkundigen Reparatur des Elektrikers, von der ich berichtet habe, aus der Halterung gesprungen und rast, auf vollen Touren um sich schlagend, gegen die Blechverkleidung des Hausdachs. Ich packe ihn und zwingen ihn zurück in seine Verschraubung. Er scheint beleidigt und stellt

seinen Betrieb augenblicklich ein. Stille. Absolute wohltuende Stille. Ich wische eine imaginäre Träne der Erleichterung aus den Augen und denke gerührt über meine offensichtlich bisher latent gebliebenen technischen Fähigkeiten nach. Der Rest der Nacht hüllt mich in friedlichen Schlaf, doch die Geschichte ist noch nicht zu Ende erzählt.

Mein Fan, bei dem ich mich hiermit herzlich bedanke, meinte es gut mit mir. Er wartete genau bis zum Zeitpunkt meines seligen Erwachens gegen 7.30 Uhr, um mit einem Donnerschlag in seine Koboldstellung zurück zu fallen. Der Boss stürzt herzu: „What happened?“ schreit er, um das Fangeräusch zu übertönen. Mit beiden Händen ergreife ich meine große Chance, indem ich ihm erkläre, dass ich die ganze Nacht kein Auge zu getan hätte ob des Lärms... „und wenn ich von den Andamanen zurückkomme, verlange ich eine kostenlose Übernachtung!“ – füge ich hinzu. Erschrocken stimmt er zu, und auf diese Weise wird die ja tatsächliche nächtliche Ruhestörung, einschließlich meiner genialen Reparatur sogar bezahlt werden.

Für den Abreisetag bleibt mir vor allem die nostalgische Straßenbahnfahrt zum Hafen in Erinnerung. Als kleiner Junge durfte ich in meiner Heimatstadt W. im Führerstand der Linie 7 kostenlos eine Haltestelle weit den Bierstadter Berg hinauf mitfahren, wenn „mein“ Fahrer Dienst hatte, und ich wartete oft lange, sehr lange auf diese Gelegenheit, weil ich manchmal mit dem Fuß die Klingel bedienen und einmal sogar mit dem Fahrhebel „Gas geben“ durfte: Einstieg an der „Blumenstraße“, gleich neben der Volksschule, vorbei an meinem Elternhaus in der Juliusstraße, bis zum „Felsenkellerchen“, einer alten, damals noch selbständigen Brauerei kurz vor der Alwinenstraße. Das waren Ereignisse mit Herzklopfen, unvergesslich in mir eingegraben, ähnlich den Fahrten mit der Oldtimerlinie 28 in Lissabon. Sie gehörten zum festen Bestand touristischer Aktivität in dieser Stadt, da ich in den 90er Jahren dort als „guide“ tätig war, Aihrem Schmalspurgleis in die Altstadt hinauf, vorbei an der Kathedrale zu Aussichtspunkten auf die Unterstadt und den Hafen.

In Kolkata habe ich sie also wieder entdeckt, die elektrischen Ungetüme aus den 40er Jahren, die ich so liebe.

Die Einschiffung zu unserer großen Seereise verlief nach indischer Verwaltungsorder so gründlich wie nur denkbar. Um 14 Uhr zwängte sich die 1000köpfige Menschenmasse -von Ordnern in wohl 1 km langer Schlange gebündigt- durch das schmale Eingangsgatter in die wohl 2 Fußballfelder große Wartehalle. Passkontrolle, Scanning des Gepäcks und schließlich Einweisung in die gebuchten Quartiere, das alles dauerte mehr als 4 Stunden. Die wenigen ausländischen Fahrgäste hatten es da leichter; allerdings weniger aus Menschenliebe, denn aus munterem Geschäftssinn. Dank Sarukhs Dolmetschhilfe tauchte wie aus dem Nichts ein tüchtiger „Insider“, schleppte unser Gepäck und lotste uns für stattliche 100 Rps an den wartenden, drängenden Indern vorbei, direkt zu den Beamten der Immigration Police, die alle weiteren Formalitäten ziemlich rasch erledigten. Nach knapp 2 Stunden schon bezogen wir unsere Luxussuite auf Deck 5. Es war fast so groß wie ein

Abteil der von jeweils 20 Indern bewohnten Bunkklasse. Eine gemütliche Sofaecke, Schränke, Schreibtisch, ein Kühlschrank sogar und ein hinreichend sauberes Badezimmer zu alleiniger Verfügung: Luxus in der Tat. Wir lagerten zusätzlich zu unseren Sachen einige Gepäckstücke eines ukrainischen Backpackerpärchens, das uns darum bat und genossen im Übrigen für ein reichliches Trinkgeld die Serviceleistungen eines Butlers, der jeden Tag nach uns schaute. Für die Bettdecken, sprich: alte, zerrissene Woldecken, 200 Rps als Pfand zu hinterlegen, bleibt mir allerdings als eine kleine Merkwürdigkeit im Gedächtnis, als ein Hinweis auf indische (nennen wir es) Gepflogenheiten, alles, was nicht niet- und nagelfest ist, in eigenen Besitz zu überführen. Die lange Liste der „Doe’s and Donts“ auf einem Merkblatt an der Wand zeigt in diese Richtung:

Es ist nicht erlaubt, die Spiegel im Badezimmer, Haltegriffe, Seifenhalter oder Teile der Fanbelüftung abzumontieren, die Lampenbirnen auszusrauben, Haltegriffe zu entfernen, Batterien, Lichter und Pfeifen der Rettungswesten zu entfernen, Dass man nicht auf den Boden spucken soll, scheint indessen als eine Selbstverständlichkeit, wenn sie auch indischer Sitte entgegen steht. Der Hinweis auf absolutes Alkoholverbot weist auf ein umfassendes indisches Problem, dem man wohl restriktiv begegnen muss. Auch das Rauchen ist nur an wenigen Stellen des Oberdecks gestattet. Keinesfalls darf man Reisende der Bunkklasse mit aufs Zimmer nehmen: sei es auch nur zum Duschen oder zur Toilette. Das Laden von Handys, Computern und dergleichen ist nur in dazu bestimmten Räumen gestattet. Elektrische Wasserkocher sind verboten, Kochen in den Kojen oder die Aufbewahrung von Lebensmitteln in den Kojen sowieso: Achtung: allgegenwärtige Kakerlaken selbst in der Luxusklasse! Das Betreten des Restaurants nur zu den Essenzeiten und keinesfalls alkoholisiert usw. Der indische Chefpurser, mit dem ich am zweiten Abend in seiner Koje, in die er mich eingeladen hatte, ein nachdenkliches Gespräch über solche Sachverhalte führte, zeigte einige der ungeheuren Kraftanstrengungen auf, derer es offenbar bedarf die Ordnung an Deck für so viele Menschen im Griff zu behalten.

Dass ich mich nicht strikt an diese Vorschriften gehalten habe, sei am Rande erwähnt. Ich habe in meiner Suite geraucht und dabei den Rauchmelder dadurch überlistet, dass ich es mir dabei mit meiner Pfeife auf dem Sofa direkt unter der Fanbelüftung gemütlich machte. Der Rauch verwirbelte auf diese Weise, ohne den Rauchmelder in Zimmermitte erreichen zu können. Natürlich habe ich auch Kaffee gekocht und meine elektrischen Geräte geladen. Schließlich ist die Ordnung für den Menschen da und nicht umgekehrt.

Die Seereise verging wie im Flug, mit dem wir nach Kalkutta zurückreisen werden. Die Preise sind ähnlich.

Port Blair ist die Eingangstür zu den Andamanen. Wir haben den „Wandoor-Nationalpark“ als Besichtigungsziel ausgesucht. Fahrt auf einem mittelgroßen Kahn durch eine Urwald gerahmte Bucht der Andamanensee hin zu einer kleinen Trauminsel. Es gibt hier so viele davon: den farbigen Prospekten nach zu schließen jedenfalls. Gelegenheit zum Schwimmen, Schnorcheln, dazu in

einem kleinen Glasbodenboot Korallen und bunte Fische bestaunen, das stand uns vor Augen: eine schillernde Seifenblase farbiger Märchenphantasie, und es wurde tatsächlich ein wunderschöner Sonnenausflug in glasklares Wasser des indischen Ozeans. Geben Sie sich dieser Imagination hin, wie sie von der plakativen indischen Tourismuswerbung mit dem Slogan „incredible India!“ blumig umschrieben wird. Zugegeben: Die Definition „incredible“ hält zumindest für europäische Hirne einem dialektischen Diskurs wohl nicht stand, aber unglaublich war es denn doch, was auf einem etwa 200 m langen Sandstreifen alles Platz finden konnte. Wir ankerten mit etwa 100 Gästen an Bord. Ein gleich großes Schiff hatte bereits angelegt und so verteilte sich die Menge „locker“ auf die verfügbaren Sandkörner und das seichte Wasser der Palmen bestandenen Bucht, in der man schon bald, in kleinen Gruppen plaudernd, zusammenstand: die Herren zumeist mit Shirts und Badepants bekleidet, die Damen der Schöpfung Schmuck behangen in voller, bunter Abendgarderobe: ein Abbild gehobener indischer Gesellschaft, wenn man den nicht eben billigen Ausflugspreis als Maßstab nimmt..

Sarukh schnorchelte glücklich ein wenig weiter draußen und bekam einige bunte Fischlein und sogar einen Oktopus zu sehen, wie er aufgeregt berichtete und das Riff sowieso. Das sahen schließlich alle Gäste auf einer fünfminütigen Fahrt in einem Glasbodenboot. Das Glas war veralgelt und ließ nur erahnen, was sich einige Tage später bei einem Ausflug zum „Elephant Beach“ der Insel „Havelock“ bestätigte. Sagen wir es schonungslos nüchtern: Die Korallenformationen sind nach dem Sunami von 2004 weitgehend zerstört. Die traurigen Reste geben sich überwiegend grau in grau, auf Havelock immerhin teilweise mit hell leuchtend gelben und dunkelroten Partien durchsetzt.

Hunde heulen und bellen in den beginnenden Morgen. Sie wühlen in einem Abfallberg gleich neben unserer Hütte. Aus dem Schlaf geschreckt schaue ich aus der Tür auf unsere kleine Veranda. Zwei Ratten huschen vorbei. Wir sind im Paradies des „Holiday Resort“ auf Havelock angekommen. Der nahe Strand liegt noch im Dämmer, die Brandung rollt über die Riffstümpfe, die vor mir aus dem Wasser ragen, ein Fischerkahn schaukelt etwas weiter draußen auf den Wellen. Sieben Strandabschnitte finden sich auf der Insel. Uns hat es zu „Nummer 5“ verschlagen. Ich wate weit in die Bucht hinaus. Schwimmen im wunderbar klaren und warmen Wasser ist nicht möglich. Nur zu leicht könnte man sich an den Korallenresten verletzen, die schwarz und etwas traurig von besseren Zeiten zu träumen scheinen.

Sarukh frühstückt im Restaurant Reis, Tschapati und Dhal, ich koche Kaffee, rauche ein Pfeifchen und frage dann höflich, ob man vielleicht -wie bei unserer Ankunft versprochen- den Abfall neben unserem Wohnbereich beseitigen wolle. „Später!“ versprach man mir, und so geschah es dann mit einigen zögerlichen Besenstrichen, die das Problem nicht wirklich anpackten, am Spätnachmittag. Kokosnüsse ernten und die abfallenden Palmwedel entsorgen, das war offenbar die eigentliche Tagesarbeit. Natürlich durfte dabei eine ausgiebige Siesta nicht

fehlen. Sarukh erkundete inzwischen mit einem gemieteten Fahrrad die Umgebung und fand für den Abend ein gutes Fischrestaurant am nahen „Market“. Ein interessanter Abend war das, in heftiger politischer Diskussion mit einem jungen Israeli. Er meinte, man solle den gesamten und so schwierigen geschichtlichen Prozess ausblenden und bedingungslos nach gewaltloser Verständigung suchen. Er gehörte damit zur hoffnungsfrohen, liberalen Jugend, die ihre idealistischen Ziele der fundamentalistischen Unversöhnlichkeit der Ultraorthodoxen entgegen zu stellen versucht. Erfolgreich? Man wünschte es sich das so sehr.

Wir sind am nächsten Tag zum weit geschwungenen, wirklich einzigartigen Sarhanagt-Beach umgezogen. Wie Fliegen zieht er die Touristen an. Mit Bussen, Rickhas, privaten Landrovern und Jeeps erobern sie für 1 Tag die Natur, die sich gegen die am Abend angehäuften Müllberge ja nicht wehren kann. Restaurants, Shops: „High life“. Wer hier übernachten will, zahlt im ehemaligen „Island Camping“, nach den Zerstörungen des Tsunami luxuriös mit Bungalows neu bebaut, 40.- Euro, in benachbarten Resorts noch mehr. Wir hatten das Glück, über Mundpropaganda einfache und bezahlbare Hütten zu finden. Waschhaus und Toiletten außerhalb, was soll's. „Dreamland“ nannte sich unser Hotel und trug damit wie alle Unterkünfte auf der Insel, seien sie noch so primitiv, einen verheißungsvoll blumigen Namen. Beispiele gefällig? „Holiday Resort“, unsere erste, schon beschriebene Unterkunft, die eigentlich „Waste Huts“ heißen müsste, dann „Palm Beach Resort“, „Silver Sand Beach“, „Symphony Palms Beach Resort“ oder „The Wild Orchid“. Der Phantasie, in Preise bis zu 100.- Euro eingebunden, scheinen keine Grenzen gesetzt. Wer kann so viel Geld für seinen Urlaub ausgeben? An den teuren Limousinen erkennt man die Kundschaft. Es sind nicht Rucksackreisende wie wir oder betuchte Europäer, vielmehr überwiegend reiche Inder, die von Chennai im Süden des Festlandes oder von Kalkutta aus zu einem Wochenendtrip oder für den Urlaub auf die Andamanen fliegen und es sich hier gut gehen lassen. Gönnen wir ihnen das Glück und ziehen uns in unser „Hütten-Traumland“ zurück.

Was fehlte, waren zunächst Handtücher, die man in unserer Preiskategorie aber nicht erwarten durfte. Es fehlten allerdings auch Bettdecken, die ich mit freundlichen Worten erbat.... und nur gegen Aufpreis bekommen sollte. Nach 1 Woche Aufenthalt machte das den Preis für eine neue Decke aus. Was mich aber vor allem wütend machte, war nicht der geforderte Geldbetrag, sondern das Prinzip, das ganz offensichtlich dahinter stand: „to make money“ bis an die Grenzen des Anstands. Man hätte uns ja auch eine Hütte ohne Bett anbieten können, das -nun eben- extra zu bezahlen sei. Nicht anders verhielt es sich mit den Büchern, die an der Rezeption auslagen. Touristen pflegen, nicht mehr benötigte Literatur in den verschiedenen Unterkünften umzutauschen oder zu verschenken, um das Reisegepäck zu erleichtern. Im „Dreamland“ wollte man mir das einzig vorhandene Buch in deutscher Sprache verkaufen. „Ich will es doch nur lesen“, sagte ich. „Ich gebe es Ihnen in 1 oder 2 Tagen zurück!“ Keine

Chance. „Kostet 100.- Rps“, bemerkte der Boss, und ich kaufte es nicht. „Weißt du“, bemerkte ich zu Sarukh, „es ist nicht der Preis, der mich stört. 100.- Rps könnte ich locker für ein Buch aufbringen. Es ist die Geldgier des Menschen, die mich ärgert.“ Wir stritten eine Weile. Sarukh neigt dazu, das Verhalten seiner Landsleute, ihre Wegwerfmentalität etwa, bis aufs Messer zu verteidigen. Die Sache trieb mich aber weiter um und brachte mich am Abend, da wir schon in den Betten lagen, in der Hütte dicht neben dem Restaurant, zu einer kriminellen Entscheidung. „Ich werde dem Gangster das Buch stehlen!“. „Wirst du nicht!“. „Werde ich doch!“. Gesagt, getan. Ich ging zum voll besetzten Restaurant hinüber. Die Gäste waren mit sich selbst beschäftigt, die Angestellten arbeiteten in der Küche. Ich fischte den gesuchten Band aus dem Stapel auf der Theke und schlich davon. „Du machst das genauso wie die Hunde“, beschied mich mein Freund, da ich strahlend zurückkam. „Wie meinst du das?“ fragte ich ihn. „Nun, wenn ein Hund einen fressbaren Happen erwischt, trägt er ihn rasch davon, damit seine Artgenossen ihn ihm nicht abjagen können. Sie fressen ihn dann in aller Ruhe an sicherem Platz.“ „O.K.!“ antworte ich; dann habe ich mich jetzt wie ein Straßenköter verhalten. Ich werde das Buch („Liebesheirat“: Heiratssitten in Sri Lanka) nicht hier lesen, sondern auf der Insel Neill, die wir übermorgen ansteuern.

Und so verhält es sich. Ich wiege mich in einer Hängematte unter Palmen in friedlicher Atmosphäre eines kleinen Hütten-Resorts dieser Insel und lese mit Behaglichkeit. Wir leben hier noch ein bisschen primitiver als zuvor. Plums klo und keine Dusche. Zum Waschen kippt man sich das Wasser in Eimern über. Dafür sind überall Hängematten zwischen die Palmstämme gespannt, in denen es sich prächtig schwingen und träumen lässt. Wir leben Tür an Tür mit einem französischen Pärchen, einem Amerikaner und zwei australischen Backpackern, dazu natürlich mit zahlreichen, um Futter wedelnden Hunden, die vor allem nachts ihr Unwesen treiben. Die Gastgeber sind freundlich, der Strand liegt um die Ecke, ist allerdings so dicht mit toten Korallenbänken besetzt, dass man hier nicht baden kann. Wir haben Fahrräder ausgeliehen und erkunden die Insel. Wir genießen dabei „wild geerntete“ Mangos, die überall auf hohen Bäumen wachsen und finden ausgezeichnete Schwimmbuchten. Es ist eine gute Zeit. „Tomorrow ‚Holy-Festival‘“, bemerkt Sarukh beim abendlichen Kartenspiel vor unserer Hütte. Ich frage nicht weiter nach, doch am Morgen erfahre ich es mit „einem Schlag“ gewissermaßen“: in einem Sturm von Kindern, die, mit Farbtüten bewaffnet, über uns herfallen. Wir werden diesen Tag nun also grün – rot und lila gepudert verbringen und haben viel zu lachen. Was gibt dem Leben tieferen Sinn als Unsinn treibende Kinder?!

Der Israeli Johann, mit dem ich einen Abend in Havelock diskutierte, hat uns aufgespürt. Auch er wechselte zur Insel Neill, traf mich auf dem Markt und verbringt nun einige Tage in unserem Resort. Aus unseren Gesprächen saugt er alles Wissen der „Großvater-Generation“ über den Holocaust, und wir dringen tief in die Geschichte ein, bis hin zu Erich Kästner in seiner literarisch-politischen Kampfansage an den Nationalsozialismus. Ich werde ihm die dazu

wichtigen Gedichte „Ganz rechts zu singen“ und „Brief an den Weihnachtsmann“, die ich beide vertont habe, nach Berlin schicken. Er wird dort einige Monate bei Freunden leben. Dass „rechtes“ Gedankengut auch heute noch in vielen deutschen Köpfen sein Unwesen treibt, nimmt er erschrocken zur Kenntnis.

Die Tage auf dieser Insel huschen dahin. Langeweile kommt nicht auf, zumal noch ein Pärchen aus Bayern auftaucht, mit dem ich mich auf Anhieb verstehe: der Diskjockey Clemens und die Kunststudentin Mira. Sie verdienen Geld mit der Organisation von „Events“, hören einige meiner auf dem Laptop gespeicherten Chansons und wollen mich unbedingt engagieren. Sie geben sich jugendlich unbeschwert, wie es anrührender, wenn auch äußerst unrealistisch nicht sein könnte. Ich lade sie für den letzten Abend zu einem „Galaessen“ ein. Ein riesiger Baracuda wird serviert, der Abschied ist herzlich.

Wie diese Indienreise diesmal zu Ende ging, ist rasch erzählt: Sarukh arrangierte zu Hause eine Party. Sein 18. Geburtstag stand unmittelbar bevor, und meinen Geburtstag wollte er gleich mitfeiern, wenn auch ein Vierteljahr zu früh. Wir kauften neben den nötigen Lebensmitteln 2 Torten: eine Schokoladentorte mit der Sahneaufschrift „Sarukh“ und einem Herz, eine Mokkatorte, auf die der Konditor mit seiner Sahnetülle „Dr. Jürgen“ spritzte. 12 Kinder und 8 Erwachsene waren gekommen. Auf einem Holzfeuer vor dem Häuschen garte der Reis, kochten Gemüse und Kartoffeln, ein Huhn und 1 Fisch. Den sollte ich alleine essen. Bei dem Gedanken steckte mir allerdings eine virtuelle Gräte im Hals. So viel liebevolle Ehrerbietung für den hohen Gast! Wir teilten also und die „Speisung der 5000“ stand mir vor Augen. Alle wurden satt, und vor allem die Bescheidenheit der Kinder bleibt mir in Erinnerung. Sie saßen im Kreis, warteten geduldig und waren mit einem winzigen Fisch- oder Fleischstückchen, die man ihnen auf einen vollen Reisteller zuteilte, zufrieden. Es war ein Festessen für sie, denn die normalen Mahlzeiten bestehen immer nur aus Reis und Erbsensoße (Dhal).

Als es dunkel wurde, versammelten sich alle in einem der beiden Zimmer. Dicht gedrängt standen alle um die beiden, mit Kerzen verzierten Torten. 2 Kerzenstummel gaben zusätzlich etwas Licht. Man rief mich herein, und ich blies die Kerzen auf „meiner“ Torte, die Sarukh mit meiner aus Holzstückchen gezauberten Alterszahl verziert hatte, aus. „Happy Birthday“ schwirrte durch den Raum, und mein Freund warf mir das erste Kuchenstückchen, das ich heraus geschnitten hatte, unter allgemeinem Beifallklatschen und Lachen ins Gesicht. Geburtstagsfeier einer ganz besonderen Art. Wir lagen uns in den Armen und weinten.

Der Abschied am nächsten Tag in meinem Hotel war überaus schmerzlich und soll nicht genauer beschrieben sein. Quark und Trauben hatte ich zubereitet. Sarukh wollte nicht essen, versuchte es dann und musste sich unter starken Bauchkrämpfen übergeben. Ich brachte ihn zum Bus. Die Gefühle waren nur schwer beherrschbar. Er fuhr davon, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Ob ich noch einmal nach Kalkutta zurückkehre, und wenn „ja“: unter welchen Umständen?

## **Philippinische Reisenotizen**

Ein Airbus 320 der „Cebu Pacific“ fliegt mich ins Herz der Philippinen, nach Cebu auf den Visayas. Mein Quartier, von dem ich später erzählen will, liegt gleich nebenan. Die Maschinen donnern –gewissermaßen mit Händen greifbar– über meine Nase. Karl-Heinz, ausladendes Pfälzer Urgestein, erwartet mich mit unübersehbarem Pappschild am Flughafen, sein „Adlatus“, der 20jährige Simon greift mit jugendlichem Schwung mein Gepäck. Mit diesem Schwung befördere ich meine verehrten Leser sogleich auf ein Schiff, das Simon mit mir zusammen schon wenige Tage später in 13stündiger nächtlicher Schiffspassage nach Catbalogan entführt. Cebu, die Stadt, in der ich die nächsten beiden Monate verbringen werde, erobern wir später.

Am Hafen von Catbalogan steht die halbe Verwandtschaft von Simon zum Empfang. Er ist hier zu Hause, das heißt: nicht ganz. Seine Heimatinsel, die in Sichtweite vor uns liegt, heißt Darahuway Dako, und genau dorthin tuckern wir jetzt mit einem „Seifenkistenboot“, gesteuert von seinem Bruder Jovin. Zu unserem Gepäck haben wir reichlich Lebensmittel geladen und landen. „Herzlich willkommen in Darahuway Dako“ steht eingeschrieben auf einem hohen Betonbogen, unter dem der Rest der Verwandtschaft uns freudig begrüßt. Simon ist den Tränen nahe. 3 Jahre hat er sie alle nicht mehr gesehen. Nun ist er endlich wieder zu Hause: im Gepäck mit Nudeln, Reis, Gemüse, Hühnchen und sogar einem „Foreigner“, den man neugierig umlagert.

Wir werden hier eine Woche im Haus seiner Tante, der philippinischen Frau meines deutschen Gastgebers in Cebu, Karl-Heinz, gemeinsam verbringen. Die kurze Überfahrt war nicht unproblematisch. Der 20 Jahre alte Motor des Bootes bockte zuweilen, setzte aus, musste –gewissermaßen mit der Peitsche– durch die Wellen gestoßen werden und ich ahne, welche Last er durch die Zeit zu tragen hat. Heute Nacht wird er das Schiffchen wieder zum Fischen hinaustreiben: jedes Mal begleitet von neuer Hoffnung und neuem Trug. Es gibt kaum noch Fische hier, und die schöpfen die großen Boote mit ihren riesigen Schleppnetzen ab. Simon also heißt mein 20jähriger Freund, und ich denke unwillkürlich an „Simon Petrus“ und den wundersamen reichen Fang, der dem armen Fischermann geschenkt ward. Es geht hier aber nicht um schöne Legenden. Es geht ums nackte Überleben der Großfamilie. Simon ist für diesmal ja für ein paar Tage nur Gast hier, lebt überwiegend bei seiner Tante in Cebu und wird dort durchgefüttert. Die Not des Broterwerbs liegt auf den Schultern des zwei Jahre jüngeren Bruders, der es Nacht für Nacht und immer wieder versucht. Manchmal glückt es ja, und der kleine Fang wird sofort am nächsten Morgen im Hafen von Catbalogan verkauft. Das Geld fließt sofort in den Kauf von Diesel,

von Reis und Gemüse. Auch der Onkel, dem das Boot gehört, muss am „Gewinn“ beteiligt werden.

Das halbe Dorf hatte uns nicht nur herzlich, sondern mit der innigen Freude einer großen Familie begrüßt. Fast alle sind miteinander verwandt, und Simon versucht, mir seine Familie vorzustellen. „Das ist mein Cousin“, sagt er und fügt den Namen hinzu. „Das hier ist auch ein Cousin, und hier: meine Cousine. Der Kleine dort ist mein Neffe, dort drüben am Haus: meine Tante und daneben mein Opa. Eine Flut von Namen prasselt auf mich. Alle scheinen verwandt zu sein. Es wimmelt von Neffen und Nichten in allen Altersgruppen: vom Säugling bis zu Teenagern. Nach wenigen Minuten gebe ich es auf, mir Namen merken zu wollen. Ein Computergedächtnis würde Mühe haben. Alle strahlen, alle rufen wirr durcheinander, denn der fremde Gast ist das Tagesereignis! Ich taste mich zu Recht, mein kleiner Photoapparat leistet Schwerarbeit, und das über alle Tage der Woche. Immer wieder stellen sich die Kinder, die jüngeren vor allem, in Gruppen zusammen. „Photo, Photo!“ rufen sie und lachen begeistert im Ansehen ihrer Gesichter.

Das Haus der Tante, in dem ich ein kleines Zimmerchen ganz für mich alleine habe, gehört zu den wenigen reichen Häusern auf der Insel, die zum Teil nur als Feriendomizil genutzt werden: aus Stein ist es gebaut, mit stattlicher Inneneinrichtung. Karl-Heinz wird es wohl bezahlt haben, ebenso wie die Pension in Cebu, in der ich mich eingemietet habe. Er stammt aus der Pfalz, der Dialekt ist unverwechselbar. Mit dem Betrieb von Gaststätten hat er es zu etwas gebracht, bis er sich vor einigen Jahren entschloss, ganz auf die Philippinen, in die Heimat seiner Frau, zu ziehen.

Fließend Wasser gibt es nicht. Das Brauchwasser wird an zwei Zapfstellen gepumpt und gallonenweise verkauft. Trinkwasser muss vom Festland, der großen Insel Catbalogan, herangeschafft werden und ist kostbar: im wahrsten Sinne des Wortes: 40 Pesos (das sind knapp 1 Euro) kostet der 10 Liter Behälter. Seit zwei Jahren wurde immerhin Strom gelegt: ein zivilisatorischer Quantensprung: unüberhörbar. Buchstäblich Tag und Nacht laufen vielfältige Tonanlagen, allesamt mit Riesenlautsprechern ausgestattet. Es wummt und dröhnt fast ununterbrochen im Tecnosound, und zudem scheint fast jeder Bewohner zum Künstler zu avancieren, indem er den immer gleichen Pop voll schmalziger Inbrunst (immer zu tief!) über die play back Arrangements zum Himmel schickt. Ein Klanginferno, an den langen Abenden vor allem: gemischt mit Hundegekläff, Hahnenschrei und Schweinegrunzen.

Gleich gegenüber von Darahuway Dako die noch kleinere Schwester Darahuway Duki, zu der man mühelos hinüberschwimmen könnte, wenn das Wasser nicht so schmutzig wäre. Plastik- und Müllverseucht, ein wirklicher Jammer im wundervollen Inselpanorama der Südsee. .... lässt sich in 2 Stunden umlaufen; bewohnt ist ein etwa 500m langer Landstreifen, hinter dem der Urwald steil aufragt und zum rückwärtigen Steilufer abfällt. Freiwillig dringt Niemand in das Gehölz vor, zu groß ist die Angst vor Giftschlangen darin. Man schlägt zuweilen Holz an den Rändern ein und erntet die Kokosnüsse der

wenigen Palmen im Umkreis. Das Holz wird zusammen mit den Nüssen in Catbalogan verkauft, wenn die Not dazu zwingt, das heißt: wenn es wieder einmal zu wenig Fische für die vielen kleinen Fischerboote gibt, die früher einmal den Lebensunterhalt der Familien sicherten.

Ich sitze neben der Tür an meinem Laptop. Nur hier habe ich einen Netzstecker. Entsprechend dieser Stromquelle thront die beachtliche Musikbox neben mir: 2 x 8000 Watt. Sie ist für diesmal ausgeschaltet, und ich genieße die Mittagsruhe. Rechts von mir, auf der Holzbank hält Opa ein Schläfchen. Ich schaue auf das Dorfsträßchen. Eine Mutter trägt ihr schlafendes Baby vorbei, von der anderen Seite kommt ein Junge, der sein kleines Brüderchen im Arm hält, hin und her schleppt: unermüdlich und liebkosend. Er stellt es auf seine kleinen Beinchen, spricht mit ihm, rollt ihm einen Ball zu. Er nimmt es wieder und wieder in die Arme, singt ihm einen Liedfetzen vor, streichelt es. An der Mole sitzt ein Alter und liest laut im Neuen Testament. Er liest und lächelt vor sich hin. Man nimmt keine Notiz von ihm. Er scheint wie ein Faktotum der Inselgemeinschaft, sitzt den ganzen Tag über mal hier, mal da und liest.

Der Hahn in seinem Gitterkäfig vor mir kräht und kräht. An der Hafenrampe hängt eine Frau die frisch gewaschene Wäsche auf. Neben ihr hockt eine Gruppe Jugendlicher. „Hei, John!“ rufen sie mir zu und lachen. Wie anders könnte denn Kommunikation funktionieren. Ich spreche ihre Landessprache nicht, und sie verstehen kein Englisch, außer: „o.k.“ – „Morning!“ – „What’s your name?“

Zwei Kinder kommen den Weg entlang und preisen laut den Verkauf von Papayas und Gebäck an. Gestern habe ich ihnen gebratene Bananen und eine Art Kreppel abgekauft. Heute muss ich vorsichtig im Umgang mit solchen Genüssen sein. Das gestrige Essen hatte „durchschlagenden“ Erfolg.

Simon ruft nach seinem Bruder, der gerade das Boot startklar macht. Wir werden gleich nach Catbalogan tuckern, um einzukaufen. Wir tun das täglich. Jedes Mal 5 kg Reis (immerhin 80 Cent das Kilo!), Gemüse, Kartoffeln (Kilopreis jeweils ca. 1.50 Euro, nicht also eigentlich billig) und Eier. Heute stehen auf der Einkaufsliste außerdem Süßigkeiten für mindestens zwei Dutzend Kinder rundum. Weihnachten steht ja vor der Tür, und dann ein Gürtel, den ich Simon zu kaufen versprochen habe. Sein alter Gürtel ist ausgeleiert. Er will kaum noch halten. Jovin bekommt natürlich auch einen.

Ich gehe aus dem Haus, hinter mir sammelt sich sofort eine Schar kleiner Mädchen, rufen mir nach, kichern, drängen sich herzu, und wenn ich mich umdrehe, rennen sie weg, um gleich wieder hinter mir her zu laufen. Wir steigen ins Boot. Eine der Tanten mit ihrem Enkelchen, Simons Schwester und drei Jugendliche, die wohl auch zur Familie gehören. Mit Simon und Jovin sind es also 9 Personen, auf dem Heimweg, „Simsalabim“ 11 Passagiere und viel Gepäck dazu. Das Schiffchen geht brav in die Knie. Einer der Jungen hat alle Hände voll zu tun, mit einer Blechbüchse fortwährend Wasser auszuschöpfen, denn der Wellengang ist erheblich. Ein nicht eben behagliches Gefühl, gleichsam in einer Nusschale in die Wellen zu tauchen. Unterwegs begegnet

uns eine Personenfähre. Sie steuert eine entfernte Inselgruppe an und ist völlig überladen. Wenn jetzt ein stürmisches Unwetter... Ich denke den Einfall lieber nicht zu Ende. Es stürmt und regnet, ja schüttet allerdings hier fast jeden Tag. Ungewöhnlich für Dezember, sagt man, und der Alltag geht seinen Gang bis zum nächsten Unglück. Das letzte liegt jedenfalls gar nicht so lange zurück. Simon erwähnt es kurz und zuckt mit den Schultern. „Bahala na“, sagt man und meint damit: Es wird schon alles irgendwie gut gehen, oder: Gott wird es richten. Wir sind also diesmal heil zurückgekommen, sonst könnte ich meinen kleinen Bericht wohl nicht so gelassen eintippen.

Ich sitze auf dem Balkon, trinke meinen „Five o clock-Tea“ und mühe mich mit dem Ausbessern meiner schon an dutzend Stellen zernähten, mit Flickern dicht besetzten Hose. Die Karaokeklänge, die aus der Wellblechhütte gegenüber mein Nervenkostüm strapazieren und meine Nadelkünste versüßen gleichermaßen den herein brechenden Abend. Vollmond tritt in den schwarzen Nachthimmel und immer noch „Tecno, tecno!“ Das wird schließlich sogar ihm zu viel. Er stopft sich eine schwarze Regenwolke in die Ohren und –es ist kaum zu glauben- der Himmel zeigt Erbarmen und schickt noch vor dem nächsten Regenguss ... einen Stromausfall. Stille, wie von Zauberhand. Für mehr als eine Stunde. Ich genieße die Stille um mich. Sanft plätschern die Wellen an die Mole. Eine Gruppe von Philippinos sitzt neben dem Herdfeuer, auf dem Reis und Gemüse dem Abendessen entgegen bruzzeln. Sie haben eine Kerze in ihrer Mitte aufgestellt, eine leise Melodie summt in die Nacht, wandert mit Kichern und Schwatzen gemischt rundum. Draußen in der Ferne leuchtet Strom gefüttert die Silhouette der Küste von Catbalogan. Stromausfall also nur hier, dem kleinen vor gelagerten Eiland. Widerstreit der Gedanken und Gefühle: Segen und Fluch technischen Fortschritts. Auch ein bisschen Häme sitzt mir im Nacken: Strafe muss schließlich sein.

Der Mond hat sich wieder hervor gewagt und begleitet Simons Lebensgeschichte. Wir sitzen auf einer Holzplanke am Hafenrand, und er erzählt: vom Vater, der sich aus dem Staub gemacht hat. Simon war 5, sein jüngeres Brüderchen 3, die ältere Schwester 7 Jahre alt. Er hat nie Unterhalt gezahlt, sich nie mehr gemeldet, und Mutter musste die Familie irgendwie durchbringen, war trotz hilfreicher Verwandtschaft überfordert, erlitt einen Schlaganfall nach dem anderen. Der vierte brachte sie vor nunmehr 3 Jahren nach langem Koma um. Simons Bruder Jovin versucht sein Glück in der Fischerei, die Schwester kümmert sich ums Haus, hier in Bako, und Simon lebt, wie schon beschrieben, bei seiner Tante, der Frau meines Gastgebers Karl-Heinz, in Cebu. Der Kummer sitzt tief. Noch immer.

Der Friedhofsbesuch am nächsten Morgen bleibt mir in Erinnerung. Hohe nackte, graue, beschmierte Betonwände, besetzt mit den verschiedenen Grabtafeln ziehen sich entlang eines schmalen, schlammigen Müllpfades. Zugang zu diesen Gräbern und den Wellblechhütten daneben. Wäsche hängt zum Trocknen, Kinder spielen mit Stecken und alten Fahrradreifen. Wir kämpfen uns durch Pfützen und Dreck. Simon weint wie ein kleines verlassenes

Kind, als wir schließlich vor der Gedenktafel stehen, und er mit zitterigen Fingern drei Kerzen auf dem Sims befestigt und angezündet hat. Die Mutter fehlt ihm, seinen Vater hasst er noch immer, dahinter aber schimmert die Perspektivlosigkeit eines jungen Menschen. Das Boot, mit dem Jovin mit mäßigem Erfolg zu fischen sucht, ist eine alte, brüchige Sperrholzkiste, der Motor hat mehr als 20 Jahre auf dem Buckel, und dieses Nussschalenensemble gehört ihm noch nicht einmal. Es ist Eigentum eines der vielen Onkels, der –wie schon erwähnt- seinen Teil von jedem Fang einfordert. Sicher zu Recht. Die Großfamilie hält ja zusammen. Was bedeutet das aber für die berufliche Zukunft eines 18- und eines 20Jährigen, die nichts anderes gelernt haben, als zu fischen? „Im Januar und Februar ist Saison. Da gibt es mehr Fische!“, sagt Simon. Dazu müssen ein neues Boot, ein neuer Motor und neue Netze her. 1 km Schleppnetz ist das mindeste hier. Zur Verfügung stehen aber nur 3oom, und die sind rissig, tun ihren Dienst nur unvollkommen. Folgerung: Ich werde den Brüdern das Erforderliche kaufen und meine Reiseansprüche und –ziele entsprechend reduzieren. Ich muss das tun: Hilfe wie in Indien, so auch hier. Meine langen Winterreisen nach Asien verfehlen sonst ihren inneren Sinn.

Arm und reich liegen überall auf der Welt dicht beieinander. So auch in Catbalogan. Mein Gastgeber Karl-Heinz scheint in diesem Sinne die halbe Welt zu kennen: die begüterte vor allem. Seine Hochzeit vollzog der inzwischen 88jährige Bischof von dort: Monsignore Most Rev. Maximiano Tuazon Cruz, D.D., S.T.D. Die Bedeutung der Buchstaben kenne ich nicht, deuten aber sicher –unabhängig von seinem Alter- an, dass er sehr ehrwürdig sein muss. Von Cebu aus telefonisch arrangiert wird mir eine Audienz gewährt. Mit einem Tricycle fahre ich hinauf in die Hügel, die sich um die Stadt schmiegen: in kühlere Luft und feinere Lebensart. „Ja, Grund und Boden sind hier recht teuer“, bestätigt meine Begleiterin, der ich meine Vermutung äußere. „Seine Residenz liegt wirklich sehr hübsch“, fügt sie lächelnd hinzu. Sie ist das Faktotum der Pfarrei, pensionierte Lehrerin und anscheinend so etwas wie Bindeglied zwischen Hochwürden und Gemeinde. Ein Bediensteter wartet schon, öffnet das schmiedeeiserne Tor, durch das wir den Kiesweg hinauf fahren, zum Portal der Residenz. Eine Angestellte mit weißem Spitzenhäubchen, schwarzem Kleid und weißer Kittelschürze bittet uns herein, und wir betreten die geräumige Vorhalle. Wir durchschreiten sie (hier geht man ja nicht einfach so) zur überdachten Terrasse und treffen auf den 10 Jahre jüngeren Bruder, ebenfalls Kirchenmann, wenn auch kein Bischof. Er sitzt am reich gedeckten Frühstückstisch, auf den immer noch mehr Köstlichkeiten aufgetragen werden und weist mit freundlich ausladender Geste auf die Umgebung. Ich bestaune einen riesigen, sorgsam gehegten Park zur Linken, da seine Hochwürden spazieren zu gehen pflegt und den großen überdachten Swimming Pool zur Rechten, da die Brüder gegen Abend zuweilen baden. Meine Begleiterin führt mich ins obere Stockwerk mit mehreren Schlaf- und Wohnräumen: „auch für Gäste“, wie sie bemerkt und zum Balkon mit herrlicher Panoramansicht auf Stadt, Meer und Landschaft. Wir

steigen wieder nach unten zur Halle, die sich rechts zu einer fast barock anmutenden Privatkapelle öffnet und rechts, dicht hinter der Frühstücksterrasse auf das Musikzimmer weist. Monsignore spielt Klavier. Ja, nach dem Frühstück wühlt er tatsächlich eigenhändig walzerähnlich in den Tasten und lässt nicht locker, bis ich –als Pianist angekündigt- ebenfalls meinen klassischen Beitrag leiste. Ich habe zum Glück Schumanns „Kinderszenen“ im Kopf. Zunächst bestaune ich aber die Fülle von Nippes und Fotografien auf der kostbaren Flügeldecke; Fotos, die mir dann während des Frühstücks von Bediensteten einzeln gebracht und erklärt werden. Damit eile ich den Ereignissen nun etwas voraus. Meine staunende Betrachtung dieses Gesamtkunstwerkes mündet zunächst einmal in den Auftritt der Hauptperson. In weißem Ordenskleid, behangen mit goldenem Kreuz und dicken Ringen an den Fingern schreitet er die Treppe hinunter. Gnädig goutiert er Handkuss und Knicks meiner Begleiterin, nickt seinem Bruder freundlich zu und bittet, Platz zu nehmen. Dass ich die dargebotene Hand –auch bei der Verabschiedung- nicht geküsst habe, vielmehr herzlich schüttele, übergeht er würdevoll, so will es scheinen. Er bittet also, sich zu setzen, und das Festmahl mit Kaffee, mit Früchten, Wurst, Brötchen, Heringen und allerlei feine Beilagen beginnt. Wie gut, dass ich noch nichts gegessen habe an diesem Morgen. Ich lasse es mir schmecken und muss mich um Unterhaltung nicht sorgen. Herr Maximiano Tuazon redet und redet, ohne viel nach mir zu fragen. Ich erfahre so Manches aus seiner Zeit als Seelsorger, betrachte angemessen ehrfürchtig viele Fotos, die ihn mit dem Papst zusammen zeigen: auch aus der Zeit des gemeinsamen Studiums in Rom, da Seine Heiligkeit noch nicht auf dem Heiligen Thron saß. Dann bestaune ich die vielen Kassetten mit klassischer Musik, wobei die reiche Walzersammlung hervorsteht und nehme den Wunsch meines Gastgebers entgegen, alle diese Kassettenaufnahmen auf CD zu besitzen. Er äußert seine Vorstellung davon sehr bestimmt, wie ein höchst selbstverständliches Anliegen, und ich notiere ergeben alle Titel. Ich möge ihm auch ein Tastentuch schicken, um die Tastatur vor Staub zu schützen. Ich nicke auch dazu. Wer könnte einem Bischof solche bescheidenen Wünsche abschlagen.

Irgendwann am späteren Vormittag geht die Audienz zu Ende. Wir werden huldvoll entlassen. „Woher stammt das viele Geld zum Unterhalt so fürstlicher Hofhaltung, frage ich Karl-Heinz nach Rückkehr in Cebu. „Die kleinen Leute zahlen das“, antwortet er mir. „Es gibt ja keine Kirchensteuer, also auch keine Altersversorgung kirchlicher Würdenträger“, fährt er fort. „Doch die Spenden fließen reichlich. Eine mittelständige Trauung kostet schon mal etwa 25000 Pesos (ca. 500 Euro), wenn auch „under the table“. Was im politischen Tagesgeschäft funktioniert, läuft auch im kirchlichen Bereich „wie geschmiert“. Karl-Heinz hatte einmal Einblick in das SpARBuch seiner Hochwürden. Für einen Spendenaufruf sollte er die Kontonummer notieren, da fiel ihm der Kontostand von mehreren Millionen Pesos in den Blick. Ja, so scheint es zuzugehen in der Verbindungswelt zwischen Erde und Himmel. Ich werde –in guter Erinnerung

dieses Vormittags- trotzdem eine gehörige Portion Walzerseligkeit auf CD kopieren.

Rückkehr nach Cebu an Heilig Abend – nach wiederum 12stündiger Nachtfahrt mit einem Dampfer. Auf der Hinreise waren Simon und ich mit etwa 80 Personen im Zwischendeck untergebracht. Man entschuldigte sich wortreich für den Ausfall der Klimaanlage. Mief erwies sich allerdings nicht als das größte Problem. Schlimmer war die grelle Neonbeleuchtung und der lautstarke Betrieb des Fernsehers. Die ganze Nacht hindurch. Auf meine Beschwerde riet man mir, ein Tuch über die Augen und Watte in die Ohren zu stecken. Ich war wütend, die Auseinandersetzung mit dem Kabinenpersonal heftig. Man lachte den nörgelnden Foreigner schlichtweg aus, und dann doch noch ein kleines Wunder: Der Chefsteward wies mir einen Platz in der abgedunkelten, klimatisierten Businessclass zu. 10 Minuten lang war ich glücklich. Dann nahm das Unbehagen mehr und mehr zu. Die Temperatur hatte man auf 17 Grad eingestellt, und Decken gab es nicht. Nun, ich fror die Nacht irgendwie durch, indem ich mich in die kalte deutsche Winterwelt träumte. Für die nächtliche Rückreise hatten wir vorgesorgt. Auf dem Oberdeck gab es eine kleine, nicht ganz so taghell beleuchtete Nische. Ich notierte und buchte dann erfolgreich die entsprechenden Bettnummern. So kamen wir glimpflich davon und landeten – etwas zerknautscht, aber gesund am frühen Morgen des 24. Dezember in meinem komfortablen Urlaubsquartier.

Ja ich bin wirklich gut untergebracht: in einem großen sauberen Zimmer mit ac-Belüftung, mit Külschrank sogar und heißer Dusche: zuweilen angenehm trotz hoher Außentemperatur. Karl – Heinz, seine beiden Angestellten und Simon kümmern sich rührend um die Gäste. Ein Deutschamerikaner hat sich im Zimmer nebenan einquartiert. Ein Automat im Hof spendet eiskaltes gutes Trinkwasser, zudem heißes Wasser zur Kaffee- und Teebereitung. Morgens werden Brötchen angeliefert und mehr als einmal stehen eine warme Suppe oder ein Reisgericht bereit. Einfach nur so: aus Freundlichkeit, ohne Bezahlung. Mein Freund Karl-Heinz –so darf ich nach den ersten beiden Wochen schon beinahe sagen- beherrscht als professioneller Pfälzer Gastwirt die Herstellung echter Pfälzer Leberwurst und saurer Gurken, je 1 Glas auch für mich. Ich genieße die Köstlichkeiten. Kaufen könnte man so etwas hier nicht. Ich bin also ausgezeichnet aufgehoben in meinem sommerlichen Winterquartier.

Verweilen wir bei der Kochkunst meines Gastgebers, die mit unserer Rückkehr von Catbalogan gerade recht zu Weihnachten Purzelbäume schlägt. Mein deutsch-amerikanischer „Kompagnon“ ist mit mir zusammen für Heilig Abend im Hause der stellvertretenden Bürgermeisterin von Cebu eingeladen. Karl-Heinz ist nicht nur mit wichtigen Persönlichkeiten der Stadt bekannt, sondern auch verwandt. Seine Tochter Lisa, ebenfalls mit bestem Pfälzer Dialekt ausgestattet, hat einen Philippino geheiratet. Die Stellvertreterin des Lord Major ist ihre Schwiegermutter, mithin seine Schwägerin. Sie hat unmittelbar zuvor einen Jungen geboren, ein Christkind fast. So wird Weihnachten zum Doppelfest.

Die Vorweihnachtszeit hier im Land unterscheidet sich nicht von deutscher geschäftseliger Betriebsamkeit. „We wish you a merry Christmas“ – voll Rohr aus allen Lautsprechern, und der 24. und 25. Dezember gehört -wie bei uns- der Familie. Der geistliche Beweggrund für das Fest scheint keine Rolle zu spielen. Von Gottesdienstbesuch war jedenfalls keine Rede. Dafür leuchten als zwei überhelle Sterne gutes Essen und Krach ohne Ende. Selbst die Ärmsten zünden Raketen und Knaller aller Art, nicht nur zu Silvester also. Ob man damit böse Geister vertreiben will? Ich weiß es nicht. Ich habe nur erlebt, dass sich unser Taxi auf der Heimfahrt, weit nach Mitternacht durch dichte Rauchschwaden, der gezündeten Feuerwerkskörper hindurch kämpfen musste. Der Tecnosound, in hundertfacher Überlagerung aus allen Häusern dröhnend, ließ schließlich mein Nervenkostüm platzen, da sich unsere lieben Nachbarn nicht bereit fanden, die Lautstärke gegen 1 Uhr in der Nacht auch nur ein wenig herunter zu regeln. Ich schleuderte schließlich einen Plastikstuhl, den man mir zum Mitfeiern anbot, mit großer Wucht zu Boden und schäme mich im Nachhinein etwas dafür. Die stampfenden Bässe wurden mir nur eben im Augenblick unerträglich. Fest der Liebe! „Make peace not war!“ brüllte ich in das Getöse und konnte mich einfach nicht mehr beherrschen. Wo liegen die Grenzen der Notwendigkeit zur Anpassung an fremde Sitten?!

Ja, und dann das Essen. Eine Großschlachtereier hatte der Bürgermeisterin 12 Schweine geschenkt, die sie an arme Leute weiterzugeben half. Die Tafel in ihrem Haus bog sich. Ich will die vielen Pasteten, Saucen, Salate und Fleischplatten, Süßspeisen und Kuchen nicht aufzählen. Nur das arme Spanferkel (das mir übrigens gar nicht schmeckte) als dekorativer Mittelpunkt der Tafel sei erwähnt. Und dann hatte unsere Gastgeberin doch tatsächlich Angst, es könne nicht reichen. Am Spätnachmittag kam jedenfalls ein telefonischer Hilferuf, der Karl-Heinz ermunterte, „auf die Schnelle“ 20 Jägerschnitzel zuzubereiten, zwei Riesenschüsseln mit Kartoffelsalat (nach schmackhafter deutscher Art) und Nudelsalat standen sowieso schon zum Transport bereit. Etwa 30 Gäste waren eingeladen, weite Verwandtschaft in und um Cebu. Nach dem opulenten Mahl stieg die Dame des Hauses über einen Riesenberg von Geschenken um den grell geschmückten Tannenbaum zu ihrem Sessel, griff zum Mikrofon und beorderte jeden Anwesenden zu sich nach vorne, um ein Geschenk zu überreichen. Selbst wir beiden so ganz unbedeutenden Gäste waren nicht ausgenommen. Einen feinen Laserkugelschreiber besitze ich nun. Es sei auch ausdrücklich erwähnt, dass Lisas Ehemann zu Beginn ein Gebet sprach und dies auf dem Hintergrund eines starken sozialen Engagements für arme Bevölkerungsgruppen jenseits aller weit verbreiteten Korruption in Politik und Verwaltung, die ihr hohes Ansehen und ihre allgemeine Beliebtheit begründen. Besonders unter diesen beiden Vorzeichen wird mir dieser philippinische Weihnachtsabend in heller Erinnerung bleiben.

Für alle Bevölkerungsgruppen scheint es an Heilig Abend genug zu essen zu geben, und zu trinken natürlich auch. Alkohol, den sich Jedermann (und Frau=

auf den Philippinen leisten kann, ist Rum, der allgegenwärtige Zuckerrohrschnaps. Die  $\frac{3}{4}$  Literflasche kostet weniger als 1 Euro, und so bin ich bei meinen abendlichen Spaziergängen regelmäßig eingeladen: fast an jeder Straßenecke, da die Menschen in Gruppen zusammen sitzen und bis zur Gehirnerweichung saufen. Fast hat es den Anschein, als stecke politische Absicht hinter diesem Teufelsangebot. Größere Duldsamkeit gegenüber gesellschaftlichen Missständen für ein bisschen Rum, bei dessen Genuss man die Alltagsorgen leichter vergisst.

Meist trinkt man ihn nicht pur, sondern schüttet billiges Orangenpulver in ein großes Gefäß und füllt mit Zuckerrohrschnaps und Wasser auf. Schmeckt übrigens ausgezeichnet. Stoßen Sie also mit mir an... und genießen Sie meine kleine Parabel zu diesem Thema in den angefügten Kurzgeschichten.

Ich sehe mich in der Umgebung um. Ohne festes Ziel steige ich nach dem Besuch eines großen Kaufhauses in der Stadt tief in einen der Hügel, die Cebu City umschließen. Es geht steil bergauf. Die schwüle Mittagshitze drückt auf Beine und Gemüt, aber mit zunehmender Höhenlage streicht doch ein erfrischendes Lüftchen um meine Nase. Zu prächtigen Villen führt der Weg bergan. In offenen Garagen davor protzen die Luxusschlitten der Reichen, als Statussymbol gleichsam, wie ein mit blitzendem Messing beschlagenes Klingelschild. Die Straße wird schmaler, ist bald nicht mehr asphaltiert, zweigt in holperige, steile Pfade, führt mich schließlich zu einem kleinen, um einen Bergbach geschwungenen Hüttendörfchen, das in vereinzelt, in den Hang geklebte Wellblechhütten und Bretterschläge ausläuft. Eines der Häuschen sticht hervor. Es ist auf einem Steinfundament errichtet, wirkt gepflegter als die übrigen, schmiegt sich einheimelnd in den Schatten einer Baumgruppe. Eine Gruppe von 5 oder 6 Männern hat es sich hier auf Astgabeln und Plastikhockern bequem gemacht. Einer von ihnen winkt mir zu. Ich klettere zu der Gruppe hinauf und sehe mich um. Abgewrackt erscheinen sie mir, so um die 40 Jahre alt, mit Lückengebissen und Rumflaschen vor der Nase. Einer von ihnen spricht ein wenig Englisch und übersetzt eifrig die wenigen Sprachbrocken, die er mit diesem Foreigner austauschen kann. Ich muss ihnen wie ein Dinosaurier von einem anderen Planeten erscheinen, jedenfalls als der erste Tourist, der sich jemals in diesen Bergflecken vorgewagt haben mochte. „Aus Germany kommt er!“ – also doch wohl nicht von einem anderen Stern, doch man bestaunt mich, fast ein bisschen ehrfürchtig, wie ich so dasitze und ihnen -mit der Pfeife im Mund- zulächele.

„Du kannst hier wohnen, kostet nichts!“ Mühsam erkläre ich, schon eine Unterkunft zu haben, drüben in Cebu. Auf jeden Fall aber solle ich nun mit ihnen trinken, obwohl die Schnapsflasche auf dem wackeligen Holztisch fast leer war. Wink mit dem Zaunpfahl. Ich verstehe sofort, reiche einen Geldschein hinüber, und nach wenigen Minuten steht eine neue Flasche Rum bereit. Das ist wohl die Währung für Freundschaft, blitzt es mir durch den Kopf. Und tatsächlich. Die Männer rücken noch näher um mich, prostern mir zu, obwohl ich

zu ihrem Erstaunen nur einen winzigen Schluck mittrinken möchte. Nun wollen sie alles wissen. Verheiratet? Ich zögere. „Ich habe eine junge Cousine, willst du?“ Ich habe Mühe, abzuwehren und erzähle von meinen Kindern. Ich lenke ab. In „Germany“ ist jetzt Winter. Da liegt Schnee, aber ist bitter kalt dort. Hier gefällt es mir viel besser bei euch. Sie lachen wieder, denn Schnee können sie sich wohl nicht vorstellen. Ich frage nach Arbeit. Sie schauen sich verlegen an. „Keine Arbeit. Regierung korrupt, nichts für arme Leute!“ Dann erfahre ich doch noch, woher wohl das Geld zum Leben kommt. Die Frau des Hausbesitzers arbeitet als Dienstmädchen in Dubai. So geht das also! Die Frauen arbeiten, die Männer saufen.

Aus dem Haus kommt ein junger Mann, der so gar nicht zu meiner Gruppe passt: der Neffe, 16 Jahre alt, in adretter Schuluniform. Er schiebt sein Moped zum Weg, hat eine Tasche umgehängt und fährt, wie ich höre, jetzt zur Abend-schule: von 16 – 22 Uhr. Es tut sich also etwas in der philippinischen Gesellschaft.

Ich verabschiede mich von den Kumpanen eines interessanten Stündchens und laufe den langen weiten Weg zurück, immer wieder von Tricyclen angehalten. Wie kann man nur solche Strecken laufen, denken sie und in der Tat. Die Fahrt mit diesen Charing-Taxis, Motorrädern mit überdachtem Beiwagen, für 6-8 Fahrgäste ausgelegt, die zu Hunderten in der Stadt kurven. kostet pauschal für welche Strecke auch immer nur 15 Eurocent. Ich gehe trotzdem zu Fuß, um intensiver mit meinen Gedanken umzugehen. Was mir unterwegs vor allem auffällt, das sind die vielen Mopeds, die über die steinigen Bergpfade holpern. Ganz schlecht scheint es also selbst der ärmeren Bevölkerung hier in den Bergen nicht zu gehen.

Mein Tagesausflug hatte am frühen Morgen mit einem Jeepney begonnen, das mich von meiner Herberge im Stadtteil Lapu-Lapu nach Cebu City brachte. Mit 16 Personen in einen VW-Bus gesperrt. Richtige Jeepneys sind das eigentlich nicht. Die echten, grell bunt bemalten Originale baute man ursprünglich auf der Karosserie eines der Jeeps, die von den amerikanischen Truppen nach ihrem Rückzug 1946 im Land gelassen wurden. Man sieht sie heute nur noch selten im Straßenverkehr, sie gelten aber so etwas wie ein nationales Symbol. Man benutzt diese Sammeltaxis für mittlere Strecken unter 1 Fahrstunde, während die Tricycles den Nahverkehr abwickeln. Ob es sich damit bequemer fahren lässt, weiß ich nicht. Ich weiß nur, dass ich für die 25 Eurocent etwa 40 Minuten so eingekerkert war, dass mein linkes Bein „einschlief“. Ich kroch an dem großen Kaufhaus „Mall“ in Cebu City mühsam aus dem Gefährt und konnte mich nicht mehr bewegen. Ich stand mitten auf der Straße und fühlte zum ersten Mal in meinem Leben, wie es einem Gelähmten gehen muss. Niemand half mir. Die Autos umfuhren mich freundlich (fast ohne Hupen übrigens!), ein Polizist winkte heftig zu mir herüber. Ich zuckte nur die Schultern. Wie eine kleine Ewigkeit kam es mir vor, bis sich die Nerven erholten und meinem linken Bein erlaubten, zum Bürgersteig zu tasten. Der Besuch der „Mall“, einem Riesenkaufhaus mit hunderten von Einzelgeschäften als Subunternehmen galt

der –schließlich erfolgreichen- Suche nach Pfeifentabak, den man sonst nirgendwo bekommt. Wie in Indien gelte ich mit meiner Dauerpfeife im Mund ohnehin als strange.

Auf meinen nachmittäglichen Streifzügen lande ich unverhofft in einem modern eingerichteten Internetladen. „CD-Burning“ – „Copy“ – „Internet – „Music school“ weist die Schaufensterreklame aus. Ich lasse mir eine CD brennen und frage nach dem Musikschulbetrieb. Er ist in Händen eines Geschwisterpaares, die mir ausführlich davon erzählen. Ich erfahre auch, dass es ein Sinfonieorchester in Cebu gibt mit einer jungen klassischen Tradition. Der Chef öffnet eine Datei und lässt mich staunen: Eine philippinische Pianistin spielt souverän und virtuos Griegs Klavierkonzert a-moll. Ich erzähle von meiner musikalischen Arbeit, die sich –besser als mit Worten- in wenigen Handgriffen auf den Bildschirm zaubern lässt. Der Kontakt freut beide Seiten und tut wohl.

Ich trete wieder hinaus aus dem trefflich ac-klimatisierten Büro in die Tageshitze, der Temperaturschock heizt meine schon seit Tagen blühende Bronchitis an. Sie folgt dem immer gleichen Muster: draußen schwitzen – drinnen abkühlen, mit einer Differenz von jeweils gut 20 Grad Celsius. Auf einem Mäuerchen neben dem Geschäft sitzt eine Gruppe Jugendlicher, die mich in den üblichen Small Talk verwickeln und schließlich mit Lachen und Schwätzen zu meiner Unterkunft begleitet. Ich denke mir nichts Besonderes dabei an diesem Nachmittag vor Silvester, der mir im Nachhinein noch ordentlich in die Knochen fahren sollte.

Ich hatte erst spät das Licht ausgemacht und schlief in dieser Nacht mit übereinander gefalteten Träumen von chaotischer Konzertvorbereitung, einem beinahe verpassten Zug, zu dem meine ältere Tochter bereits das Gepäck verstaut hatte und meinem Auto, das trotz Vollgas auf der Stelle trat, schlief also unruhig, um plötzlich einen hellen Lichtstrahl im Gesicht zu spüren. Ich bin halb wach, lasse die Augen geschlossen. Am Außengang vor meinem Zimmer brennt die Nacht über immer Licht, aber doch nicht so hell! Es verschwindet, kommt zurück, diesmal geradezu grell blitzt es auf. Ich öffne die Augen, bin auf einmal hell wach. Die Tür ist offen. Ein Mann steht im Zimmer. Seltsam: Simon kommt doch zu dieser Zeit nicht einfach so in meinen Schlafraum! „Was ist los!“ rufe ich, Die Lampe geht aus. Wie ein Schatten bewegt sich der Mensch unmittelbar vor mir und verschwindet in der Morgendämmerung. Habe ich auch das geträumt? Ich springe aus dem Bett. Die Tür steht tatsächlich offen, niemand ist draußen im Gang zu sehen. Barfuss und in Unterhose laufe ich zum Außengatter. Es ist ebenfalls offen, aber kein Laut, keine Bewegung. So lege ich mich wieder hin und überlege, was mich da wohl betroffen hat: auf jeden Fall mehr als Traum oder Einbildung. Es vergehen wohl nur Minuten, bis das ganze Haus aufwacht. Die Hunde hatten zuvor angeschlagen, ohne dass ich es hörte. Ich muss also zu diesem Zeitpunkt noch fest geschlafen haben. Karl-Heinz und Simon stürzen die Treppe hinunter, mein deutsch-amerikanischer Mitbewohner steckt verschlafen seinen Kopf aus der Tür und jammert. Es hat ihn erwischt. Er

residiert in einem Appartement: Wohn- und Schlafzimmer durch eine Tür getrennt. Während er schlief, haben Einbrecher seinen Wohnraum besucht und gründliche Arbeit geleistet. Sein Apple-Laptop im Wert von 2000.- Dollar ist weg, dazu ein stattlicher Geldbetrag, in aller Ruhe aus der Börse genommen. Die Gangster waren durchs Fenster eingestiegen. In meiner daneben liegender Zimmertür steckte der Schlüssel von außen. Hier einzudringen, war also noch leichter. Mein Laptop lag gleich am Eingang Mitnahme bereit auf dem Boden, die Tasche in einem Regal gegenüber, die Digitalkamera auf dem Tisch. In der Tasche befanden sich Reisepass, Flugticket, all mein Bargeld und Unterlagen zum Online-Banking. Gerettet hat mich offensichtlich mein flacher Traumschlaf zusammen mit meinem Rufen, das den Einbrecher zur Flucht bewegte. Ich trauere mit meinem Zimmernachbar, der schon wieder gefasst davon spricht, sich einen neuen Laptop zu kaufen, und bin gleichzeitig glücklich, dass ein großes Unglück an mir noch einmal vorbei geschrammt ist.

„Die haben das sorgfältig ausbaldowert“, sagen die Kripoleute, die den Sachverhalt wenig später aufnehmen. Ein direkter Zusammenhang mit den Jugendlichen, die mich nach Hause begleitet hatten, passt in ihr Erfahrungsmuster. Die kleine Pension liegt so versteckt, dass man sie nicht ohne Hinweise als Einbruchziel ausmachen kann. Dass jetzt nachts das Außengatter abgeschlossen wird, und ich meinen Schlüssel sicher nicht mehr leichtfertig von außen stecken lasse, folgert von selbst. Es war ein krachender Auftakt zu Silvester.

Simon hat Tische im Hof aufgebaut, Lichterketten installiert, Meisterkoch Karl-Heinz stiftet eine große Schüssel meines geliebten deutschen Kartoffelsalates, eine Schnitzelparade, gebratenen Schweinenacken und einen italienischen Nudelaufwurf. Das Gatter steht offen. Der Nachbar bringt zum Wohlbehagen seine gigantische Tecnoanlage in Stellung, dazu –das sei zu seiner Ehrenrettung gesagt- eine treffliche philippinische Süßspeise aus Nudeln, Früchten und Yoghurtcreme. Cola und Bier fließen in Strömen und gegen Mitternacht nimmt das allgemeine Feuerwerken kriegähnliche Formen an. Aus allen Kanonen und Richtungen wird geballert, die Rauchschwaden ziehen um uns machen das Atmen schwer. Krachend schlägt man die letzten Trümmer des alten Jahres in Stücke und zaubert zugleich das neue im Stundentakt der Zeitzonen rund um den Erdball in tausendfachen farbigen Feuerorgien an den Himmel. Am Weltenlauf ändern wird sich wohl nichts, aber aus einer Orbitstation betrachtet, muss es recht lustig anzusehen sein.

NB. Das nervtötende Wummen der Tecnobässe war auch zu Neujahr allgegenwärtig und von geradezu klassischer Qualität.

Wo sind die traumhaften Strände und azurblaues Meer hier auf den Philippinen? Mit anderen Worten: Was Catbalogan und Darahuway nicht zu bieten hatte, muss doch irgendwo auf diesem in allen Reiseprospekten farbig gepriesenem Inselreich zu finden sein! „Natürlich!“ sagt Karl-Heinz, gar nicht so weit von hier. „Fahr ein paar Tage nach Bantayan. Da findest du, was du suchst!“ „Es ist

so schön dort, da willst du nie mehr weg“, ergänzt sein Schwager. Also mache ich mich auf den Weg. Die 3stündige Busfahrt ist nicht besonders komfortabel, weil mein korpulenter Sitznachbar schnarchend seine dicken Schenkel zu mir hinüber schiebt und so nur meiner rechten Pobacke festen Halt schenkt. Sei's drum! Ich träume von ein paar sonnigen Tagen am Meer und halte durch. Ankunft am Hafen gegen 14 Uhr. „Die Fähren gehen stündlich“, hatte mir Karl-Heinz gesagt, und er muss es ja wissen. Sein Schwager, der mir den Mund wässrig gemacht hatte, besitzt ein Häuschen auf der Trauminsel.

„Where to buy tickets? Ich suche den Fahrkartenschalter. Ein stattlicher Seebär lächelt mich freundlich an. „No boat to day, the waves are too high!“ Ich bin erschrocken und wundere mich zugleich. Glatt und brav kräuseln sich die Wellen vor meinen Augen. Es regnet allerdings schon seit Stunden. Die Wetterbedingungen in St. Fé, dem Hafen von Bantayan, machen ja vielleicht tatsächlich eine Anlandung unmöglich. Was ist zu tun? Ich verzehre erst einmal einen gebratenen Hähnchenschlegel, trinke eine Cola und zünde mein Pfeifchen an. Vier Belgier sitzen mit am Tisch. Sie werden ein Privatboot mieten und würden mich gerne mitnehmen. 10 Personen haben darauf Platz. Der Preis wäre dann erschwinglich. Es findet sich allerdings kein weiterer Interessent. Das Angebot ist zwar verlockend, doch effektiv zu teuer. Ich sage ab. Man bietet mir ein Zimmer an. Viele Zimmervermittler sind auf dem Plan. Fast erscheint mir das mit den ausfallenden Booten so etwas wie eine gute Geschäftsidee. Ich zögere, und dann sickert durch, das nun doch ein Schiff fährt: um 3 Uhr in der Nacht. Ich beschließe zu warten, und der Kampf gegen die Müdigkeit beginnt. Zusammen mit etwa 150 Leidensgenossen versuche ich, es mir auf einer der schmalen Sitzbänke der Fähre bequem zu machen. Ich höre Laptop gespeicherte Musik, bis die Batterie leer ist, esse einen weiteren Hähnchenschlegel, trinke ein paar Schlucke Rum aus meinem Vorrat im Gepäck, versuche zu schlafen. Geht nicht. Die Bänke sind allzu schmal. Der Fernseher läuft. Amerikanische Kriegsfilmre in Serie und dann überraschend ein ausgezeichnete Streifen „Escape from Sobibor“: ein bewegendes Stück unseelige deutsche Geschichte, vom Überlebenskampf der Häftlinge im Konzentrationslager Sobibor. Mittendrin kommt ein Maat und schaltet den Fernseher aus. Warum, weiß Niemand. Protest nutzlos. Ich gehe auf dem Hafenvorplatz spazieren. Dauer-Nieselregen als Begleiter. Die Zeit schleicht vor sich hin. Ich inspiziere das Schiff, lande, von lautem Klopfen gelockt, im Maschinenraum und entdecke schlagartig den wirklichen Grund des „No go!“ Nicht das aufrührerische Meer ist der Grund (wie mir Inselbewohner später bestätigen), ein handfester Maschinenschaden hindert den Transport. Der Motorblock, an Ketten aufgehängt, offenbart sein öldurchtränktes Innenleben. 3 Mechaniker sind eifrig am Werkeln.

Machen wir es kurz: Abfahrt um 3 Uhr? Nein, wir fahren gegen 4.30 Uhr ab: mit einem Ersatzboot, in das man uns umzusteigen bat.

Nun habe ich also im Inselparadies Bantayan für 1 Woche mein kleines Zelt aufgeschlagen: ein Zimmerchen, Toilette und Kaldusche außerhalb. Nicht zu

verachten die Küche mit Gaskocher und einem Spender für heißes und kaltes Wasser in Trinkqualität. Die Resorts, die sich am Strand aneinander reihen sorgen sich um Müllentsorgung. Das Meer können sie aber wohl nicht sauber halten. Das Wasser ist durchgehend mit Plastik gepflastert, und dann scheine ich für meine Urlaubstage den Regen gepachtet zu haben. Schwimmen in den kurzen Schauerpausen unter stets dichtem, schwarzem Gewölk. Man gewöhnt sich daran. Ich schlängele mich zunehmend gelassen zwischen Zigarettenschachteln und Safttüten durch die sanfte Brandung. Wenigstens keine Sonnenbrandgefahr, denke ich. Angenehm kühler Wind weht mir um die Nase und ungesund fächelnde Fankühlung bleibt mir auch erspart. Die wenigen Straßen von St. Fé sind rasch erkundet, eine günstige Straßen „Eatery“ (so nennt man das hier) ist gefunden und auch ein geeigneter „Tante Emma-Laden“ für den Tagesbedarf an Lebensmitteln. Schwierig bleibt –so wie in Cebu- der rechte Umgang mit Tricyclenfahrern. An jeder Ecke lauern sie auf Kundschaft und können nicht verstehen, dass es Menschen gibt, die gerne ihre eigenen Füße benutzen möchten. Es sind eben zu viele Fahrzeuge. Jeder Tourist (es sind zur Zeit nicht viele) müsste 5 solcher Fahrradrikschas gleichzeitig benutzen, um die Fahrer finanziell zufrieden zu stellen. Trotz Daueranmache: „Hallo Mister!“ bin ich gestern Nachmittag eine halbe Stunde gemütlich zum Hafen gewandert und habe eine Prozession zum Fest des „Hl. Antonino“, das man am Wochenende feiert, als Videoclip auf meine Digitalkamera gebannt. Am Hafen traf ich auf Rudolpho, den Hafenmeister, der mir seine Computer gespeicherten Familienbilder vorführte, seine spanischen Wurzeln, auf die er stolz ist, bis zum Urgroßvater zurück erklärt, vor allem aber ausführlich von seiner geliebten Tante erzählt, die 30 Jahre als Krankenschwester in der Nähe von Stuttgart arbeitete und jetzt im Rentenalter eine nicht unvermögende Dame rund um die Uhr betreut. Nach zwei gescheiterten Ehen lebt sie nun mit einem Freund zusammen und kümmert sich auch um dessen 10 und 12 Jahre alten Kinder. Sie besitzt neben der philippinischen längst die deutsche Staatsangehörigkeit und es geht ihr offenbar gut in Deutschland. Rudolpho wird sie im Oktober besuchen. Es geht ihr also gut und doch zieht es sie mit starker Macht zurück in ihre philippinische Heimat. Vor allem die langen kalten Winter machen ihr im Alter von nunmehr 67 Jahren zunehmend zu schaffen. Wir stehen auf dem Hafenvorplatz und reden länger als wohl 1 Stunde in gegenseitiger Sympathien miteinander.

„Was hat es eigentlich mit dem Fest des Hl. Antonius auf sich?“ frage ich ihn schließlich noch, um meine gerade aufgenommenen Prozessionsbilder besser einordnen zu können. „In diesem Heiligen berühren wir die Wurzeln katholischer Religion in unserem Land. In Europa ist religiöses Leben ja weithin säkularisiert. Wenn meine Tante einen katholischen Gottesdienst besucht, dann mit 8 oder 10 Menschen zusammen. Die Kirchen sind leer. Hier aber ist die katholische Religion so fest in der spanischen Tradition verankert, wie in keinem anderen Land Südostasiens, und die Kirchen sind voll.“

Ja, die Spanier brachten 1521 ein Bild des Heiligen als Geschenk für die Königin der Eingeborenen nach Cebu. Hier hat es eine wundersame Geschichte durchlebt. Zunächst fand man es nach dem Brand der Kirche, in der es aufgestellt war, unversehrt. Die Kirche selbst war völlig zerstört. Später nahmen spanische Conquistadores das Bild zurück nach Spanien, doch wiederum ‚o Wunder!‘: Das Bild verschwand und befand sich plötzlich wieder in Cebu. In Senor St.Nino verehren wir das Heilige Jesuskind, nun bald 500 Jahre, immer Mitte Januar. Sie sind Protestant, Sie glauben nicht an Heilige“, fügt er hinzu, „aber für uns sind die Heiligen –und besonders St.Nino, Mittelpunkt des katholischen Glaubens. Gegen die ‚Amtskirche‘ haben wir große Vorbehalte, aber wir sind tief religiös.“ Indem ich an den Luxushaushalt des Erzbischofs Maximiliano in Catbalogan denke, der seinen Lebensstil mit den Spenden der armen Bevölkerung finanziert, und auch an unsere anfechtbaren Kirchenstrukturen in Deutschland und weit über Europa hin, muss ich lächeln. Ich verstehe Rudolphos Ansichten gut. Etwas provokatorisch frage ich ihn noch, ob die Philippinos denn auch die Spanier lieben, die ihnen ja über Jahrhunderte kulturelle Werte vermittelt haben. „Nein!“ antwortet er, und ich bin nicht überrascht. Der Aufstand gegen die spanische Okkupation zum Ende des 19.Jahrhunderts, der sich für weitere 50 Jahre gegen die amerikanische Besatzung richtete, hat tiefe Spuren hinterlassen. Die Philippinos sind – bei allen Ängsten vor der jetzigen, offenbar korrupten und restriktiven, Politik der herrschenden Klasse –ein stolzes Volk, und die Kraftquelle ihrer Existenz schöpft aus ihrer katholischen Glaubenshaltung.

Am frühen Abend bin ich wieder in meinem Quartier, bereite einen starken Tee mit Rum und backe auf dem Gasherd 2 Rühreier mit Tunfisch. Ich rücke meinen Plastiksessel auf den Vorplatz vor der Zimmertür und lasse den Abend mit Schuberts Es-Dur Messe ausklingen.

Ja, so unbedeutend fließt mein Leben in diesen Inseltagen, und ich zweifle, ob meine schmalen Notizen interessant genug sind, überhaupt jemals gelesen zu werden. Das „Du“, das ich so sehnsüchtig ansprechen möchte, lebt einzig in Musik. Nie im Leben habe ich so intensiv in ihr nach mir gesucht. Alban Bergs „Lyrische Suite“ und sein Violinkonzert, Schoenbergs volle Instrumentierung von Brahms’ Kammermusik, heute an meinem 4. Tag in Bantayan Gustav Mahlers 9.Symphonie, dem „Lied von der Erde“. In all diesen Werken wiegt sich der „Traum von Leben“, von Michelangelos Zeigefinger, der die Unendlichkeit und Gott in ihr berühren möchte. Wenn ich auf etwas neidisch schaue, dann sind es die vielen unbeschwert lachenden Kindergesichter. Ich habe sie immer wieder fotografiert und dabei nach innen gedacht. Für „Boyblue“, den 6jährigen Philippino, den Karl-Heinz in seine Familie aufgenommen hat, kaufte ich zu Weihnachten eine kleine Rennbahn. Batterie getrieben sausen kleine Autos über eine verschlungene Achterbahn. Indem der Junge damit spielt, wird er selbst zum Rennfahrer, lebt ohne Ängste der Reflexion im „Hier und jetzt“ und damit „ganz“ – auch ohne Rennbahn, wenn er auf dem Teppich in meinem Zimmer von Blume zu Blume hüpf und jauchzt.

Ich hatte das Blumenmuster nicht einmal bemerkt, aber ich rieche mich in diesem Augenblick unter den Fliederbusch meiner eigenen Kindheit. So liebe ich es auch, den Kindern zuzuschauen, die im Sand die Häuser und Städte ihrer Phantasie zeichnen, mit Muscheln und Steinchen bevölkern. Die Kindheit ist das große Geheimnis des Menschseins. Wenn Boyblue, den alle um seines Lachens willen so nennen, mein Zimmer kehrt oder das Wasser von der Treppe wischt, so tut er das mit dem Ernst eines Erwachsenen, von dem er solche Verrichtung abgeschaut hat, aber er ist ganz Kind darin, und ich scheue mich fast, ihm dabei zuzusehen. Kindlichkeit ist unberührbar und darin vollkommene Schönheit der Seele. Einmal habe ich ihm Schokolade zur Belohnung geschenkt, und er hat sich gefreut. Wenn ich es zu oft wiederholte, würde es ein Bewusstsein nähren, das „wenn... dann“. Es wird ihm früh genug von Erwachsenen vermittelt und schließlich seine Kindlichkeit stehlen. So sitze ich viel lieber auf meinem Stuhl oder der Bettkante und schaue ihm zu, wie er in die Farben des Blument Teppichs hüpfet oder mit Motorgebrumm in der Stimme seine Rennautos flitzen lässt. Die eigentliche Kommunikation, die ihn oft in meine Nähe bringt, besteht im Nichtreden, aber immer im Lächeln. Nur darin, von Auge zu Auge und in der Seele, erspürt sich Liebe.

Meine „Kindergedanken“ tauchen in eine Wirklichkeit, einen Zauber, bedienen sich einer Farbpalette von Worten, der die Realität zu entgleiten droht. So lege ich behutsam ein anderes Bild über den Schokoladenguss unberührbarer, unverletzlicher Vollkommenheit der Kinderseele. Ich kann und will das mir und allen Lesern nicht ersparen, denn mein Reisebericht definiert sich nicht als ästhetisches Wohlfühlprogramm. Sehen wir also den Lumpenkindern ins Gesicht, den 4 – 8jährigen kleinen Erwachsenen mit den stumpfen Augen. Sie betteln nicht, sie arbeiten. In Müllsäcken auf dem Rücken, die oft größer sind als sie selbst, schleppen sie leere Flaschen, Dosen und Papier zum Erwerb einer Handvoll Reis zum Überleben der Familie. Wie ein grauer Schleier umfängt sie der Fron von Kinderarbeit in den Slumländern dieser Welt. Scheu und sprachlos tapen sie mit ihren nackten Füßchen durch die Pfützen der Straßen, tauchen in die Müllberge zur Seite, die sogar hungrige Hunde meiden möchten. Ihren Zusammenhalt finden sie in „Gangs“, geführt vom Ältesten und hinter ihm aufgereiht wie Orgelpfeifen die Mitstreiter bis zum Kleinsten. Wenn Niemand sie zur Bildung einfängt, reifen so Jugendbanden zusammen. Man spricht von Kriminalität, wehrt sich oder schüttelt den Kopf.

Wie ein zu schnell abgespulter Film überstürzen mich diese Bilder und alle anderen Erlebnisse meiner Reise auf die Philippinen, den mittleren Abschnitt der großen Inselkette: die Visayas, in ihrem Zentrum der Moloch Cebu und der Stadtteil Lapu-Lapu, in dem ich wohne.

Das sharing-Tricycle, das mich heute nach halbstündiger Fahrt für 30 Eurocent zum Hafen bringt, schließt das Erlebnis aller solcher Fahrten zu einem Ganzen. Schlagloch durchlöchert die Asphaltpiste als Trainingsgelände für meine alten Wirbelsäule. Zu zweit hocken wir hinter dem Motorradfahrer im Damensitz. Nur so reicht der Platz für 3 Personen auf dem Bock. Die Beifahrerkabine teilen

sich 5 weitere Fahrgäste. Um uns rattert, umschlingelt sich stinkend, dröhnend wie Wespengebrumm, der Verkehr durch die Pfützenlandschaft zum Ziel. Ich suche einen Weg zum Strand. Was ich dabei sehe, sind hoch aufragende, schmutzig graue Betonwände, über denen als lockende Vision einzelne Palmwipfel ragen, von Meer und feinem Sand träumen lassen. Es ist in der Tat nicht mehr als ein Traum. „Private Propriety!“ – „No trespassing!“ – „Visitors not allowed!“. Die Resorts hinter den Mauern schützen ihre Luxusgäste. Es heißt, einige von ihnen gewährten Gästen gegen „cash“ einen Schnupperanteil für Stunden der Seligkeit. Ich verzichte und lande nach einer halben Stunde des Suchens wieder am Hafen. Für 20.- Euro könnte ich eine der Inseln besuchen, die vor die Küste gemalt sind. „1.000.- Pesos only, very cheap!“. Der einarmige Bootsmann, der mir den Trip anbietet zeigt sich verwundert, vielleicht auch ein bisschen enttäuscht, dass ein reicher Foreigner sein Angebot nicht annimmt. Mir erscheint der Preis allerdings unakzeptabel, indem ich daran denke, dass ein Verkäufer in einem „Shopping Center“ kaum mehr als 150.- oder bestenfalls 200.- Pesos am Tag verdient, noch nicht einmal 5.- Euro sind das. Dass man ihm dann sogar nach 3monatiger „Probezeit“ in der Regel kündigt, um keinen Tariflohn zahlen zu müssen. Reiche Chinesen seien die „Drahtzieher“, erklärt mir Karl-Heinz. Ich lehne also ab und wende mich zu den steinernen Sitzbänken, die mit Stroh gedeckten Satteldächern Sonnenschutz versprechen. Ja, es regnet für den Augenblick tatsächlich nicht. Ich setze mich auf eine der Bänke zur Rechten der Armada von Motorbooten auf Kundenfang und warte. Nur einen Augenblick warte ich, dann erklärt mir eine, etwas gekünstelt lächelnde Frau, die wie aus dem Nichts aufgetaucht ist, dass ich zahlen müsse. Wieviel, sagt sie nicht, verweist vielmehr auf ihr kleines Restaurant, das auf wackeligem Steg ins Wasser ragt. „O.K.! – sage ich. Ich werde bei Ihnen essen und trinken!“ Sie führt mich die Steinstufen und eine daran gelehnte Holzleiter hinunter auf schwimmende Bohlen. Ich setze mich, lege meine Kleider ab, worauf sie mir mitteilt, ich müsse zuerst Eintritt bezahlen. Missverständnis oder Tücke? Mich ärgert ihr Verhalten. Ich packe mein Kleiderbündel zusammen und setze mich unter eines der Strohdächer in den Schatten auf den Boden, da die Bänke ja offenbar gebührenpflichtig sind. Kaum habe ich es mir bequem gemacht, eilt ein weiteres weibliches Wesen herzu und fordert mich auf, mich in die Sonne zu setzen, weg vom schützenden Strohdach, sonst müsse ich bezahlen. Also gut, ich wechsle den Standort. Mein breiter Tramperhut schützt mich gegen die recht heiße Glut der Mittagssonne, und dann gleite ich ins Wasser, das sich erstaunlich sauber präsentiert. Weit hinaus wagen darf ich mich zum Schutz meiner Utensilien allerdings nicht.

Der Nachmittag mündet in ein „happy end mit Bittersauce“. Ich finde zwar, versteckt im gegenüber liegenden Hafendrund ein preiswertes Restaurant, in dem ich nach Verzehr von Grünkohlgemüse, Reis und Fisch meine Kleider in Verwahrung geben darf. Kaum genieße ich allerdings die ersten Bisse, überfällt mich die Tecno-Tonanlage direkt hinter meinem Stuhl mit elementarer Wucht. Ich meine fast, Reis, Fisch und Kohl beschützend auf dem Teller festhalten zu

müssen, weil er mir sonst um die Ohren fliegen könnte. Das ist noch nicht alles. Ein stämmiger Seemann greift zum Mikrofon und versinkt im Karaoke-Plärren: gerade so viel zu tief, dass es meine Nerven ritzt und nicht zerschneidet. Mit einem Schnitt wäre die Sache zwar schmerzhaft, doch schnell überstanden. Ritzen aber jagt Schauer des Unbehagens wie eine Dauerdusche über meine Haut. Was ist zu tun! Mein Essen will ich nicht stehen lassen. Ich bin hungrig. Deshalb greife ich zu einer List gegen mich selbst. Ich richte meine Digitalkamera auf den Menschen und drehe eine Videosequenz. Er schaut mich Freude strahlend an, wertet mein Tun als Anerkennung, nickt mir dankend zu und steigert sein Röhren zur Höchstleistung. Fehlversuch nennt man so etwas. Ich warte das Ende des laufenden Titels ab und verwickle ihn dann in ein Gespräch. Wenn er spricht, kann er nicht gleichzeitig singen, denke ich, und diese Rechnung geht auf. Für eine kurze Frist Ruhe im Karton. Mein Freund ist sich sicher, einen Bewunderer seiner Kunst, einen wahren Fan, gefunden zu haben. Ich esse, höre dabei nicht auf zu reden. Dann spendiere ich einem Philippino, der mich die ganze Zeit über hungrig angestaunt hat, ebenfalls ein Reisgericht und genieße damit ein wenig Anerkennung in der Runde, die den Fremden sehr genau beobachtet. Lächelnd stehe ich auf und verziehe mich ins Wasser. Ich schwimme ein Stück hinaus, voller Furcht allerdings vor den Seeigeln, die am Boden des klaren Wassers lauern. Der leise Wellenschlag mildert die Musikattacken von Land her. Da ich ans Ufer zurück komme, ist der Künstler verschwunden. Schade fast! Ich werde kein Autogramm bekommen.

Die letzten Tage meiner Reise auf die Philippinen sind eingeläutet. Die Zeit scheint schneller und schneller zu laufen, sie rast geradezu und treibt hunderte Erinnerungsbilder an mir vorbei. Um sie festzuhalten, muss ich die Uhr anhalten. Meine Gedanken werden mit jeder Sekunde langsamer. Ich sitze in der offenen Zimertür, schaue den Gang davor, der seine braunen Fliesen mit Pflanzkübeln schmückt und gehe in mir spazieren. Der Vormittag ist fortgeschritten, meine 50Cent Uhr, die ich aus der Tasche ziehe, zeigt halb vier. Sie ist also stehen geblieben, scheint mich zu verstehen. Sobald es sich ergibt, werde ich ihr eine neue Batterie spendieren, aber für den Augenblick ist es mir lieb so, dass sie ihr unerbittliches Sekundenzählen eingestellt hat. Es regnet in dichtem Schauer. Seit gestern Abend. Ohne Unterbrechung, so scheint es mir. Die Pfützen auf dem schmalen Weg zur Hauptstraße haben sich zu Seen verbunden. Meine Ledersandalen müssen viel aushalten. Zu Hause wäre in dieser Jahreszeit jeder Schauer grausam. Hier umfängt er meinen Körper warm und Sommer schmiegsam. In wenigen Augenblicken bis auf die Haut nass, ohne grimmige Eile, beinahe krötenhaft empfangen und empfunden. Einzige Einschränkung: Ich sitze, da ich diese Zeilen notiere, durchaus im Trockenen: wie schon festgestellt, an der Tür meines Zimmers. In einer kleinen Pfütze vor mir hockt aber tatsächlich eine Kröte, sonnt sich gewissermaßen im Wasser und schaut unbewegt meinem Schreiben zu. Eigentlich bin ich mit dem Dauerregen an so vielen Tagen recht glücklich. Kein Sonnenstechen, keine drückende

Schwüle dafür ein belebend frisches Lüftchen um die Nase. Wenn nur die laute Tecnobeschallung, die mein Nachbar zum Dauerzustand erhoben hat, nicht wäre. Er ist und bleibt uneinsichtig. Keine Bitte und noch viel weniger Beschimpfung kümmert ihn. Gestern hat er zur Geburtstagsfeier für sein Söhnchen eine Ziege geschlachtet. Ich hörte das verzweifelte Meckern des Tieres, dem Drama selbst konnte ich durch rechtzeitigen Rückzug in mein Zimmer entgehen.

Mein Laptop schenkt mir heute Schoenbergs Orchesterbearbeitung der Händel-Variationen von Brahms. Die Musik erhebt sich über die grässlich geschmacklosen musikalischen Attacken des Menschen nebenan und führen mich ganz zu mir. Es hat zu regnen aufgehört, der Himmel hellt sich auf. Ich mache es mir auf dem Sofa der Zeitlosigkeit mit einem Pfeifchen und einer Tasse Kaffee gemütlich. Zwei Monate auf den Philippinen schmelzen wie die Tafel Suchardschokolade, die mir mein Weggenosse Hans gestern zum Dank für die Hilfe schenkte, die ich ihm bei der Formulierung eines schwierigen Anwaltsbriefes leisten konnte, auf meiner Zunge, und die guten Gefühle werden bleiben. Ich habe in Karl-Heinz einen so ungemein gastfreundlichen Begleiter gefunden und konnte Simon mit seinem Bruder Jovin zu einem guten Existenzstart helfen. Vor einigen Tagen reiste er –mit dem neuen Bootsmotor im Gepäck- zu seiner Heimatinsel zurück. Vielleicht ist er gerade jetzt mit der Montage beschäftigt und mit schützendem Farbanstrich des neuen Bootes. „Hallo!“, rufe ich ihm zu. „Boat is ready for fishing?“ Strahlend erzählt er mir, dass ein Geistlicher es bereits geweiht habe, und er heute Nacht mit seinem Bruder zusammen zum Fischen hinausfahre. Stolz und voller Unternehmungslust sehe ich ihn früh morgens gegen 4 Uhr losfahren. Um 10 Uhr ist er zurück. „Der erste Fang ist geglückt!“ ruft er mir glücklich zu. „18 kg Krabben haben wir gefangen, das bedeutet mehr als 3000 Pesos an Wert!“ Ich freue mich so sehr mit ihm und bin in 1 Traumsekunde zurück in Cebu. Wie das wohl funktionieren konnte? Nun, in Wirklichkeit war es ein Telefonat aus Darahway. Karl-Heinz hat mir heute Morgen die gute Botschaft überbracht.

Ich setze die Zeit wieder in Bewegung, sitze jetzt vor meinem Zimmer und höre um mich unzählige Hähne krähen. Sie scheinen in meine frohe Stimmung über Simons Starterfolg einzustimmen. In Wahrheit krähen sie natürlich aus Gewohnheit, vielleicht auch aus Verzweiflung über ihr unseliges Schicksal. Sie sind an Pflöcke gebunden oder in kleinen Drahtkäfigen eingesperrt, und in dieser Beschränkung vollführen sie ihr martialisches Konzert: nicht nur früh morgens, wie es sich gehört, nein! Den ganzen Tag über schreien sie sehnsüchtig nach ihren nahen, ach so fernen Hühnern, die frei laufend um sie her picken dürfen? Könnte so sein. Fest steht allerdings, dass man sie vor allem einsperrt, um ihre Kampfeslust zu steigern. Hahnenkampf – Wettleidenschaft der Philippinos heißt das Stichwort, und ich denke an spanischen Stierkampf, an menschliche Perversion im Umgang mit der Kreatur, die mir fremd bleiben wird. Der Abschied aus diesem Land fällt mir nicht schwer. Karl- Heinz hat mir

ein vorzügliches Mittagessen spendiert: Frittierte Schweinelendchen mit Reis und Gemüse. Wir umarmen uns. Das Flugzeug wartet... Aufbruch zum nächsten Ufer, ... im Gepäck „8 Philippinische Tiergeschichten“, die zum Teil während meiner zweiten Philippinenreise im Jahr darauf entstanden. Mein diesjähriger Gastgeber in Cebu ließ -zur Freude seiner Kinder und Gäste- mehr als ein Dutzend Kaninchen hoppeln, und in einem Drahtgehege lebten seine beiden Pythons. Beide Species werden Sie hier leicht wiederfinden.

## **Philippinische Weihnacht**

Es ist ein ganz einfacher Vorgang: Ein Moped schießt vorüber – ein kurzer Knall – ein kleines Loch in der Stirn, genau zwischen den Augenbrauen: Maßarbeit für 5000 Pesos, das sind gerade einmal 100 Euro. Die Polizei ermittelt mit Routine, erfolglos also, und der „Foreigner“, den es betroffen hat tritt nach Erledigung weniger Formalitäten in einem kleinen Zinksarg die Heimreise an.

Mr. R. erzählt mir das bei einer Tasse Tee auf meiner Terrasse – ganz nebenbei, als spreche er über den neuesten Bestechungsskandal in der Regierung oder berichte vom kürzlichen Unwetter in der Region Mindanao mit nicht wenigen Opfern immerhin.

Gewitterblitze, Orkan und prasselnder Regen durchtoben meine unruhige Nacht. Ich schaue aus dem Fenster: Da schießen Dutzende Kaninchen über den Rasen, springen wie lautlose Blitze in den Himmel und jeder Blitz ein Treffer: Hunderte kleine, kugelrunde, goldene Löcher, aus denen es rote Rosen regnet. Mit Eiskristallen überzogene rote Rosen regnen auf den Rasen vor meinem Zimmer, breiten sich wie eine leuchtende, eine wunderschön leuchtende Weihnacht.

Der Gewittersturm hat nachgelassen. Mein schwarz-weiß getupfter Lieblingshase hoppelt herbei, baut sich vor mir auf und „macht Männchen“.

Um seine Mundwinkel zucken die Raketenblitze der Nachbarn: „Merry Christmas to you!“ – hunderte „Jingle bells“ läuten von allen Seiten dazu, und die herrlichen Eisrosen mitten im Winter tauchen mich sanft in die Fülle ihrer duftenden Blüten.



Foto HG Klug

## Weihnachtskonzert

Nach einer Tecno gefolterten Weihnachtsnacht, im Halbdämmer des beginnenden Morgens überfiel mich ein Hahnenschrei mit der Wucht eines akustischen Hammers. Ich zuckte zusammen. „Nicht das auch noch!“ Ich zog die Decke über die Ohren, versuchte zu verdrängen. Keine Chance. Das Tier schrie zum zweiten, zum dritten Mal: in kurzen Abständen immer wieder. Warum nur hatte es sich ausgerechnet den Terrassenplatz dicht vor meiner Tür für seine akustische Morgengymnastik ausgesucht! Nichts als schlafen wollte ich, ein Viertelstündchen wenigstens noch. Wie unterschiedlich doch Gedankenansätze sein können. „Ein wohlklingendes Ständchen zum Weihnachtsmorgen“, mag der Hahn sich vorgenommen haben. Was in seinem Kopf vorging, lässt sich ja schwer einschätzen. Vielleicht hatte er sich ja ganz bewusst vor die Tür eines Musikers gesetzt. Eine Freude wollte er ihm machen, eine echte, professionelle Weihnachtsfreude.

Was der so beschenkte Musiker dachte, muss nicht noch genauer beschrieben werden. Ich war nun völlig wach, und solchen Bewusstseinsstand bezweckt ein Hahnenschrei ja wohl auch. Zerquält biss ich in meine über die Ohren gezogene Bettdecke und wartete. Die Abstände zwischen den Lautorgien waren nicht gleichmäßig. Durchaus mit Tecno vergleichbar. Die Folter der Stampfbässe verschiebt sich ja in dieser sogenannten Musik unmerklich, Computer gesteuert wahrscheinlich. Kämen die Stöße gleichmäßig, könnte man vielleicht in der Monotonie der Schläge allmählich in Schlaf gleiten. Nein: Die kleinen metrischen Verschiebungen lassen das nicht zu. Man soll wach bleiben, den Nervenschauder bis zum Wahnsinn durchkosten.

Verfolgen wir den kleinen Exkurs nicht weiter, und zerbrechen wir uns auch nicht den Kopf über den Sinn der Pausen im Weckruf eines Hahnes. Sie mögen seinem künstlerischen Empfinden anheim gestellt sein. Was mir aber mehr und mehr auffiel, war der ausgezeichnete Stimmsitz der Tiere: nicht durch regelmäßige Gesangsstunden erworben, sondern von Natur aus gegeben, genetisch eingepflanzt. In bewundernswerter Vollkommenheit sind alle Resonanzräume perfekt in die Lautgebung einbezogen. Die natürliche Folge: Ein Hahn schreit sich niemals heiser, verfügt also gewissermaßen über eine Kondition, für die ihn jede Gesangsdiva, jeder Heldentenor beneiden könnte.

Was man nicht ändern kann, sollte man wenigstens durchleuchten. So sehr ich nach jedem Schrei hoffte, es sei der letzte (irgendwann muss das Biest doch müde werden!), musste ich doch der Ausdauer wie auch der gleichmäßig hohen Klangqualität der musikalischen Darbietung einigen Respekt entgegenbringen. Zugegeben: Ein melodischer Gehalt ist in den Rufen nur schwer zu erkennen, auch scheint der harmonische Rahmen eher begrenzt. Es wäre vielleicht interessant, den Geräuschfaktor, der den Tönen beigemischt ist, in einem Resonanztomographen sichtbar zu machen, funktionell gibt das allerdings kaum einen tieferen Sinn. Anders verhält es sich mit dem Rhythmus. Er beginnt mit

einem 2/8-Auftakt, hin zu einer betonten Viertelnote, die in eine schwächer auslaufende halbe Note mündet. Das wäre der Anfang eines Walzers, der einen Hahn musikalisch unsterblich machen könnte, denke ich, tief in meinem Kopfkissen vergraben, aber der Auftakt ist zu schwer, überhaupt nicht „wianerisch“, die halbe Note, von der ich sprach, wirkt wie ein krächzendes Schleifgeräusch auf falscher Betonzeit und verleiht dem Ganzen den Ausdruck einer eher künstlich melodramatischen Inszenierung, die durch ähnliche Artikulation in weitem Umfeld und rein zufällige Überschneidung der Rufe eine Kontrapunktik simuliert, die es in Wirklichkeit nicht gibt. Hier schreit ein Hahn, dort ein anderer.... und es gibt so viele hier! Sie wollen nicht miteinander konzertieren, sondern präsentieren sich als leicht neurotisch angehauchte Egomane, die ihr Revier signalisieren oder einfach nur „Guten Morgen!“ oder „Happy b i r t h day!“ krächzen. Mein „Weihnachtshahn“ tritt dabei nur deshalb als Solist in den Vordergrund, weil er sich für seinen Auftritt den Vorplatz zu meinem Apartment als Bühne gewählt hat und mir deshalb musikalisch besonders nahe steht. Musikästhetisch eine ziemlich dürftige Präsentation, konstatiere ich und eigentlich Grund genug, meinem Solisten durch Abschlagen des Kopfes endlich das Handwerk zu legen.

Ich bin nun ziemlich wütend. Eine Weihnachtsnacht im Tecnofieber mit krönendem Abschluss eines Hahn-Konzertes! Ich springe aus dem Bett, öffne die Tür und werfe meinen rechten Pantoffel nach dem Tier, das erschrocken davon flattert. Vielleicht empfand es das jähe Ende seiner musikalischen Darbietung ähnlich wie ein mit „Buhh-Rufen“ von der Bühne gefegter Gesangstar. Ich weiß es nicht und will mich auch nicht weiter damit befassen. Ein Bühnenauftritt war es jedenfalls. Ich sehe den Darsteller in seinem wunderschönen, gelb-rot-schwarz gefärbten Kostüm, mit stolz gerecktem Hals, der sich mit jedem Tonstoß bis aufs Äußerste streckt, um seine künstlerische Qualität zur Perfektion zu steigern..... und wird dann von einem schnöden Hauspantoffel verjagt. Zugegeben: ein starker Eingriff in sein Seelenleben! Ein dermaßen schlecht behandelter Opernstar könnte darüber ins Grübeln geraten, im Wiederholungsfall gar in depressive Stimmung verfallen. Fast schon bedauere ich mein jähzorniges Verhalten ein bisschen. Schließlich wollte der Hahn mit seinem Krähen doch nur sein Bestes geben, mich gewissermaßen mit seinem Konzert beschenken.

Keine Sorge, verehrte Leser! Mein Hahn, mein in der Morgensonne bunt schillernde Hahn flatterte nur ein wenig außer Reichweite meiner Aktion, blieb dann stehen, reckte sich..... Sie ahnen, was folgte!

Ja, er setzte sein Konzert fort: stolz und sehr selbstbewusst, zumal ihm angesichts seiner Hühnerfamilie in den Büschen gegenüber der Kamm schwoll und zu weiterer Beschäftigung forderte. Ein glücklicher Hahn und hier auf den Philippinen, da ich diesen kleinen Bericht verfasse, eher die Ausnahme. Die meisten Hähne finden hier nicht zu ihrer naturgemäßen Bestimmung als Beschützer und Gatte. Es gibt weit mehr Hähne als Hühner, und sie werden getrennt von ihnen zu einer ganz anderen Bestimmung erzogen, zum

Hahnenkampf nämlich. Man wettet, verdient Geld, oft sehr viel Geld... und von solcher Tierquälerei sei hier nicht die Rede.

## **Symbiose**

Ein Leben mit Stechmücken und Bremsen



Es ist schwül-heiß. Ich habe meine Kleidung den Temperaturen angepasst: eine Turnhose, nichts weiter. Schwere schwarze Wolken sind aufgezogen. Das nächste Unwetter kommt bestimmt, und ich freue mich in meiner bei jeder Nässe geschützten Nische meines philippinischen Domizils vor meinem Zimmer auf das Gewitter, auf den bald prasselnden Regen, der mich hier viel mächtiger als in meiner deutschen Heimat mit unglaublicher Urgewalt überfallen wird. Er bringt ganz sicher die ersehnte Abkühlung, noch aber ist es nicht so weit. Schwarz lastet der Himmel über mir. Kaum ein Luftzug. Die Natur scheint den Atem anzuhalten: allerdings nicht ganz. Die Schweiß satten Minuten vor der ersehnten Abkühlung treiben die Stechmücken um mich her zur Höchstform. Sie sind auch Wetter unabhängig Tag wie Nacht aktiv, jetzt aber scheint sie nichts mehr zu bremsen.

„Bremsen“, ja: Das ist das rechte Stichwort gefährlicher Kindheitserinnerung. Ich hatte als etwa 14-jähriger Knabe die Sommerferien auf einem oberhessischen Bauernhof verbracht: mit Schweinestall misten, Kühe füttern und Heu einfahren. Da nahm mich Opa S. eines Nachmittags zur Holzabfuhr mit in den Wald. Es war heiß, drückend heiß, und doch lenkte Opa S. das Kuhgespann dick vermummt über den holprigen Hohlweg zum Wald hin. Seinen Mahnungen, Hemd, lange Hose und Mütze überzuziehen, hatte ich nicht folgen wollen. Kurze Hosen, Turnschuhe, das ist genug bei solcher Hitze, dachte ich mir, und Opa S. ließ mich gewähren: mit einem merkwürdig wissenden Blick, einem Grinsen unter den hoch gezogenen Augenbrauen, das ich nicht vergessen habe. Wir zuckelten also in gemächlichem Kuhtritt dem Wald zu. Die Hitze war selbst in leichter Bekleidung schwer zu ertragen, ... und dann zog ein Gewitter auf, rasch wie aus dem Nichts. Erste Blitze zuckten am Horizont. Wir beeilten uns mit dem Aufladen eines Holzstoßes, der am Waldrand bereit lag, um noch vor einsetzendem Regen zurück zu sein. In diesem Moment Schweiß treibender Arbeit überfiel er uns: nicht der Regen, sondern ein Feuersturm wild gewordener

Bremsen. Zu Hunderten surrten sie um uns und griffen an. Opa war geschützt, ich hingegen nicht. Ich tanzte vor ihm wie ein wild gewordenes Fohlen, und er lachte und schüttelte dabei den Kopf hin und her. „Hab ich dich nicht gewarnt?“ schien das zu bedeuten. Kein Wort des Vorwurfs, aber auch keine Mitleidsbezeugung. Ich schlug um mich. Jeder Schlag ein Treffer. Bremsen bleiben geduldig sitzen, bis man sie erschlägt. Ich tötete sie zu Dutzenden und Aberdutzenden, aber es waren zu viele. Die Erstürmung einer Stadt kann sich nicht grausamer vollziehen. Hunderte sterben unter den Abwehrgeschossen der Verteidiger, aber die Anzahl der Angreifer ist so überwältigend, dass den unaufhörlich nachströmenden Truppenmassen die Eroberung doch gelingt. Mir ging es kaum besser. Die Bremsen durchwüteten meinen Körper trotz hoher Verluste. Dichte Blutspuren an Armen, Beinen, am Rücken, am Bauch. Ich schrie und weinte und rannte dem heimatlichen Hof zu, ließ Opa mit Kuhgespann und Holz einfach stehen. Als er schließlich zurück war, sah er mich wiederum nur stumm an, ohne mich zu trösten.

An dieses Erlebnis muss ich unwillkürlich denken, indem ich in Alcoy, auf den fernen Philippinen, den Kampf mit Stechmücken führe. Sie sind schwieriger besiegtbar als Bremsen, denn sie tun mir nicht den Gefallen sitzen zu bleiben, bis ich sie erschlagen kann. Auch handelt es sich offenbar um eine besondere Spezies. Sie macht nicht wie ihre deutschen Artgenossen durch lautes Surren auf sich aufmerksam; sie „outet“ sich, wenn überhaupt, dann nur sehr leise. Wenn man die Biester bemerkt, ist es schon zu spät. Sie haben bereits gestochen. Der kleine zuckende Schmerz des Augenblicks, vielmehr aber das jämmerliche Jucken danach signalisieren mit einem gewissen Hohn: „Hallo, wir waren da!“ Ein wenig hilft meine Hauseidechse. Sie wohnt hinter den Gardinen, stößt von Zeit zu Zeit blitzschnell hervor, um mit langer Zunge Fliegen zu erbeuten. Leider sind es meist nur harmlose Fliegen, die sie fängt, keine Stechmücken, sofern ich das recht sehe.

Im Übrigen soll man das, was man nicht ändern kann, altersweise bedenken. Entweder folge ich schmerzhafter Kindheitserfahrung und setze mich selbst bei schwüler Vorgewitterhitze nur „stabil bekleidet“ vor die Tür, halte mich auch abends im Zimmer und dann zur Nacht nur mit Onkel Fritzens Schlafmütze und langem Hemd bekleidet auf, oder ich durchleide meine Wunden. Immerhin gibt es ja Pharmaka gegen Juckreiz. Ich muss gestehen, dass ich letztere Verhaltensweise vorziehe. Zumindest helfe ich damit der Industrie, Arbeitsplätze zu erhalten.....

Die Sachlage ermöglicht aber auch noch eine ganz andere Betrachtungsweise. In der „guten alten Zeit“ hielt man den Menschen durch Aderlass gesund. Vielleicht erfreue ich mich ja in meinem relativ hohen Alter der Aktivität der hiesigen Stechmücken wegen ziemlich guter Gesundheit. Hinzuweisen ist bei dieser Gelegenheit auch auf die emsige Arbeit winzig kleiner Ameisen, die mir ihre Säure injizieren, indem sie sich wohl zu Recht wehren, wenn ich sie in ihren Bahnen störe: möglicherweise zur Stärkung meines Immunsystems, aber das wäre ein anderes Thema. Sei zu guter Letzt der Tausendfüßler noch erwähnt, der

wohl 10 cm lange Wurm, der mich zur Schlafenszeit auf dem Kopfkissen erwartet. Ich kann ihn leicht fangen und nach draußen befördern. Er ist harmlos, verursacht keine Schmerzen, kommt aber Abend für Abend zurück... oder ist es ein anderer? Er will mir ja nichts tun, nur mit mir schlafen. Ob er meine Abneigung schließlich verstehen wird? So sehr ich mir einen lieben Bettgenossen wünsche: Ein Tausendfüßler muss es nicht sein. Und so gleite ich in meine Träume: ohne Mücken, ohne Ameisen, ohne Würmer. Die Eidechse darf bleiben.

## **Nachtfalter**

Lautlos steigen sie aus meiner Erinnerung. Auf farbenem Regenbogen, der im spleißenden Licht des zu Ende gehenden Tages zwischen Fächerpalmen und Mangobäumen traumhaft die Erde streift, gleiten sie wie Feen von einem anderen Stern zu mir hin: Phak-Bung, Khai-Muk und Ghee-Wan. Sie umtanzen mich schwebend und weichen zurück, wenn ich sie fassen will. Ihre Anmut umfängt mich wie eine zur Groteske erstarrte Idee des Schönen: in Puderdose, aufgesteckten, rosa lackierten Fingernägeln und schwarzem Lackröckchen gespiegelt. Kunstseidenes Haar gekämmt und immerzu gekämmt, den Blick nach unten gesenkt zu den Beinen, den makellos langen, in hohen Sandaletten gefassten Beinen. Dünn gezogene, lila Lidschatten und überrote Münder, leise klirrende Armreifen und übergroße dunkle Ringe im spärlichen Licht der Mondsichel, die nun am Himmel erscheint und ihr blässliches Wesen durchleuchtet, ihre künstlich perfekten Leiber, die flatternd leiden, weil sie nicht berühren können.

Superboy, Supercrazy, Superpussey: tanzender, singender Flitter und Schmuck ihrer Shows auf verräucherten Bühnen. Zerstörte Puppen mit verlaufener Schminke, in Porzellan gegossene Fabelwesen der einbrechenden Nacht. Zwitschernde, märchenhaft glitzernde Traumgestalten mit Plastikkrallen, Federboas, Seidenblumen und Perücken. Wie Schmetterlinge flattern sie in modrigem Parfum ihrer Sinne vor die dunklen Spiegelwände ihrer Phantasie und ihrer Verehrer, die sie nageln wie ein Souvenir, mit etwas Geld im Dekolletè, lüstern triefend und bewundert in der Dunkelheit. Nachtfalter, die im Morgengrauen stumm verlöschen, so schwirren sie davon, die Opfer ihrer Illusion.

Der Regenbogen war so schön, dann regnete es wieder, es goss wie aus Kübeln im Slum von Mandaue. Wir feiern zu Ehren der Madonna, stecken für die mit Blumen geschmückte Verehrte Kerzen an. Die Andacht aber, die sie erhoffen mag, zerschrillt im Sound der zahllosen Boxen, der sich über die feiernde Menge ergießt. In gleißendes Scheinwerferlicht getaucht brodeln der Platz dicht neben der Heiligen in Singen und Tanzen, lässt für diesen einen Abend die

Dunkelheit vergessen, die Schwärze armseliger, in Schlamm getauchter Hütten ringsum.

Daniel führt mich. Er hat mich eingeladen zu diesem Fest und zeigt mir jetzt den Weg zu seinem Haus. Auf löchrigen Bohlen tasten wir uns durch die Gassen, um nicht in Wasser und Schmutz zu versinken. Der Regen hat aufgehört. Schleierwolken bedecken die fahl verdeckte Mondsichel am Himmel. An einer Leiter bleiben wir stehen: dicht vor Junby. Er hat auf uns gewartet und lächelt mich an. Er, das ist sie, und das Mondlicht, das ihn beleuchtet, und aus dem er hin zu mir blickt, ist seine Göttin: mondlichtenes Wesen seiner Gefühle. Wir klettern hinauf in die auf Pfählen gepflanzte Bretterbude. Das ist Daniels zu Hause. Auf dem Feuer in der Ecke köchelt Gemüse und Reis, erwartet die Gäste. Die ersten sind schon da: Daniels Schwester mit ihrem Baby auf dem Arm, ihr Mann und ein Cousin, 15m<sup>2</sup> Bretterboden zum Leben für Mutter und Sohn. Der Vater ist schon lange auf Nimmerwiedersehen verschwunden.

Daniel richtet die Teller auf dem kleinen Tisch, dem einzigen Mobiliar des Holzverschlages. Wir hocken zusammen. Junby bleibt stehen. Er nestelt aus seinem himmelblauen Täschchen ein Spiegelchen hervor und eine Puderdose und putzt sich heraus. Mit einem Stift zieht er die Augenbrauen nach, mit einem zweiten zaubert er die roten Kusslippen noch greller als zuvor, dann beginnt das große Kämmen. Er trällert vor sich hin, betastet den hohlen Busen und trippelt damenhaft hin und her, übt den großen Auftritt einer imaginären Show, souverän, gekonnt, zugleich unendlich scheu. Da quietscht die Tür des Brettersverschlages, und ein ganzer Schwarm von Ladyboys strömt herein. Sie sind alle Daniels Freunde sieben an der Zahl.

Kicherndes Gequassel erfüllt den Raum, Handys klingeln unaufhörlich, liefern neueste Schlagermusik. Man telefoniert und textet, was das Zeug hält. Puderdosen und Stifte werden ausgetauscht, das Kämmen nimmt kein Ende. Unter allgemeinen Geplapper verzehren wir, was ich zuvor bezahlt, was Mama gekocht hat: als Nachspeise süßen Reisbrei mit Früchten. Ausgelassene Stimmung wie unter Kindern, unter kleinen Buben, zu Mädchen verwandelt, bald zum Tanzen bereit. Der Bretterboden als Showbühne, vom Qualm unzähliger Zigaretten verräuchert. Der Jüngste ist 15 und fast schon eine Dame, und Junby wirkt wie eine Königin unter ihnen. Wohin nur soll man schauen! Sie tänzeln verführerisch in ihren kurzen Röckchen, wiegen perfekt ihre Hüften dabei, werfen mir Kuschhändchen zu, verzaubern, denn Verzaubern ist ihre Kunst, die sie bis in die kleinste Drehung der Arme, Hände zu den Fingerspitzen hin beherrschen. Künstlich wirkt das, nicht natürlich. Sie sind es selbst oder sind es nicht, denn meine Freunde für diesen Abend verzehren sich narzisstisch in sich selbst. Vollkommene Grazie können sie nicht erreichen, ihr Bewusstsein hindert sie daran und droht sie zu zerreißen. Ach, wären sie doch Marionetten, an Fäden gezogen... oder Götter: zur Vollendung und Erlösung.

## TANTCHEN

Die alte weißhaarige Dame saß in ihrem mit geblütem Stoff bezogenen Korbsessel und genoss ihren Nachmittagstee. Sie hielt die dünne Porzellantasse in der Hand, den kleinen Finger etwas abgespreizt, und die vielen Ringe fielen mir auf. Viel zu viele eigentlich für eine so feine Hand, von einem zarten Adergeflecht durchzogen, beinahe immartiell zerbrechlich wie die Tasse selbst, die sie nun auf dem runden Glastisch abstellte.

Ihre Aufmerksamkeit galt nun einem Zucker bestreutem Keks, den sie einer Glasschale entnahm und mit einer Langsamkeit knabberte, die mich erstaunte. Es gingen wohl Minuten darüber hin. Was mich daran faszinierte, war die Gelassenheit der Zeremonie, die Harmonie der Bewegung und der nachdenkliche Zug um ihre Lippen, der sich bis zu den halb geschlossenen Augenwinkeln dehnte. „Vornehm“, dachte ich, eine vornehme alte Dame! Ich sah sie an, wie sie –Schluck für Schluck- den Tee trank und wohl noch drei weitere Kekse mit beinahe aufreizender Langsamkeit aß. Eines nach dem anderen.

Ich rührte mich nicht. Sie konnte mich für einen Stein halten, wenn sie mich überhaupt bemerkte. Zusammen gerollt lag ich am Stamm der Akazie, deren Zweige kühle Luft über die sonnglitzernde Luft dieses Spätnachmittages wehten. Worüber mochte sie nachdenken: über die Nichte, die sie gestern besucht und von der Diplomarbeit erzählt hatte, die kurz vor dem Abschluss stand ? Tantchen hatte das Studium weitgehend finanziert. Vielleicht war es das: ein Gefühl dankbarer Empfindung, das in ihr nachklang. Es konnte allerdings – und dies lag näher- auch der Gedanke an den Liebhaber sein, den sie für den Abend erwartete. Bevorstehender Genuss pflegt ungemein zu beleben: im Alter besonders.

Das dachte ich auch gerade, wohliger gerollt in meinem Baumwinkel und ließ die letzten Sonnenstrahlen über meinen Leib fächeln.

Als die Sonne am nächsten Morgen aufging, waren nur noch ein umgekippter Korbstuhl mit angefressenem Bezug zu sehen, dazu die Reste eines Tischchens mit zerbrochener Glasscheibe, Tassenscherben und eine Lesebrille, die zu beschreiben ich beinahe vergessen habe: Relikte eines Geschehens, das mich durchaus befriedigte; ein bisschen zäh zwar, aber insgesamt doch zart: die Ringe einmal ausgenommen .... und die für eine Brillenschlange eben doch unbekömmliche Lesebrille.

## Ein Lob dem Zuckerrohrschnaps

Das Lämmchen, seit kurzem erst der Muttermilch entwöhnt, stakte den Weg entlang und strebte dem nahe gelegenen Pub zu. Es wollte sich ein Gläschen Rum genehmigen. Der schmecke süßer als Milch und mache ungeheuer stark,

hatte man ihm gesagt. Es wollte sehr gerne so schnell wie möglich stark werden, und genießen wollte es auch. Es reckte sich also, denn es war noch klein, stellte seine Hufe auf den Tresen und blökte dem Wirt seinen Wunsch. Der Wirt war, wie könnte es anders sein, der böse Wolf höchst persönlich, mit weißer, über den Bauch gebundener, Schürze, einem roten Käppie auf den Ohren und geschäftstüchtig lächelndem Blick, hinter dem sich die Absicht verbarg, das Lämmchen, das saftige kleine Lämmlein schnellst möglich zu verspeisen. Hier aber, genau hier lag das Problem für ihn, als freundlichen Gastgeber das Gesicht nicht zu verlieren. Die vielen Gäste ringsum hätten sein rabiates Verhalten nicht akzeptiert. So verschob er seinen Speisewunsch auf später und fragte höflich, wie es sich gehört, ob der ungewöhnliche Gast auch zahlen könne. Der trug nämlich nur ein schmales Noppenhalsband, von einem Geldbeutel war nichts zu sehen. „Kannst du bezahlen“, fragte also der Wolf und machte das Lamm verlegen. Von Geld hatte es noch nie gehört. Wie sollte es auch: Es war ja ein Schaf, ein ganz normales, aber eben dummes Schaf. Über Geld hatte es sich noch nie Gedanken gemacht: Die Muttermilch war immer kostenlos gewesen. Es schüttelte also mit einem so rührend hilflosen Lächeln den Kopf, dass einige der Gäste, die das Gespräch verfolgt hatten, aufmerksam wurden. „Hast du das gehört?“ rief der dicke Alte vom Nachbartisch herüber und klopfte sich mit glucksendem Lachen auf die Schenkel. „Wie kann man nur in eine Wirtschaft gehen ohne einen Pfennig in der Tasche. „Es hat ja gar keine Taschen!“ gluckste sein Gegenüber, und ein allgemeines fröhliches Palaver über diesen Umstand machte die Runde.

Nun war der Rum in dieser Gegend nicht teuer. Es fand sich schnell ein schon ein wenig angesäuselter, lustiger Zechkumpan bereit, dem Schaf einen auszugeben. „Trink mit uns, prost und ex!“ Dankbar nickte das Lamm dem Spender zu und trank. Süß schmeckte das flüssige Zuckerrohr. Es leckte sein Mäulchen nach mehr, und das sah wirklich entzückend aus. Man machte sich deshalb einen Spaß daraus. Glas auf Glas schob man vor sein Schnäuzchen und freute sich an seinem hell blökendem „mähh!“ nach jedem Schluck, der es schneller als gedacht so betrunken machte, dass es schließlich nur noch lallen konnte, schwankend vom Tresen glitt, um nach Hause zu torkeln.

„Ich werde dich begleiten, sonst findest du den Weg nicht!“ sagte der Wirt voll böser Absicht, und in Erwartung des saftigen Happens vor Augen lief ihm das Wasser im Maul zusammen.

Oh du dummes Schaf! Es ist doch klar, wie die Geschichte ausgeht. Einmal, nur ein einziges Mal wolltest du genießen. Den Preis für diesen Genuss, den so beseligt süß betörenden Saft, konntest du nicht kennen, so wie du die Menschen nicht kennst, die dich früher oder später als Braten genießen werden.

Mit freundlich bösem Nicken seines schwarzen Kopfes hielt der Wirt – gastfreundlich, wie es sich gehört, die Tür auf, ging hinterdrein, setzte zum Sprung an, und das Lämmchen...

Nun, wundersamerweise wurde es nicht gefressen. Es kam mit dem Leben davon, denn nur ein irreales Traumschaf trinkt Rum in einem Pub, wie

jedermann weiß. Ein schöner Traum war es allerdings, in dem es sich vom Boden erhob und im süßen Nebel des überreichlich getrunkenen Zuckerrohrnektars in die Lüfte stieg. Es war so glücklich, und wenn du genau hinschaust, kannst du es entdecken. Als Schäfchenwolke schwebt es noch heute bei schönem Wetter am Himmel dann und wann.

Für dieses Mal schnappte also der Wolf vergeblich, doch täusche dich nicht! Ihn gibt es wirklich. Auch ohne weiße Schürze und rotes Käppie eines Wirtes lauert er hinter jeder Flasche billigen Rums und übler Begierde. Ausdauernd und heimtückisch sucht er seine Opfer. Hüte dich!

## **Meine Kakerlake „Susi“**

Auf einer weißen Fliese des großen sauberen Badezimmers empfängt sie mich: Susi die Kakerlake aus der Familie „Blatta orientalis“, besser bekannt als „Große amerikanische Küchenschabe“. „Guten Abend!“ sage ich. „Guten Abend! Was machen Sie in meinem Badezimmer?“ Keine Antwort. Meine Freundin ist mit einem Tabakkrümel beschäftigt, der sich in eine Ecke hinter der Toilette verirrt hat. Immerhin unterbricht sie ihre Tätigkeit, sitzt einfach da: sitzt unbeweglich da und vielleicht auch ein bisschen ärgerlich, dass ich sie gestört habe. Für Minuten starren wir uns gegenseitig an; um ehrlich zu sein nicht gerade wie Freunde. Ängstlichkeit steht zwischen uns. Ich denke an Angriff, sie wahrscheinlich an Flucht. Dass sie an Flucht denkt, vermute ich natürlich nur, denn zu ihrem Gehirn habe ich ja keinen direkten Zugang, aber es ist wohl überall und immer im Leben so. Der Stärkere wird vernichten, der Schwächere versucht, dem zu entgehen, und ganz natürlich bin ich der Stärkere. In mein Körpervolumen hätten wohl mehr als 5000 Küchenschaben Platz. Fürs erste überlege ich, was zu tun ist. Vielleicht ist Ihnen ja aufgefallen, dass ich sie „Susi“ nannte, dass ich ihre Existenz als die eines Weibchens festgelegt habe. Könnte es nicht auch ein „Edgar“ oder „Walter“ sein, ein Männchen mithin? Nein, meine Festlegung auf „Susi“ ist ganz sicher richtig, auch wenn meine „Unfreundin“ sich nicht vorgestellt hat. Es gibt im menschlichen Bereich zwar bisweilen in gewissem Alter ein Verwechslungspotential zwischen Knabe und Mädchen, und ich habe das gestern in einer lustigen Straßenbegegnung mit einem Ladyboy selbst erlebt, aber bei Kakerlaken erkennt man das Geschlecht auf den ersten Blick. Männchen sind kleiner, eher bräunlich, und sie haben Stummelflügel, ohne allerdings damit fliegen zu können. Meine Susi ist größer, schätzungsweise 30mm lang, kohlrabenschwarz, mit dünnen langen Fühlern, die jetzt nach meinem rechten Fuß tasten, und das erscheint mir ein wenig dumm. Es ist, als ob der Delinquent die Schärfe des Henkerbeiles prüfen wolle. Ich bewege meinen Fuß einige Zentimeter auf sie zu. Blitzschnell löst sich Susi aus ihrer Starre und schießt in die gegenüber liegende Ecke des Badezimmers unter

den Waschtisch. 1,5m pro Sekunde: eine beachtliche Geschwindigkeit! Ich habe mich im Internet kundig gemacht und kenne daraus auch die wissenschaftliche Bezeichnung: „Blatta orientalis“ oder „Amerikanische Küchenschabe“, im Gegensatz zur sehr viel kleineren „Blatella Germanica“. Ich glaube allerdings nicht, dass sich die Tierchen an ihren Kontinent gebunden fühlen. In indischen Billigabsteigen tummeln sich nämlich meist deutsche Kakerlaken im Schmutz von tausend Winkeln und Ecken, vor allem unter Betten, während sich mein amerikanisches Prachtexemplar an meinem Standort hier auf den Philippinen angesiedelt hat. Ein Luxusweibchen, denke ich: gehobene Ansprüche an Stil und Wohnqualität. Mein Appartement ist –wie schon geschildert- groß und blitzsauber: Komfort vom Feinsten.

Kakerlaken besiedeln beinahe die ganze Welt, außer der Arktis und Antarktis. Da ist es ihnen wohl zu ungemütlich kalt. Gemütlich oder ungemütlich: Fest steht, dass sich Susi wohl in ihrem Quartier fühlt. Sie bewohnt es aber nicht ganz rechtmäßig, denke ich, indem ich meinen rechten Fuß wieder in ihre Nähe taste. Sie zahlt ja noch nicht einmal Miete und frisst schamlos meine teuren Tabakkrümel, erwischt wohl nachts auch das eine oder andere Brotrestchen.

Bleiben wir bei der Realität: ein Riesenfuß auf der einen, blitzschnelle Fluchtreflexe auf der anderen Seite. Was ist zu tun? Ich stehe barfuß (ja, ich gestehe: nackt) vor dem schwarzen Ungeheuer. Eine zerquetschte Küchenschabe auf nackter Fußsohle, sofern ich Susi überhaupt erwische, nein! Das widerspricht der mir angeborenen Ästhetik. Ich bewaffne mich also zunächst mit meinen Sandalen, die an der Außentür parken, und wende mich dann wieder meinem Feind zu. Ich kann in der Tat meine feindliche, ja aggressive Grundstimmung nicht verheimlichen. Jagen und tot treten heißt deshalb die Devise. Die Jagd beginnt. Nach nur 5 Minuten gebe ich entnervt auf. Susi ist einfach zu schnell, und ich schwitze trotz meiner Nacktheit fürchterlich. Außerdem halte ich es für möglich, dass Susi trächtig ist. Hunderte Kakerlakeneier, von meiner Sandale zerquetscht überall im Zimmer! Vor meinem geistigen Auge sehe ich schon tausend neue kleine Schaben um mich her: eine schreckliche Vision.

Ich ändere meine Taktik, setze auf meinen Intelligenzvorsprung. Sie können mit mir aufatmen und sich vielleicht in ähnlicher Situation auf meinen Einfall besinnen. Eine leere Seifenschachtel auf dem Waschtisch und ein Küchenlappen wurden zu meinen Werkzeugen. Susi hielt die Schachtel wohl für ein gutes Versteck. Lappen drauf und ins Freie rennen, Susi in ein Blumenbeet gegenüber schütten, das waren meine Aktionen von Sekunden. Dass sie ins Zimmer zurückfand, ist allerdings nicht auszuschließen. Als ich gestern Abend, in einen Kriminalroman vertieft, auf dem Bettrand saß, flitzte sie unter meinem Bett hervor, um gleich wieder zu verschwinden. Kakerlaken sind lichtscheue Wesen, und ob es Susi tatsächlich war, die mich im Bett besuchen wollte, lässt sich nicht eindeutig ermitteln. Vielleicht war es auch eine Tochter oder Schwester oder... Ich werde wohl weiter mit ihnen leben müssen. Sie sind so zäh, sagt man, dass

sie selbst den Atombombenangriff auf Nagasaki überlebt haben. Solchen Überlebenskünstlern sollte man schließlich auch eine gewisse Hochachtung nicht versagen.

NB. Der Vorfall hat sich wiederholt. Woher kommen diese Biester nur in mein klinisch sauberes Badezimmer? Diesmal konnte ich meine Freundin sehr rasch im Papierkorb fangen und nach draußen befördern. Ruhe also an der Front... bis zum nächsten Mal?

## Seesterne

Ich bestaune das Korallenriff am Inselrand. Dunkelrot leuchten die Poseydonkorallen, die sich dort festgesetzt haben. Aus kleinen beweglichen Kalkplättchen geformt, haben sie eine dornig-stachelige Oberfläche, die sie allerdings nur ungenügend vor Fressfeinden schützt: vor dem Tritonshorn etwa, der Harlekingarnele und der Korallenkrabbe. Fünfsternige radiäre Symmetrie und in dieser Einfachheit schön. Ihnen fehlen Herz, Hirn, Ohren und Augen, aber einen Magen haben sie. Wollen sie fressen (und welches Erdenwesen wollte das nicht!), stülpen sie ihn einfach über die begehrte Beute; über Moostierchen, Seescheiden und Weichtiere, scheiden Nahrung zersetzende Verdauungssäfte aus und saugen das Ganze zusammen mit dem Magen selbst wieder ein.: unnachahmlich perfekt und keineswegs primitiv. Sie haben uns Menschen nämlich etwas Erstaunliches voraus: Sie können sich regenerieren. Aus einem kleinen Fragment, wie etwa einem Arm, entsteht ein neuer Seestern. Ja, in einigen Arten scheint sich ein Arm fast selber wegzureißen, um dann ein neues Tier zu bilden. Die Fortpflanzung organisiert sich im Übrigen getrennt geschlechtlich. Samenzellen und Eier werden ins Wasser freigesetzt, die entstehenden Larven ernähren sich von Zooplankton.

Meinen bescheidenen Exkurs verdanke ich „Wikipedia“ und er bewegt meine Phantasie. Wäre es nicht wunderschön, ein solch rot leuchtender Seestern zu sein? Welch ästhetisches Wohlgefühl, unter Wasser, von der Sonne durchspiegelt, in der herrlichen Welt der Korallen in den Tag zu leben? Wochenlang käme man ohne Nahrung aus, hätte mangels Hirn keine Zukunftssorgen, keine soziale Verantwortlichkeit, keine Probleme mit Sex und Gefühl.

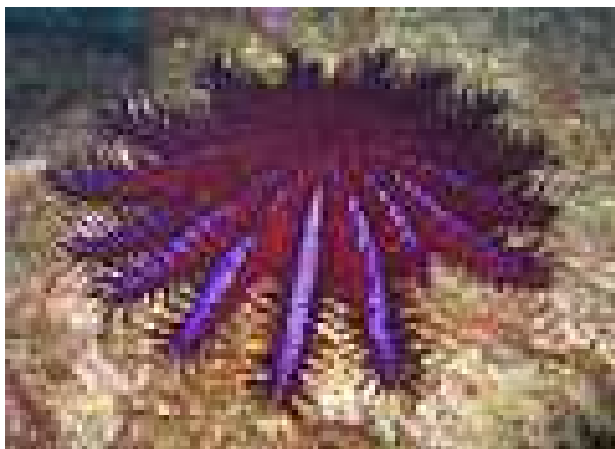
Setzen Sie das Schicksal eines Fischers in Vergleich, der in armseliger, auf Stelzen in die stinkende Mole hinaus gebauter Hütte ums Überleben kämpft. Betrachten Sie das Los eines gestressten Mitteleuropäers vor definitivem Burnout oder die Lebensdürftigkeit eines HartzIV-Empfängers, überhaupt Hunger und Leid in der Welt.

Ich weiß: Der Vergleich hinkt gewaltig! ... und doch: Wäre das Leben eines Seesterns nicht einfacher und darin einfach schöner? Ich lebte den Augenblick ohne oft so lästige Reflexion; und attackierte mich eine Garnelenkrabbe oder ein

Tritonshorn, spazierte ich mit einem meiner Arme unterm Arm zu einem benachbarten Riff und begänne ein neues Leben.

Nein, mein Exkurs ist natürlich einigermaßen unsinnig, wie ich sehr wohl weiß. Die menschliche Fähigkeit zu fühlen, zu empfinden und mitzuempfinden, ja zu lieben schließlich, und auch die Gabe des Denkens und Entscheidens sind zu göttlich, als dass ich sie missen möchte.

Einen Seestern muss ich allerdings an dieser Stelle besonders würdigen, weil er bedenkenswerte menschliche Züge aufweist. Es ist der „Dornenkronenseestern“, aus dem Stamm der Echinodermata, der Stachelhäuter, aus der Klasse der Asteroidea. Er reicht also aus der Meerestiefe in geradezu galaktische Sphären, stürzt sich, Heuschrecken gleich, millionenfach ausschließlich auf Steinkorallen, denen das –ökologisch betrachtet– gar nicht gut bekommt. Stülpt seinen Magen über sie... Nun, ich habe das schon beschrieben. Er frisst nur bei Nacht. Ich habe ihn also niemals beobachten können, aber ich sehe ihn im Geiste vor mir, wie er zu seinen Kollegen am Sternenhimmel aufblickt mit seinen bis zu 23 Armen, blau-rot schimmernd und ihnen seine langen spitzen Giftstacheln entgegenstreckt. Genau darauf möchte ich Ihre Aufmerksamkeit lenken: auf seine Giftstacheln, die eine Berührung nicht ratsam erscheinen lassen. Übelkeit, Lähmungen und starke Schmerzen werden als Folgen genannt. Und dann beachte man die religiöse Dimension des Tieres: „Dornenkronenseestern“!



Foto

Jon Hanson/Wikipedia

Ich erinnere mich an den 88jährigen Bischof Catbalogans, der mich im vorigen Jahr zur Audienz geladen hatte. Ich berichtete davon.

„Dornenkronenseestern“ - Welch religiöser Anspruch, Welch geistliche Nähe! Welch Gift in den Eingeweiden seiner „Schäfchen“. Er stülpt sich einfach über sie und saugt sie aus. Spenden fließen reichlich, und eine Trauung kostet schon mal 25000 Pesos. Man hat mir von Millionen auf seinen Konten erzählt. .... „Seesterne haben kein Herz, kein Gehirn...“, haben Meeresbiologen herausgefunden. Geld zieht wie der Teufel nach unten, und ich ahne, warum sich Petrus bisher geweigert hat, den alten „Hohen Herrn“ durch sein Himmelstor zu bitten. Seesterne, diese speziellen jedenfalls, weisen also verblüffende Ähnlichkeiten mit so manchen Menschen auf, so scheint es, oder verhält es sich umgekehrt?

Sie sehen: Die Begegnung mit Msgr. Maximiliano hat tiefe Spuren in meine Erinnerung gezeichnet, in meinen Kopf zumindest, nicht in mein Herz, und ich bekenne mich mit Freude zu meinem einfachen Leben.

War der kleine Bericht aus der Westtürkei ein „Interludium“, so kontrapunktiert der Schlussteil in mehrfacher Hinsicht:

- Es geht aus den warmen Monsunländern in den unwirtlichen hohen Norden –
- Der Autor taucht in die „betuchte“ Gesellschaft ein und ist in das Geschehen beruflich gebunden.
- Trotzdem fühlt er beim Thema „Luxusreisen“ die Herausforderung zu einem gesellschaftskritischen Ansatz.
- Sein „Fazit“: „Rucksackklamotten“ oder Smoking: Ob „ein Mensch drinsteckt“, das ist entscheidend.

## **Eindrücke einer Kreuzfahrt**

### **I.**

#### **Von Kangerlussuaq nach Nome**

Feiner Lederkoffer statt Rucksack. Weißes Hemd und Krawatte, schwarzer Anzug, neue Lederschuhe von Borelli statt „Backpack-Klamotten“, auch so kann man reisen, wenn man 20.000.- Euro übrig hat: für 3 Wochen Luxus (ausschließlich der Getränke).

So viel Geld für einen Urlaub hatte ich nicht und werde ich niemals haben, und doch reiste ich gleich 6 Wochen auf einem Kreuzfahrtschiff hoch in den Norden, zu Gletschern, Vulkanen und Eisbären. „Noblesse oblige“ und „Simsalabim“. Es gibt sie wirklich, diese zauberhafte Verwandlung, wenn Glück und Können zusammen klingen, wenn man zum Beispiel Klavier spielen kann und zugleich Platz in der Kartei einer Agentur findet. „Haben Sie Zeit und Lust...“, ich hatte beides und wurde als Pianist engagiert: Barmusik, dazu Begleitung einer Sopranistin, mit klassischem und Operettenprogramm, sowie eigenen Klavierabenden.

Ein umfangreiches klassisches Repertoire konzertreif zu lernen, wenn alte Finger und alter Kopf aus der Übung sind, fordert einen starken Willen und viel Geduld für die Vorbereitung, und ich rackerte 2 Monate lang etwa 6 Stunden täglich mit wachsendem Erfolg und großer Freude. Unterhaltungsmusik hatte ich aber bisher noch nie gespielt. Was soll's! Die Musikbibliothek meiner Heimatstadt sah mich als Dauergast, und ich eroberte mir die ganze „Bandbreite“ dieses Genre: von Gershwin und Joplin bis Sinatra und Duke Ellington, in improvisatorischen Schaum eingebunden.

Mein „Arbeitsgerät“ auf der Bühne des Salons hätte einen Designerpreis verdient: ein feiner japanischer Stutzflügel in bestem schwarzen Lack. Die Gäste sollten schließlich die Abende genießen. Sollte es allerdings neben anspruchsvollen Zuschauern auch ebensolche Zuhörer gegeben haben, stellte sich –jenseits meiner pianistischen Artistik in der Interpretation von Mozart oder Chopin- ein ästhetisches Fragezeichen. Ich hatte eine grausam verstimmte

Sperrholzkiste zu bedienen, ein Gruselkabinett der in sich uneinigen Tonskala von dumpfen Bässen bis hinauf zu klirrendem Diskant, ein Horrorszenario für jedes halbwegs offene Ohr. Nach etwa 4 Wochen Leidenszeit erbarmte sich ein russischer Klavierstimmer mit der resignierenden Feststellung, der Stimmboden sei dem tonnenschweren Zug der Saiten wohl nicht ganz gewachsen, so gefühlvoll er auch an den Wirbeln drehe. Eine Klangverbesserung erreichte er aber doch: für 2 – 3 Tage.

Ich eile den Ereignissen voraus. Die Reise begann mit dem Flug nach Hannover, einer komfortablen Nacht im Airporthotel mit Lachs und Kaviar zum Frühstück, Weiterflug nach Kangerlussuaq auf Grönland, Sektempfang am Ankerplatz unseres Luxusdampfers zur Begrüßung und Einweisung in eine geräumige, helle Kabine. Mein Herz schlug Purzelbäume: ganze 10 Minuten lang. Dann erschien ein „Kollege“, als Lektor engagiert: ein etwa 30 Jahre alter Geologe, lustiger Typ mit Pferdeschwanz, der mit seinem Slogan „unvorbereitet, wie ich bin“ oder „Sie stellen keine Fragen mehr? Sind Sie vielleicht eingeschlafen?“ sehr bald zum Publikumsliebbling avancierte. Er betrat also die Kabine und erklärte sich zu meinem Mitbewohner. Das kann nicht gut gehen, fuhr es mir blitzschnell in den Kopf. Er arbeitet mit Führungen und Vorträgen tagsüber, ich aber spät abends und nachts. Man müsste 6 Wochen lang umeinander schleichen, um sich nicht zu stören. Auf meine Bitte hin bekam ich tatsächlich einen anderen Schlafplatz: im Unterdeck und winzig, mit rasselnden Ankerketten neben meinem Kopfkissen, einer als Biologin angestellten Dame im gemeinsamen Bad, und dem durchaus nicht angenehmen Zwang zur zweckentfremdeten Benutzung meines Zahnputzglases, wenn ihre ausgiebigen morgendlichen Duschorgien mit meinem Toilettenbedürfnis kollidierten. Es sei damit angedeutet, dass ich einige Schwierigkeiten mit der Einordnung in die Crew hatte. Man sollte bei diesem Job, das erfuhr ich immer wieder, sich lautlos und elegant wie ein Fisch bewegen, wegtauchen statt anzuecken, runterschlucken statt aufmucken. Meine elende, stinkende Pfeife hat mir da sehr geschadet, obwohl ich sie nur im erlaubten Außenbereich schmauchte. Wortgefechte mit dem leicht schnöseligen jungen Hoteldirektor, die es in diesem Punkt öfter einmal gab, hätte ich vermeiden sollen. Der Mensch hatte mir 3 ½ goldene Streifen am Ärmel voraus. Ich hätte keinesfalls –wenn auch gegen Mitternacht in einer dunklen Ecke- ein Wiener Würstchen mit der Hand anfassen dürfen, vor allem aber schadete es meiner Reputation, dass ich in den Spielpausen nicht an der Bar rum hing, wie es sich in der ungeschriebenen Hausordnung für einen Barpianisten geziemt und selten vor „Dienstschluss“ ein Glas Bier trank. Es gab da noch viele Fallen, in die ich als unwissender „Newcomer“ tappte und die meine „Integrationsfähigkeit“ in Frage stellten, sei's drum! Für diesmal würde ich die Herausforderung bestehen, auf Dauer zum Barpianisten „berufen“, fühle ich mich deshalb ganz sicher nicht. Ich hatte 4 – 5 Stunden Klavier zu spielen, und das tat ich zu allgemeinem Wohlgefallen mit zunehmender Routine.

Phantastisch war das Erlebnis der Natur zwischen Gletschereis und rauchenden Vulkanen, auf der Spur arktischer Expedition zur Erkundung der

„Nordwestpassage“. Davon möchte ich erzählen, dazu von meinen Gesprächen mit der „High Society“: meinem „Millionärspublikum“.

Wie sich bald zeigte, waren es Gespräche mit ganz einfachen, liebenswerten Menschen, mit wenigen Ausnahmen ohne jede Allüren, und ich lernte daraus mit einigem Erstaunen, dass die Geschichten, die ich erfuhr, denen ähneln, oft auch gleichen, die ich auf meinen Rucksackreisen sammelte. Das Leben schreibt auf geraden wie krummen Zeilen, Reichtum schützt nicht vor Lebenskrisen, und allerlei Kurioses erfuhr ich außerdem.

Es ist Mittagszeit: Ich sitze im Schiffsbug unter einem Heizstrahler und schreibe diesen ersten Bericht, während wir in dem kleinen Hafen Aasiann vor Anker liegen. Die bunten Häuser sind mit offen liegenden Wasserrohren verbunden, im Winter künstlich beheizt, denn die Temperaturen können bis minus 50 Grad reichen. vier Buckelwale in der Ferne schießen ihre Wasserfontänen in den Himmel, es regnet, Außentemperatur 10° C, Wasser: 8° C. Mein Gemüt kommt langsam, ganz langsam im hohen Norden an.

Das Mittagessen genieße ich im Clubraum: Soljankasuppe, Kohlrouladen, Eisbecher: Magen, was willst Du mehr! Für Hirn und Magen wichtiger noch: die absolut ruhige See, kein Gedanke an Seekrankheit!

Wir haben inzwischen Kurs auf die Diskobucht genommen, am frühen Abend könnten Gletscher vor die Kamera kommen. Sie ist geladen und freut sich schon. Verkürzen wir die Fahrzeit mit –als Interludium gewissermaßen- mit einigen Informationen:

Die Discobucht, dieser grönländische Eisfjord liegt 250 km nördlich des Polarkreises an der grönländischen Westküste. Er erstreckt sich über 40 Kilometer Länge und ist 7 km breit. An seinem landseitigen Ende findet sich der Gletscher Sermeq Kujalleq, einer der aktivsten Gletscher der Erde. Seine Fließgeschwindigkeit beträgt ca. 40 m pro Tag, was jährlich einer Eismenge von 35 Kubikkilometern bedeutet. Bedingt durch diese rege Gletschertätigkeit ist der Fjord vollständig mit Eis und Eisbergen gefüllt. Die Vorläufer davon rollen gerade Backbord an meinem Laptop vorbei. Bis zum Erreichen des meerseitigen Endes dieses Fjords mit dem Namen Ilulissat (nach der benachbarten Stadt benannt) benötigt das Eis 12 - 15 Monate. Dieser riesige Eisfjord trägt offenbar viel zur Erforschung des Aufbaus des grönländischen Eisschildes, des Klimawandels und verwandter geomorphologischer Prozesse bei, deshalb zählt er seit 2004 zum UNESCO-Weltnaturerbe.

Die erste Woche vergeht fast wie im Zeitraffer: Besuch von Inuitsiedlungen stehen vor allem auf dem Programm und geben erste Einblicke in die karge Landschaft der Tundra: meist in "nassen Anlandungen" mit den „Zoodiaks“, den Schlauchbooten, die immer wieder zu Wasser gelassen werden, um die Gäste vor Ort zu bringen. Man suggeriert ihnen auf diese Weise das unmittelbare Erlebnis einer "Expedition", als die sich die Durchquerung der Nordwestpassage versteht. Die Sommer sind kurz hier oben, so dicht am Nordpol, nur eine einzige solche Reise ist möglich und deshalb sehr gefragt. Sie ist für 2009 bereits

ausgebucht, und das bei Kabinenpreisen bis 27.000 Euro für eine Suite mit Balkon!

"Ich wollte für die Antarktis - Expedition im Dezember buchen, aber die gewünschte Suite war nicht mehr verfügbar": Enttäuschung für eine ältere Dame, die mir das erzählt: Klage auf ziemlich hohem Niveau, denke ich. Nun, ich habe es eben überwiegend mit Millionären zu tun. Ob sie das "Abenteuer einer Expedition" suchen? - vor allem: ob sie es finden werden... oder überhaupt finden wollen? Träume von russischen Eisbrechern, die das im Eis festgefahrene Schiff in dramatischer Rettungsaktion befreien, von der Begegnung mit Eskimos in ihren Iglus, vom einfachen (und harten!) Leben dieser Menschen in langen dunklen Wintern.....

Die Lektoren geben sich große Mühe, solch besondere Impressionen aus der Entdeckungsgeschichte der Arktis heraus zu filtern: Grenzerfahrung unbändigen Willens, der Natur ihre letzten Geheimnisse abzutrotzen: verbunden mit Scheitern und Tod, schließlich aber mit Erfolg. So ist der Mensch.... und den Luxusgast auf seiner Kreuzfahrt-„Expedition“ überfällt zwischen feinsten Rinderrouladen und Nachmittagscocktail ein leichter Schauer: in Imagination des Kampfes mit einem Eisbären ... auf Leben und Tod. Zu den Betreuern zählte übrigens tatsächlich ein kanadischer Eisbärenwächter, der die kleinen Landausflüge mit seiner Flinte begleitete.

Für die Querung der Arktis und Antarktis gilt solches "Marketing" übrigens nicht anders als für die Besteigung des Mt. Everest. Deshalb gab sich für den zweiten Reiseabschnitt (Nome / Alaska nach Yokohama) Reinhold Messner die Ehre. Schließlich stellt die Bezwingung von "8000er Gipfeln" vergleichbare Anforderung an den Menschen: Können, Zähigkeit, Willenskraft und die Utopie, das Unmögliche möglich zu machen.

Das Lektorenteam hält sich mit Beiträgen zur Klimaveränderung vornehm zurück, denn wer weiß, wie lange das Konzept des Unternehmens noch aufgeht. Manche Gäste jedenfalls wundern sich schon oder beschweren sich gar: "Was bekommen wir schon zu sehen? Einige arme, auf kleinen Eisschollen treibende, ums Überleben kämpfende Eisbären und Inuits, die in ganz normalen Plattenbauten leben, Toyota und Motorräder (Motorschlitten sowieso) fahren, Krankenhaus, Kirchen, Kulturhäuser (für "Touristenshows") in ihren Dörfern haben, aber sonst ... und insgesamt...?!" Immerhin: Der Kapitän bemüht sich, die letzten, bescheidenen Eisfelder ausfindig zu machen und anzusteuern, um seinen Gästen etwas Nahrung für ihre teuren Teleobjektive zu bieten. Auch erläutern kompetente Biologen die seltene Vogelwelt der jeweiligen Region, machen die Tundra, die wir unter unsere Füße nehmen, in der Besonderheit ihrer Pflanzenwelt erfahrbar, und Geologen erklären die Gesteinsstrukturen der Landschaftsbilder um uns.

Nehmen wir also einen angenehmen Drink und spiegeln unsere Träume darin.... und in den "Events", die in Häppchen gereicht werden, zusammen mit wohligen Blues, mit "Tenderly", mit "Smoothy" oder "Moonlight".

Apropos „Genießen“: Mein fürstliches Mittagessen nahm ich heute nicht in der Offiziersmesse, vielmehr am Buffet im Clubraum ein. Mit der Crew zusammen in der Messe zu sitzen, am Küchentisch neben der Spülmaschine, ist nicht ganz so lustig, sagen wir: gewöhnungsbedürftig. Es wird noch eine Weile dauern, bis ich die an verschiedenen Stellen verteilten Happen, vor allem auch die notwendigen Bestecke finde: die Kompottreste aus dem Kühlschrank zaubere oder die kalten Kartoffeln in der Mikrowelle aufbereiten kann. Gemütlicher ist es also zum derzeitigen Stand meiner ästhetischen Essenswahrnehmung, die Dienste des Chefkochs unmittelbar zu erleben: Filetstückchen an Spargelspitzen, garniert mit Pfefferminzblatt und Zitronenbutter oder doch lieber Schweinelendchen süß-sauer, Prinzessböhnchen und Butterkartoffeln, zum Nachtsch russischer Zupfkuchen in Vanillesauce oder Windbeutel mit Waldfrüchten garniert (vielleicht beides?!). Ich gehöre wohl zur "gehobenen Crew", darf also mein Essen-Ambiente frei wählen, ggf. den Service im Clubraum mit einem Platz im Restaurant tauschen, da man à la carte mit 3 - 5 Gängen vornehm bedient wird.

Während ich den genannten russischen Zupfkuchen verzehrte, genossen meine großen Segelohren vom Tisch hinter mir einen durchaus regen Gedankenaustausch über Kreuzfahrten auf diesem Schiff im Vergleich mit .....: Traumreisen-Parade auf den Weltmeeren dieser Erde, wie Lieschen Müller sie aus Fernsehsoaps schlürft.

Man hat ja schließlich ein Leben lang geschuftet: ohne Urlaub in den letzten 12 Jahren. Da darf man sich doch die 3 oder 4 Kreuzfahrten pro Jahr entlang der kanadischen Westküste, im Südpazifik oder Australien gönnen.

"Im Oktober werde ich im Chinesischen Meer kreuzen", bemerkt Emma S. (so will ich sie nennen). Weißes, glatt gesträhntes Haar, das ihr rundliches Altersgesicht ziemlich unbedeutend rahmt. Unwillkürlich stelle ich sie mir als ehemalige Verkäuferin in einem Trikotgeschäft vor oder als Besitzerin eines mittelständigen Zeitungskiosks. "Zu Weihnachten geht es nach Neuseeland und im März ..." - "Sie haben eine gute Rente?", bemerkt ihr Nachbar. "Man spart eben", antwortet sie bescheiden. "Diese Expedition ist meine 20. Kreuzfahrt", fügt sie hinzu und weckt in mir die Frage, ob das wohl ohne einige Milliönchen in Liechtenstein oder Schweiz möglich wäre. Auf jeden Fall traue ich ihr eine Luxuskabine zu. Sie erhebt sich etwas mühsam aus ihrem Sessel und bewegt sich einige Schritte, ihr rechtes, offensichtlich steifes Bein nach sich ziehend, dem Ausgang zu. Ich drehe mich um und lese für Bruchteile von Sekunden ihre Gesichtszüge: Ob sie glücklich ist?

Gestern Abend unterhielt ich mich ein wenig mit einem älteren Herrn, der mir eigentlich mürrisch in sich verdreht erschien. Der hängende rechte Mundwinkel ließ auf einen Schlaganfall schließen. Ich sprach ihn auf seine hochkarätige Photoausrüstung an und traf damit seinen "Positiv-Nerv": 40fache Vergrößerung: ein Superobjektiv! "Sehen Sie dieses Photo von dem Eisberg da drüben, ist es nicht wunderschön?" Es war wunderschön, meine kleine Digitalkamera erblasste in Sekundenschnelle vor Neid. Ich redete ihr gut zu:

"Gönne doch dem Herrn sein kleines Glück, das er auf dieser Welt noch hat!" Er unternimmt diese Expeditionsreise (mit kleinen Unterschieds-Nuancen) zum zweiten Mal. "Von meiner ersten Reise zu den Eisfjords habe ich mehr als 2000 Photos zurück gebracht!" Er lächelt mit seinem schiefen Mund und wirkt darin so menschlich, dass es mir richtig gut tut.

Von den 141 Gästen (das Schiff ist ausgebucht) sprechen 16 englisch als Muttersprache, unter den Deutschsprachigen fällt der Schweizer Dialekt besonders stark in die Ohren. Synonym für Geldadel?

Und auch das soll an dieser Stelle, da man über den hohen Reisepreis staunt, gesagt sein: Der Schiffseigner beschäftigt immerhin 102 Mitarbeiter: ein respektables Pro-Kopfverhältnis.

Wir kreuzen nun vor der größten dänischen Siedlung Qeqertarsuaq (dänisch: Godhavn). Sie hat ca. 1000 Einwohner und ist eine alte Walfangsiedlung, ein Fischerhafen mithin, der sich augenscheinlich heute verstärkt dem Tourismus zuwendet. Die Zodiaks bringen uns über einigermaßen stürmischen Wellengang zum Ziel und eröffnen auf einem langen Spaziergang eine einzigartige Landschaft aus Tafelbergen und Basaltbänken: unverkennbar die Spuren von Vulkanismus: Die Wellen brechen sich an feinsandigem schwarzen Sand. Ich entdeckte wunderschöne Blumen, die die Felslandschaft wie mit kleinen Farbtupfern verzaubern. Sie nähren sich mit dem aus dem "Tal der Winde" herab strömenden 20° warmem Wasser, als bedürfe es dieses Beweises vulkanischer Genese: aus einer Zeit von ca. 65 Millionen Jahren: äußerst jung also, gemessen am 3,5 Milliarden Jahre alten verwitterten Granitgesicht Grönlands insgesamt.

Ich unterbreche an dieser Stelle meinen Bericht, um den Lichtbildervortrag eines Lektoren (meines Pferdeschwanz-Zimmerpartners für Minuten) über die letzte Eiszeit zu erleben. Danach ist schwarzer Anzug und Silberkrawatte zum "Käptns-Empfang" angesagt. Ich werde bis spät abends Klavier spielen.....und spiele und "überspiele" die Zeit, von der ich im Nachhinein gar nicht einmal wissen will, wann gestern, heute und morgen eigentlich waren.

Damit springe ich zu einer kleinen Begebenheit, die mir im Gedächtnis haften blieb.

Eines späten Abends, da nur ein einziger Gast den Clubraum "bevölkerte" und ich gerade überlegte, wie ich die "Maloche" doch bald beenden, den Flügel schlafen legen könnte, brachte mir die Bedienung von eben diesem Gast ein Bier. Ich bedankte mich Kopf nickend, er winkte mich zu sich und erzählte von seiner an Krebs gestorbenen Frau (nach über 40 Ehejahren) und den vielen schönen Reisen mit ihr zusammen. "Meinen Sohn haben wir oft mit genommen, schon als er 12 Jahre alt war: nach Israel und Ägypten z.B. Manchmal besucht er mich noch (er ist nun 33 Jahre alt). Viel Zeit bringt er nie mit, aber ich genieße es und koche für ihn. Für mich allein zu kochen, macht nicht so viel Spaß." Wie gut ich ihn verstehen kann, und trotz meiner Müdigkeit kurz vor 1 Uhr nachts

höre ich ihm gerne zu. Er kommt aus dem Düsseldorfer Raum, besaß 2 Apotheken, die er schließlich verkaufte und hätte es so gerne gesehen, dass sein Junge in seine Fußstapfen getreten wäre. Wollte er nicht, studierte vielmehr Schulmusik, um danach in die "Music-Production" zu wechseln. "Er ist so musikalisch! Hat er sicher von meiner Frau geerbt. Er spielt Trompete (neben Klavier und Schlagzeug), schreibt seine Arrangements selbst." Der alte Herr kommt ins Schwärmen. „Was haben wir auf so vielen Kreuzfahrten alles erlebt!“ Er erzählt davon ausführlich und bemerkt schließlich nach einem tiefen Stoßseufzer: "Nun reise ich alleine. Meine Frau hätte gewollt, dass ich damit weiter mache." Langes Schweigen. Ich trinke mein Bier aus, er erhebt sich, wir verabschieden uns mit Händedruck, der sein Gefühl der Erleichterung in sich birgt, endlich mit Jemandem sprechen zu können: Ventil für große Einsamkeit.

Heute ist ein Operettenabend mit meiner Kollegin N. vom Schweriner Landestheater angesagt: „Dein ist mein ganzes Herz“. Die Gäste sind begeistert, und meine solistische Einlage, der „Frühlingsstimmenwalzer“ von Johann Strauss treibt mich zur Höchstleistung. Bis 10 Minuten vor und bereits 15 Minuten nach dem Konzert plätschere ich als „Hintergrundmusiker“ über die Tasten: ein hartes Geschäft.

Der gefeierte Star des Abends, die Sopranistin N. sitzt derweil mit einem Cocktail im Publikum und schwätzt munter mit ihren Bewunderern. Ich schaue zu ihr hinüber: Sie ist wirklich eine perfekte, professionelle Sängerin, denke ich dabei, mehr aber nicht, und das ist eigentlich schade. Viele wunderbare Liederabende habe ich in meinem Leben begleitet, nie aber mit einer so egomanen Künstlerin gearbeitet wie heute. Es fehlt ihr, vor allem in den Proben, an menschlicher Wärme, ich fühle mich als mechanischer „Begleitesel“ benutzt. In ihrem Verhalten spiegelt sich wohl ihr Bühnenalltag, und ich bin froh, dass ich nie als Korrepetitor mein Brot verdienen musste. Erfolgreiche Korrepetitoren müssen ihre Seele zu Hause lassen, um zu bestehen. So geht es mir durch den Sinn, während ich von einem rockigen Rag zu Gershwins „Summertime“ wechsele.

Auf dem Schiff und der in Richtung auf den Peel Sound laufenden Route passiert heute nicht viel. Ein reiner Seetag, den ich "für meine Pfeifchen" immer wieder auf den Außenplanken durchwandere. Bei Temperaturen um den Gefrierpunkt und vor allem heftigem Nordwestwind wäre das keine schlechte Gelegenheit, sich das Rauchen abzugewöhnen. In der Nacht kam starker Wellengang auf. Ich schwankte in meinem Bett so erheblich, dass ich voller Angst eine Pille gegen Seekrankheit schluckte. Der Wellengang ist auf jeden Fall auch tagsüber stärker geworden. Ich hoffe auf Stabilisierung der Wetterlage, denn nur ungern nähme ich weitere Medikamente. Sie schlauchen erheblich.

In der Boutique wird täglich Reklame für "Schnäppchen" gemacht. Heute z.B. ist "Herrentag": Ein Ledergürtel für 19.- und Krawatten ab 9.- Euro. Das

tägliche Infoblatt gibt diesmal Erklärungen zum Thema "Eis". Man erfährt, dass mehrjähriges Eis wesentlich härter als einjähriges Eis ist. Die Schollen erreichen eine Dicke von mehr als 3 Metern, sind meist dunkelblau und praktisch ohne Salz. Die Packeisbedeckung des Winters beginnt in der Regel im Laufe des Juni/Juli aufzubrechen. Spätestens zwischen September und Mitte Oktober schließt sich die Eisdecke wieder bis zum nächsten kurzen Sommer. Daraus ergibt sich auch die Zeitnische für das Befahren der Nordwestpassage.

Ich suche oft das Gespräch mit den Gästen. Es gibt kaum Jemanden, der zum ersten Mal eine solch teure Kreuzfahrt unternimmt.

„Auf meiner letzten Grönlandreise im vergangenen Jahr hatten wir durchgehend strahlendes Sonnenwetter" sagt eine Dame, „da ging es mir auch noch besser (sie kann schlecht sitzen und liegen: "Bandscheibe" oder mehr?). Die Landgänge kann ich gar nicht alle mitmachen." Geld "über Bord geworfen", so empfindet sie es: "alle unsere Ersparnisse!" Ihr Mann nickt. Sie ist fast gleichaltrig mit mir, hat keine Kinder. "Für wen sollen wir das Geld aufheben!" Ihr Gesicht wirkt faltig zusammen gefallen, schmal, ihre Züge sind eher hart. Sie und ihr Mann, beide haben sie in der DDR (Thüringen) offensichtlich körperlich schwer gearbeitet und genießen nun die Freiheit, "etwas von der Welt" außerhalb des sowjetischen Machtblockes zu erleben. Sie sieht sehr krank aus. Ich gönne ihr zusammen mit ihrem Mann dieses "letzte kleine Glück in der großen weiten Welt."

10 Tage sind wir nun schon unterwegs. Jeden Morgen gibt es Interessantes in der „Tagespost“ zu lesen, heute, am 11. Tag unserer Reise erfahren wir auf diese Weise etwas über das Kernthema "Nordwestpassage":

"Dieser Seeweg", so teilt man uns mit, "verläuft zwischen Atlantischem Ozean und Pazifik, nutzt die maritimen Schifffahrtswege im nördlichen Kanada und die der Küstengewässer des nördlichen Alaska. Erste Versuche, einen schiffbaren Seeweg von Europa über die häufig nicht eisfreien Gewässer des arktischen Nordamerika nach China und Indien zu entdecken, begannen bereits im 15. Jahrhundert.

Bei der Suche nach Überlebenden der (3.) Franklin-Expedition konnte, nach einer Durchfahrt von Westen her, durch Sir Robert Mc Clure die Existenz einer Nordwestpassage nachgewiesen werden. 1854 wurde nämlich die von dem Schotten John Rae selbst benannte Rae-Strait auf einer Expedition zu Fuß entdeckt und somit gleichzeitig der Beweis für eine mögliche Durchfahrt an der Ostküste von King William - Island erbracht.“

Wir stoppen am frühen Morgen in Gjoa Haven: einem Siedlungsplatz und Handelsposten der Hudson's Bay Company, der an der Südostküste von King William-Island liegt. In diesem, von einer Landzunge geschützten, kleinen Naturhafen überwinterte Roald Amundsen zweimal zu Messungen und Beobachtungen des magnetischen Nordpols und durchfuhr 1906 dann als erster die Passage per Schiff.

Die See ist ruhig, die Temperatur des Tages kletterte auf 9°C, man kann gut draußen sitzen (auf meinem "Raucherstammplatz" im Schiffsheck). Wir kreuzen heute in der flachen St. James-Strait, die die Bothia-Halbinsel von King William -Island trennt. In der Nacht werden die Uhren, wie schon mehrere Male um 1 Stunde zurück gestellt, da wir uns ja ständig auf Westkurs befinden. Ich liebe diese Zeitumstellungen, sie schenken mir nach anstrengender Spätarbeit zusätzliche Schlafzeit.

Ich werde immer wieder auf meine Schreibtätigkeit angesprochen, heute von einem der beiden Berliner Freunde, die sich sehr aufmerksam jeden Tag ein bisschen um mich kümmern. Ein persönliches Wort ist so wertvoll! - eigentlich mehr noch als der "Sahnezipfel" auf meinem Stachelbeerkuchen am Nachmittag, und so plaudern wir angeregt über unsere gemeinsame „Hassliebe“ im Umgang mit Computern, die ständig abzustürzen drohen, wenn man sie nicht liebevoll, vor allem aber sachkundig bedient. „Im richtigen Leben ist es doch kaum anders“, bemerkt mein Gegenüber. „Ein falscher „Klick“, und aus ist es. Wie ein Kartenhaus kann alles zusammenfallen, was du dir mühsam aufgebaut hast.“ Seine Bemerkung mag etwas mit seiner eigenen Vergangenheit zu tun haben, er spricht aber nicht weiter darüber.

Die Passagiere beschäftigen sich indessen mit "Small Talk", mit Lesen auch, mit Schachspiel, und dann gibt es die Sportfreaks, die mit konzentrierter Miene ihre Runden über Deck drehen. Da gerade keine Eisbären in Sicht sind, haben die Kameras nicht viel zu tun. Nur mein lebenswerter Schlaganfall-Passagier träumt, den Photoapparat immer zur Hand, von den Hunderten von Eisbärenphotos, die ihm gestern gelungen waren.

Wieder ein Tag auf See: Kurs Jenny Lind-Island (Nunavut), und es gibt gleich zweimal "Eisbärenalarm". Den ersten schon vor dem Frühstück. Alle rennen, mit Kamera und Video bewaffnet, zur Brücke und allen im Bug verfügbaren Aussichtspunkten. Siehe da. Endlich einmal eines dieser mächtigen Tiere in "Reichweite", sogar meine kleine Digitalkamera kann sie erfassen. Ich schieße also meinen ersten Eisbären und beim zweiten Alarm gegen Abend gelingt mir sogar eine kurze Videosequenz, doch allzu schnell schwimmt das Tier davon. Schließlich ist es kein Schauspieler und kann erst recht nicht erraten, dass hungrige Touristenobjektive seinen kurzen Auftritt bewundern möchten.

Das Mittagessen am nächsten Tag habe ich mit der schon erwähnten "Schmerzpatientin aus Thüringen" und ihrem Mann eingenommen. Sie spricht von einer Erbkrankheit, daran ihr Bruder mit 41 Jahren gestorben sei. Es gehe dabei um „Eiweißablagerungen unter der Haut und in einzelnen Organen“. Ich kann das medizinisch nicht verstehen, aber darum geht es auch nicht. Mich rührt das kleine Lächeln, das ihr Mund versucht, und ich schaue ihre Augen, die sich tief in ihre Höhlen zurückgezogen haben. Tapfer versucht sie also ein Lächeln, und ihr Mann sitzt schweigend und ein wenig hilflos neben ihr.

Am Nachmittag beginnen die Vorbereitungen zu einem Unterhaltungsabend, den die Crew gestalten wird. Ein Maschinist (es ist genau derjenige, der mich bei Anlandungen mit rasselnden Ankerketten aus dem Schlaf zu reißen pflegt) singt mir eine (mir unbekannt) Melodie vor, die er zusammen mit "Hallo Dolly" vortragen will. Nach Gehör reime ich mir den Song zusammen: ein lustiges Miteinander. Dann rückt die Offiziersmannschaft mit Kapitän zum Flügel: Wir studieren "Mein kleiner grüner Kaktus" der "Comedian Harmonists", den ich langsam aus der Erinnerung krame, darauf erscheinen die Lektoren mit einem Spaßstück, das für mich noch schwieriger umzusetzen ist, da alle Versuche, mir ihr Lied vorzusingen, in undefinierbares Brummeln gehüllt sind. Mit Hilfe einer DVD von einer früheren Darbietung schaffe ich dann auch dieses kleine Kunststück. Ich werde alle perfekt begleiten.

Musikalisch geht die Reise weiter:

Wir landen nämlich am nächsten Morgen vor Jenny Lind-Insel. Ein „Stück Musikgeschichte steht für diesen Namen Pate, denn tatsächlich, benannte man die Insel nach der zeitgenössischen weltberühmten schwedischen Sopranistin Jenny Lind (1820-1888). Nach ihrer Gesangsausbildung und umjubeltem Debüt am Hoftheater Stockholm feierte sie über ganz Europa hin als „schwedische Nachtigall“ mit Bellini, Donizetti, Meyerbeer und Verdi Triumphe: in unser Jahrhundert hinein, denn bewundernd verehrt man sie –gleichsam in der Retrospektive - als die "Callas des Nordens“. Auf „ihrer“ Insel werden wir also den Vormittag verbringen.

Vom Mittagessen, diesmal auf dem Schwimmbaddeck serviert, nehme ich nur eine Kleinigkeit. Die üppig beladenen Buffets gefallen mir immer weniger. Dafür sitze ich, in eine wärmende Decke verpackt, anschließend noch eine Weile im Gespräch mit den "Berliner Herren" zusammen.

Eine Dame tritt zu uns und beginnt eine Litanei ihrer 19 Kreuzfahrtreisen bisher, 11 davon auf „unserem“ Schiff, weil es hier am gemütlichsten sei: "Sie hat zwar nur 4 Sterne, dafür ist der Bereich um den Swimmingpool privater. Bei dem Schwesterschiff mit seinen 5 Sternen stehen die Kaffeetische rundherum, da kann man doch den Pool gar nicht benutzen, so in der Öffentlichkeit." - "Oh", meint eine meiner beiden lieben "Berliner Schnauzen," da würde ich mich nicht drum kümmern. Einfach Bademantel aus und rein ins Vergnügen!" - "Nein", meint die Dame und besieht ihren Körper, der sich uns als Betrachtern für einen winzigen Moment gläsern-durchsichtig zu öffnen neigt, "das schätze ich nicht." Eigentlich wäre die Betrachtung damit erledigt, sie aber verweilt stehend an unserem Tisch. Sie ist zum Erzählen aufgelegt. "Auf Seereise kann man sich so gut von der Arbeit erholen. Ich musste meinen Mann erst lange überreden, bis er -vor 20 Jahren nun schon- einer zweiwöchigen Kreuzfahrt nach Spitzbergen zustimmte. Jetzt ist er genauso begeistert wie ich und reist immer wieder gerne mit. Zu Hause wartet das Büro." Ich habe ein kleines bisschen nach, brauche aber nicht sehr tief zu forschen, um zu erfahren, dass es sich um mehrfachen Hausbesitz handelt, der zu verwalten ist. "Man findet nicht leicht einen Angestellten, der meinem Mann zusagt, da mache ich eben das Meiste selbst."

Und nun berichtet sie zum Zeichen, wie hart ihr Leben ist, vom unverschämten Verhalten des Erben einer verstorbenen Mieterin. "Hat der doch einfach die Wohnung seiner Oma ausgeräumt, die ihn immer lieb umsorgte, z.B. mit selbst gemachtem Eis verwöhnte. Die Bilder an der Wand zeugen davon, die sind geblieben, alles Andere hat der undankbare Enkel abtransportiert und dem Nachlassgericht gegenüber das Erbe verweigert. Typisch "HartzIV-Empfänger!" Als wir die Wohnung ansahen, stand nur noch das Bett, 1 Stuhl und kleiner Tisch mit einem kaputten Fernseher da. Sogar das Besteck aus dem Kasten war verschwunden, die Räumungskosten blieben an uns hängen." Die Arme! Der Berliner blinzelt mir seine Meinung über diesen Sachverhalt ziemlich eindeutig zu. "Nichts als Ärger hat man heute mit Mietern. Solche Fälle, wie ich Sie ihnen erzähle, häufen sich." - "Diese Sorgen möchte ich haben", bemerkt mein Berliner Freund. "In 4 - 5 Jahren werde ich Alles (was er damit meint, weiß ich nicht) verkaufen und auf den Kopf hauen. Die Kinder sollen selbst sehen, wie sie zu Recht kommen." Mag man sehen, wie man will. Ich neige, ihm zuzustimmen und bin mir schließlich doch nicht ganz sicher. Welche Verhaltensweise schafft innere Zufriedenheit?

Ist mein Laptop in Aktion, setzen sich oft gesprächsbereite Gäste zu mir in meine Raucherecke im Außenbereich des Hecks, so auch vorgestern Nachmittag: ein smarterer Herr um die 75, mit seiner Gattin. Ihn interessiert offenbar meine Schreibtätigkeit.

"Sind Sie Bayer? Ihr Dialekt spricht dafür." - "Ja", antwortet er. "Ich bin in München geboren, aber schon vor 54 Jahren zog es mich in die Schweiz (in die Nähe von Zürich). Zunächst wollte ich nur für einen kurzen Job dort bleiben und nach Amerika auswandern. Ich habe aber so gut verdient, dass ich es vorzog zu bleiben, dafür meine Urlaube in den USA zu verbringen." - Das war sicher eine gute Lösung", pflichtete ich ihm bei (um natürlich mehr zu erfahren). Er arbeitete im Immobiliengeschäft, wurde dann Teilhaber an "seiner" Firma. Da traf er auf eine Sekretärin, die ihm gefiel. Sie heirateten. "Wissen Sie, was ein Optimist ist?" fragt er mich. "Sagen Sie es mir", antworte ich und schaue ihn erwartungsvoll an. "Ein Optimist ist einer, der seine Sekretärin heiratet, in der Meinung, ihr danach noch diktieren zu können, ha,ha,ha!" Ich blicke auf die Diamanten geschmückte Hand seiner Gattin. "Von nichts kommt nichts", fährt er fort. Wir machten uns selbstständig: zunächst in der ausgebauten Waschküche unseres Hauses ("war eine harte Zeit!", fügt sie ein) und dann ging es immer weiter aufwärts. "Ich habe 9 Angestellte. Eigentlich sollten es 12 sein. Mein Sohn hat das Geschäft inzwischen übernommen, aber ich kann gar nicht ganz aufhören, bin den ganzen Tag im Büro. Heute hat er mir gemailt, ein Bayer komme in den nächsten Tagen zu einem Vorstellungsgespräch. In der Schweiz findet man keine geeigneten Mitarbeiter. Ich hatte einmal einen, der eine gute Bankausbildung vorwies und ordentlich bei der Schweizer Armee gedient hatte. Schreiben Sie einmal einen Brief an den Kunden "XY", mit dem Vermerk: 'Ich danke Ihnen für Ihr Entgegenkommen'. Was hat er gemacht? Er schrieb 'Ihnen'"

klein und genauso 'entgegen kommen'. Als ich ihn zur Rede stellte, verwies er auf den Duden: 'kommen schreibt man klein'. Was soll ich mit einem solchen Menschen!"

Das Gespräch verlagert sich auf meine Laptoparbeit. Mein Gesprächspartner möchte gerne etwas über den Inhalt erfahren. „Ja, ich schreibe ein Tagebuch dieser Reise“, suche ich, seine Neugierde zu befriedigen. "Veröffentlichen Sie Ihre Reisebeschreibung?" - "Ich weiß noch nicht genau. Vielleicht wird sie gedruckt, ich will aber vor allem für mich selbst ein Stück Erinnerung festhalten“, rede ich drauf los. "Ach", fährt er fort, "ich möchte so gerne meine Erlebnisse aufschreiben, weiß aber nicht, wie ich das anstellen soll. Ich hätte nur langweilige Wortwiederholungen in meinen Texten. Wie machen Sie das?" Nun, ich lasse mich breit schlagen und lese eine x-beliebige Passage aus einem meiner Tagesschilderungen. Er genießt das offenbar, und es entsteht für den Augenblick so etwas wie eine "Herzensverbindung". Er will mir etwas Gutes tun und bietet mir an, ggf. Bilder von seiner Kamera auf meinen Laptop herunter zu laden (ich hatte besonders seine mir gezeigten Eisbärenbilder bewundert). "So etwas bringe ich mit meiner bescheidenen kleinen Digitalkamera nicht zustande." Mal sehen, ob es dazu kommt. Ich werde warten, ob er mich noch einmal anspricht... oder doch das Ganze vergisst.

"Erklären Sie mir das mit dem "Optimisten" noch einmal", bitte ich ihn zum Abschluss unseres Gespräches. Er wiederholt bereitwillig und fügt eine zweite Definition hinzu, die ihm in den Kopf kommt: "Ein Optimist", so sagt er, "ist ein Mensch, der seinen Weihnachtsbaum mit "Verhüterli" behängt, sich davor stellt und 'Ihr Kinderlein kommet' singt. Hahaha..." Wir lachen Beide, obwohl: seine Ehefrau ist ja auch noch dabei, und sie lacht natürlich nicht mit. Eine smarte Erinnerung, die ich hiermit festhalte.

Die letzte Augustwoche bricht an. Wir hatten einen wunderschönen Blauhimmeltag, erreichen mit den letzten Sonnenstrahlen die Cambridge Bay und werden die Nacht und den ganzen Folgetag vor Anker bleiben. Am Abend steht „Kästner“ auf dem Programm, und damit kommt meine „Kabarettader“ zum Tragen: Chansons mit Gedichten und andere satirische Texte des Dichters vorzutragen, bereitet mir großes Vergnügen, und die meisten Zuhörer empfanden das ähnlich. 'O-Ton' des Käptn's: "Jetzt sind Sie in den Herzen der Menschen hier angekommen." – „Es gab allerdings auch scharfe Entrüstung einiger Passagiere“, berichteten meine „Berliner“. Jawohl! Satiriker müssen sich anscheinend auch nach ihrem Tod noch „das Maul verbieten lassen“. Die Bücher hat man schon 1933 verbrannt. Der Protest einiger Herren, den sie blitzschnell an die Geschäftsleitung weitergaben, richtet sich gegen die Auswahl der Texte: "Wir wollen nicht sterben fürs Ullsteinhaus (linksliberales jüdisches Verlagshaus in Berlin), aber für Kirdorf (Siemensvorstand!) sehr gerne". Getroffene (Siemens-?) Hunde pflegen zu bellen, oder bezweifeln Sie etwa die heutige Verzahnung von Wirtschaft und Politik, im Rüstungsbereich zum Beispiel?

Kann man „Rückgrat“ zeigen, wenn es um die Gunst des Geldadels geht? „Wenn ein solches Programm noch einmal gespielt werden sollte, buchen wir nicht mehr!“ Die „scharfe Zunge“ Erich Kästners aus der Textauswahl heraus zu schneiden, kommt jedenfalls nicht in Frage, geht auch eigentlich nicht, und so wird das politische, das gesellschaftskritische Anliegen des Dichters, das ich für aktuell und sehr wichtig halte, nie mehr eine Kreuzfahrt erleben.

Einen langen Vormittag wanderte ich mit unserem Schiffsarzt durch die Tundralandschaft der Cambridg-Bay, mehrere Kilometer bis hin zu zwei großen Friedhöfen. Die meisten Kreuze tragen keine Inschrift (Kennzeichnung durch Nummern). Für die wenigen Inschriften fiel das frühe Sterbealter auf: oft nur 1 oder 2 Jahre alt wurden die Kinder, Erwachsene um die 40 Jahre.

Mein Begleiter zeigte mir dank seiner ausgezeichneten ornithologischen Kenntnisse kanadische Wildgänse, arktische Schwäne, eine Entenart mit ihrer Brut, dazu viele kleine Pflanzen, deren Namen er kannte. Ich kam aus dem Staunen und Schauen (durch sein Fernglas) nicht heraus. Wie kann man so viel wissen! "Ist mein Hobby", bemerkt er bescheiden: Ich bin ja schon so viele Jahre in der Arktis unterwegs (als Schiffsarzt)", und Bratsche spielt er auch, gewann als junger Mensch in einem Streichquartett den 1.Preis von „Jugend musiziert“ Er wird ein guter Musiker sein, als sehr sensibel erlebe ich ihn an diesem Vormittag auf jeden Fall. „Wenn ich demnächst in Rente gehe (60 Jahre alt ist er jetzt), habe ich wieder Zeit zu spielen.“

Die Cambridge-Bay ist eine Inuitsiedlung mit etwa 1300 Einwohnern: regionales Verwaltungszentrum und Verkehrsdrehscheibe für die Versorgung von Victoria - Island, an deren Südküste die Bay liegt. Der Inuit-Name der Bucht, Iqualuktuuttiaq, bedeutet "Ort mit vielen Forellen" (die auch das Wappen der Bay schmücken).

Was haben wir noch gesehen? Einen vor der Küste liegenden kanadischen Eisbrecher, den wir am Nachmittag besichtigen durften: Im Gegenzug besuchten die Kanadier unseren Luxuskreuzer, und dann erinnere ich mich der farbigen Kirchenfenster der kleinen katholischen Kapelle, die Szenen des Neuen Testaments in die Empfindungswelt der hier lebenden Inuit (Eskimo) taucht.

Es wird Abend. Wir haben abgelegt und nehmen Kurs auf die etwa 150 sm entfernte Johansen-Bay und auf Ross Point, die wir morgen früh erreichen werden. Ich schließe mein Protokoll für heute. Es ist nur 6° C "warm" auf dem Bugdeck. Ich friere trotz Anorak.

Die Anlandung an beiden Buchten schlug wegen stürmischem Tiefdruckwetters, verbunden mit hohem Wellengang, von immerhin 2 – 3 Metern, fehl. So bekamen wir auch keine Moschusochsen zu sehen, auf die sich die Kameras schon gefreut hatten. Sie ähneln dem asiatischen Yak und gehören zu den wenigen Großtieren, welche die Eiszeit überlebt haben und dank ihres extrem langen und dichten Felles den Wintertemperaturen von bis zu -40° auf den arktischen Inseln und den Barren-Grounds Kanadas sowie auf Ost- und Nordgrönland gewachsen sind.

Dafür hatte ich im Pfeifen-Spaziergang über das Seitendeck (Leeseite natürlich) eine nette Begegnung mit einem Herrn aus Baden. Seine Frau stand lächelnd dabei.

Die Reiseschilderungen, zu denen ich ihn lockte, sind die bisherige Spitze meiner Einsichten in die sog. "betuchte Gesellschaft" (in diesem Fall offenbar "Mannheimer Hukmaschinen"). Es gibt anscheinend keine Gegend dieser Welt, die er nicht bereiste. Er schwärmt von Tansania und Kenia ("Ich liebe diese Länder, wir sind oft da!") und ebenso schwärmt er von Indien ("Taj Mahal" in Agra, Kalkutta ("das Haus der Mutter Teresa: furchtbar!") und der für ihn "makabre" Totenkult in Varanasi...), dann erzählt er von Bergtouren in Nepal von Katmandu aus, von einer anstrengenden Reise durch Burma (in beiden Regionen jeweils natürlich mit Lastenträgern für Gepäck incl. Photoausrüstung und ggf. für sie selbst (!), er berichtet von einer Schiffsreise auf dem Amazonas (mit Anmietung eines Wasserflugzeuges: "sieht man besser!"), von Flügen über Honduras und Paraguay nach Brasilien (Iquazu-Wasserfälle), von einer Tigersafari in Ostchina... und, und, und... - Der "dickste Hund" aber kommt noch, indem er von Reisen nach Dubai erzählt (sein Schwager ist dort "geschäftlich" tätig, seine Schwester gibt vornehmen Scheichfrauen Malunterricht, denn normal arbeiten (als Lehrerin) darf sie dort nicht). Er übernachtete in einem "7-Sternehotel" ("ja so was gibt's auch: nur dort", hörte ich ihn sagen). Das funktioniert folgendermaßen: aus dem Flugzeug von 2 Mitarbeitern direkt in eine Privatlounge gebracht und mit kühlen Drinks umsorgt, keine Zoll- oder Passformalitäten, Gepäck direkt zum Hotel (ohne eigenes Zutun natürlich): im Rolls Royce, vor dem Hoteleingang auf rotem Teppich von Damen begrüßt, die Duftwässerchen sprühen, Blumen überreichen und Luft zufächeln, kein Einchecken an der Rezeption, vielmehr mit dem persönlichen Butler bekannt gemacht, der ihnen im "24-Stundendienst" zur Verfügung steht, bis hin zum Angebot, den Rücken zu waschen. Das Konfekt der Bonbonniere ist in den Farben der Zimmertapete gebacken, der Champagner steht bereit, das Essen wird von Haien und anderem Meeresgetier umkreist, denn es findet in einem Unterwasser-Restaurant statt. Wüschte man sich nachts um 3 Uhr eine Party, würde auch dieser Wunsch sofort erfüllt: für 20 oder 40 Gäste: alles kein Problem. Was muss eigentlich der Gast selbst tun? Bleiben wir diskret: Er muss für einen kurzen Moment seine Scheckkarte vorlegen. Meine "Mannheimer Huckmaschine" erzählt stundenlang (beinahe wörtlich zu nehmen). Mit diesem Schiff hier reist er nicht so oft: "Ja, eine Antarktistour war ganz nett und dann gehört zu den Vorzügen dieses "kleinen" Schiffes, dass man seinen eigenen Balkon vor der Suite hat. Sonst gefällt mir das größere Schwesterschiff etwas besser. Das Publikum, wissen Sie..." Ich weiß gar nichts, außer dass dieser Luxusdampfer nicht nur 4 sondern 5 Sterne hat. Da wird dann wohl noch mehr Essen weggeschmissen. Ich erlebte das einigermäßen erschrocken in der Offizierskantine am Abend. Der philippinische "Abräumer" bot mir von einem großen Tablett leckere Kuchen als Nachtisch an. Ich war wohl sein letzter Gast, denn er fegte (nachdem ich ein feines Sahnestückchen

ausgesucht hatte) den restlichen Inhalt mit gekonntem Schwung in die Abfallkiste. Der Vorgang wiederholte sich später, zum Beispiel mit leckeren Rinderrouladen, mehrmals.

Der klassische Liederabend ging gut über die Bühne: Die kleinen Mozart- und Beethoven-Häppchen zusammen mit solistischem Schumann und Brahms fanden die Gunst der Zuhörer.

Insgesamt wird mir viel Freundlichkeit entgegen gebracht, und der Kästner-Abend schlägt immer noch hohe Wellen.

„Über "falschen Zungenschlag" mancher Gäste, mache ich mir keinen Kopf“, bemerkte in diesem Zusammenhang eine Dame in einem kurzen Gespräch am nächsten Nachmittag. Sie war von hinten an meinen Tisch getreten, hatte sich zu mir hinunter gebeugt und bemerkte: "Hör mal (!)! Regst du dich nicht auf über die Leute, was die so alles sagen?" - "Was sagen sie denn?", fragte ich zurück. "Sie lächeln vornehm und reden dann hinter deinem Rücken über dich. Die sind nit ehrlich" (die Dame stammt aus dem Münsterland), fügte sie an und weiter: "Dat ist die Erziehung, denk ich. Die sind so aufgewachsen und können das nun im Alter nit mehr ändere.“ Ich hätte gerne hinzugefügt: "Sie haben zu viel Geld. Man lernt, sich dahinter zu verstecken und nur noch als "Fassade" zu agieren und zu reagieren." Ich habe mir den Ansatz solcher Überlegung verkniffen und nur allgemein in ihr Lamento eingestimmt.

Wenden wir uns wieder der Naturbetrachtung zu. Ich denke dabei an eine lange, sprühnasse, Zoodiakfahrt vor die Küste der Smoking Hills an der Westküste der Franklin-Bay auf dem kanadischen Festland. Ja, die Küstenberge "rauchen"! Es gibt an dieser etwa 30 km langen Steilküste freiliegende Einschlüsse von bituminösem Schiefererton, die schon seit 1000 Jahren (oder länger) ganz von selbst brennen. Der Rauch besteht aus Schwefeldioxid, Schwefelsäuredämpfen und Wasserdampf und wird vom Wind über die Tundra oder die Franklin-Bay getrieben. Viele Fotos sind entstanden: der schwarze Bitumen, die weißen Ausblühungen des Restgesteins, das rötliche Eisenoxyd und der gelbe Schwefelüberzug geben ein prächtiges Bild.

Am Spätnachmittag probten die Offiziere wieder "Mein kleiner grüner Kaktus", und dann spielte mir einer der Sänger (mit USB-Stick) das Lied "Ich brauche keine Schokolade" (Trude Herr!) auf meinen Laptop. Bis zur Generalprobe morgen sollte ich das musikalisch umgesetzt haben.

Der August geht langsam zu Ende. Wir sind vor der historisch bedeutsamen Insel Herrschel-Island (Yukon/Kanada) vor Anker gegangen. Hier war früher das Zentrum des Walfangs in der gesamten Beaufort-See und ist heute ein unter Naturschutz stehender Nationalpark, den die Gäste mit einer Sondergenehmigung der kanadischen Regierung betreten dürfen. Einige Ranger (Parkwächter) kamen in der Frühe an Bord und erklärten die zur Besichtigung

wichtigen Details. Danach ein Vormittagsbesuch im Museum (Geschichte des Walfangs) und ein kleiner Spaziergang, der am Nachmittag dann unter sachkundiger Führung die heimische Flora und Fauna der arktischen Tundra beleuchtet.

Beides habe ich nicht mit gemacht. Ich nutzte vielmehr morgens den unbesetzten Clubraum zum fleißigen Studium der Beiträge zum morgigen Unterhaltungsabend und genoss zur Belohnung beim Nachmittagskaffee eine Karamell-, eine Zitronenschnitte, ein kleines Stück Stachelbeerkuchen und ein Stück Obsttorte. Uff!! Stärkung für die Generalprobe heute Abend, für die der Clubraum den Gästen gesperrt wurde: wahrscheinlich also auch keine Barmusik? Von wegen! Auf das Probenende folgte eine besonders lange Barmusiknacht.

Die Herrschel - Island, vor der wir liegen, wurde im Juli 1826 von Sir Franklin entdeckt und dem damals bekannten britischen Astronomen Sir John Fred Herrschel benannt. Höhepunkt der Walfanggeschichte: Ende des 19. Jahrhunderts mit mehr als 1000 Walfängern und ebenso viel einheimischen Eskimos. Im August/September wurde gejagt, der Winter brachte Alkohol und Syphilis. Die Kapitäne der amerikanischen Schiffe, zumeist von der kalifornischen Küste über 5000 km angereist, waren "das Gesetz", Grausamkeiten wohl an der Tagesordnung. Herrschel wird aus dieser Zeit als das "Sodom und Gomorra der Arktis" beschrieben. Später schafften die Kanadier in Durchsetzung ihrer Gebietsansprüche Ordnung: Ein blühendes Handelszentrum (Pelzhandel u.a.) entwickelte sich, der Walfang war - wie überall in der Arktis- im Interesse der Arterhaltung rückläufig.

Wir genießen einen etwas wärmeren Wolkentag mit einzelnen Aufhellungen. Von der Sonne wurden wir bisher nicht verwöhnt. Die Temperatur: 7°C immerhin, doch am nächsten Morgen ist es wieder bitter kalt (um den Gefrierpunkt). Zum Rauchen sehr unangenehm, denn das geht ja nur draußen. "Recht so", denken nun alle Lieben daheim, die mir das Paffen schon längst austreiben wollten. Zu ihrer aller Beruhigung füge ich hinzu: Es gibt auch für mich neben der Pfeife noch manch andere Motivation, trotz Kälte auf Deck spazieren zu gehen: z.B. das Treibeis zu beobachten, dass jetzt wieder dichter geworden ist. Mit zunehmendem Alter (und Tiefe) färbt es sich in ein märchenhaftes dunkelblau, das ich immer und immer wieder fotografiere.

Wir haben zwei Seetage in Folge, in denen wir uns von Kanada weg bewegen und übermorgen in amerikanische Gewässer einfahren. Es ist eine Strecke von etwa 1000 km, die unabhängig von viel Zeit zum Zweck unabhängigen Genießens genügend Anregungen bietet. So wird ein Film über Amundsen gezeigt, dem es 1905 erstmals gelang, die Nordwestpassage zu finden. (Die DVD stammt von einem "arte"-Mitschnitt meiner beiden Berliner Freunde) oder am Nachmittag ein Vortrag über die Zeichen des Klimawandels auf "Herrschel - Island" angeboten. Am späten Abend startet dann die lange vorbereitete Show der Crew, bei der die philippinischen Zimmermädchen tanzen und der dicke

Chefkoch zusammen mit seiner nicht minder umfangreichen "rechten Hand" moderieren wollen. Auftreten wird auch die Offiziersmannschaft mit dem "kleinen grünen Kaktus", den ich mit ihnen einstudierte, und der Sicherheitsoffizier Philipp mit Trude Herrs "Schokoladensong".

Der zweite reine Seetag sieht uns unterwegs in die USA, auf Point Barrow zu. Ich sitze bei 2° C auf meinem Stammplatz im Schiffsheck: ohne Pfeifchen, weil sich eine herum wandernde Dame sonst gestört fühlen könnte. Hier und da lassen sich Töne eines kleinen "Lagerkollers" vernehmen: "Das schöne Geld für nichts und wieder nichts!"

"Was hatten Sie sich denn von der Reise erhofft?" frage ich die Dame, die mit ihrer Klage auf mich zukommt, zurück. Ihre Antwort deckt sich mit sinnreicher Rede meiner Berliner Freunde und eines Meisters für Wärmetechnik aus dem Ruhrgebiet, dem ich am späten Vormittag gegenüber sitze: "Ich lasse mich von einem Hubschrauber abholen (ein Landeplatz ist tatsächlich auf dem 7. Oberdeck), was soll ich hier!" Die Gäste vermissen vor allem das kompakte Eis des Werbeprospektes, und sie vermissen das Abenteuer dieser „Expedition“, das ich bereits kritisch zu hinterfragen suchte, denn was wäre, wenn wir tatsächlich im Eis stecken blieben und die Luxusumsorgung in Frage stünde?

Manche Gäste sind auch mit der Qualität einiger Vorträge nicht zufrieden, ... oder auch "nur" mit dem Wetter. Blauer Himmel war in der Tat sehr rar auf dieser Reise: das Wetter: kalt, scharfer Wind aus Ost oder Nordost: Himmel und Meer grau in grau. Die von mir schon mehrmals wegen des tapferen Umgangs mit ihrer schmerzhaften Immunerkrankung genannte Dame aus Thüringen sagt: "Letztes Jahr vor Spitzbergen: traumhaftes Wetter! ... und nun?" .... So geht das mit Träumen.

Die Crewshow gestern Abend war sehr gut arrangiert und konnte die Stimmung aufpolieren, wie auch mein Klavierabend Tags darauf mit Debussy, Chopin und Bartok, verbunden mit der Rezitation: „Die Rose und die Nachtigall“ von Oscar Wilde.

Krönung der Reise, die für die Gäste nun bald in „Nome“ (Alaska) zu Ende gehen wird, ist ein Schokoladenbuffet am Nachmittag, das alle erdenklichen lukullischen Köstlichkeiten enthielt. Schokoladen Mousse gefüllte Berliner \* Schokoladen Mousse Kuchen \* Schokoladen-Aprikosen-Marmeladen Roulade \* "Rich and Heavy Chocolate Fudge Cake" \* Dunkle Schokoladen Frucht Tartlet's \* Weiße Schokoladen Orangen Tartlet's \* weiße und dunkle Schokoladen Prifiteroles \* Schokoladen Baumkuchen \* Früchtespieß in Schokolade getaucht \* Riesen-Schokoladen-Pralinentorte \* "Chocolate Chip Cookies" \* Schokoladen Muffins \* Brownies ... Was bleibt da zu sagen? Ich denke, ca. 60% wanderte in den Müll. Ich selbst hatte sowieso kaum etwas von diesem Schokoladentraum: Ich durfte ihn ja musikalisch jonglieren: mit Walzern von Johann Strauss und mit Musical-Melodien von Bernstein.

Der zweite Seetag hatte also Point Barrow als die nördlichste Stadt Alaskas zum Ziel. Der nördlichste Punkt der USA selbst liegt nicht genau hier, vielmehr 15 km entfernt in nördlicher Richtung: Es ist die Landzunge Point Barrow, benannt nach dem englischen Entdecker Sir John Barrow (1825), und zum Nordpol sind es noch einmal 2060 km. Die Siedlung, die sich der Landzunge entlang hinzieht hat 4000 Einwohner. Das Wetter: nasskalt, trüb und grau in grau.

Wir sind auf Südwestkurs und werden am Nachmittag vor Point Hope (Tschutken-See) ankern. Die Häuser in Point Hope wurden aus Walknochen und Treibholz gebaut. Es waren (bis 1960) "Sodhouses" (Erdhütten), inzwischen dienen sie als Vorratsdepots, die Bewohner des Ortes leben in normalen Häusern.

Am Nachmittag setzte sich ein Gast zu mir und meiner Pfeife. "Sie zieht mich magisch an", meinte er. "Ja, im Ernst! Der Tabak duftet so gut!" Wir reden über das Thema "Fotografieren". Er bezeichnet sich so, wie ich mich selbst einschätze: Sagen wir als "technischen Idioten", und doch hat er einen naturwissenschaftlichen Beruf. Er stellt sich als Atomphysiker vor, der auf einem langen Weg durch industrielles Management als Chef der Entwicklungsabteilung eines Gaskonzerns ankam. Er hat die Reise ganz offensichtlich genossen und schenkt mir zum Abschied einen neuen Chip für meine Kamera. Ein anderer Gast überspielte mir die restlichen Bilder auf meinen Laptop: etwa 500 Aufnahmen sind es. Er selbst hat über 4000 Photos gemacht. Ein anderer Passagier erbat von mir die Musikaufnahmen des "Nordwestpassage-Songs". Was er denn als Gegenleistung für mich tun könne, fragt er. Ich bitte um einige Eisbärenphotos (da ich nur einige wenige habe). Zu meiner großen Überraschung überspielt er mir nicht nur Eisbären sondern viele andere schöne Bilder, die meine Photoausbeute ungemein bereichern. So erlebe ich heute noch einmal sehr konzentriert manche Zuneigung und viele freundliche Gesten zur guten Erinnerung.

Übermorgen früh kommen wir mit Erreichen des Hafens von Nome (Alaska) ans Ziel der Reise.

Festlicher Abschlusscocktail, Shanties, die der Chor der Crew vorträgt und Barmusik „bis zum Abwinken“.

Der letzte Reisetag bricht an. Er hatte Besonderes zu bieten: Fahrt durch das Nadelöhr zwischen USA und Russland: die Behringstraße: auf amerikanischer Seite ist es Mittwoch, auf russischer bereits Donnerstag, Datumsgrenze also: ein seltsames Gefühl. In einer Bucht der russischen Steilküste liegt eine große Gruppe Walrosse dicht aneinander gedrängt; optisch "braun in braun", fotografisch kaum zu erfassen.

Unser Dampfer zieht an ihnen vorbei, die Reise zieht an uns vorbei, ich lese ein bisschen Wehmut in manchen Gesichtern. Ein Herr tritt zu mir: "Ich habe Ihnen auf meinem Fragebogen als Einzigem die Note 'sehr gut' gegeben": ein Händedruck und er verschwindet. Ein "Kölner Jung", dessen Frau schon mal mit

mir "gequatscht" hatte, bedankte sich ausdrücklich für mein abendliches Spielen: "Ham se jut jemacht!" Meine Berliner Freunde schließlich geben mir ihre Visitenkarte: der eine salopp, kein Blatt vor den Mund nehmend, kritisch und selbstbewusst, der andere eher bedächtig, nachfragend, zuhörend. Beide sensibel und taktvoll. Die literarischen Gespräche über Thomas Mann waren fesselnd, wie auch einige Schachpartien mit dem Älteren der beiden, wenn ich sie auch regelmäßig verlor. Ich werde „meine Berliner“ vermissen. Nun heißt es: Koffer packen Wir werden am späten Abend vor Nome ankern und zeitig morgen früh im Hafen "auschecken". Eine kleine Atempause bis zum Empfang der neuen Gäste, die gegen 12 Uhr an Bord kommen werden.

## II.

### Von Nome nach Yokohama

Neues Spiel (neues Glück?). Ich hatte mich auf einen ruhigen Tag gefreut. Von wegen. Zwischen Abreise der einen und Anreise der neuen Gruppe lagen gerade einmal 3 Stunden. Gegen Mittag war das Schiff wieder besetzt: auch mit neuen Lektoren, darunter als Stargast Reinhold Messner.

Ich stand an meinem "Heck-Standard-Platz" (Raucherecke) und kam sofort mit einer Dame ins Gespräch, die sich seufzend eine Zigarette ansteckte. "Endlich darf ich hier wieder!". Sie erzählt stolz, dass sie für jede Reise einen Eintrag in ihr "Bordbuch" bekommt, denn sie gehört zur „Kreuzfahrtfamilie“; mehr noch: Sie reiste schon, als das Schiff einen anderen Eigner hatte. Nun "klebt" sie bereits das dritte Bordbuch. Sie reist praktisch ohne Pause, immer auf „ihrem Dampfer“, der ihr ein Stück Heimat ist. Ein Herr trat herzu. Die Beiden kannten sich offensichtlich von früheren Reisen, und zu meinem wirklichen Erstaunen berichtete er, dass er gerade zuvor vor Grönland und Spitzbergen gekreuzt war. Ich erinnere mich unserer Begegnung auf hoher See vor etwa 2 Wochen. Kaum zu Hause flog er nach Vancouver und weiter nach Nome, um sich für die Reise nach Japan einzuschiffen.

Einige Gäste erkannte ich wieder. Sie waren an Bord geblieben: für 6 Reisewochen also, und so ergibt sich das Bild einer großen, nicht eben armen, Familie, die immer wieder solche Kreuzfahrten unternimmt; Grund genug, einen Experten mitzuführen, der bei Auswahl neuer Ziele und Buchung gleich hier vor Ort (mit Rabatt natürlich!) behilflich ist. Bei dem "Shantyabend" vor ein paar Tagen wurde übrigens eine große Seefahrtkarte mit eingetragener Route und hochkarätigen Unterschriften (sogar der meinen!) für EURO 5.800.- versteigert.

Der erste Seereisetag mit Kurs auf St.Matthew in der Bering-See. Wir durchfahren die engste Stelle dieses Meeresabschnittes zwischen Russland und USA und erleben –wie schon einmal zum Ende des 1.Reiseabschnitts- das kleine „Abenteuer der Datumsgrenze“. Backbord (USA) = Freitag, Steuerbord

(Russland) Samstag. Je nach Kameraklick erleben wir für ein Viertelstündchen das "Heute" und das "Morgen", in dem das "Heute" gestern war: ein hübscher, die Phantasie beflügelnder, Gedanke.

Den übrigen Tag bestimmt allerlei Organisatorisches: Sicherheitsanweisung und Hinweise zur Benutzung der Zoodiaks bei nassen Anlandungen, Ausgabe von Parkas und Gummistiefeln.

Die neuen Lektoren stellen sich vor und am Nachmittag trifft man sich zum „Willkommens-Cocktail“. Der Kapitän drückt höchst persönlich jedem einzelnen Gast die Hand: Traumbegegnung auf See, am Flügel mit sanfter Musik untermalt. Es folgt das "Willkommens-Abendessen", danach die übliche Barmusik, zu der aber nur Wenige erscheinen. Ich kann mein Instrument schon vor Mitternacht zuklappen und genieße mein warmes Zimmerchen und längeren Schlaf. Es war „unter Tage“ immer recht kalt gewesen und der leitende Ingenieur (seit 1963 auf den Meeren dieser Welt unterwegs und damit der älteste "Seebär" an Bord) hatte mir auf meine Bitte einen Ölradiator gebracht. Jetzt ist mein kleines Refugium richtig gemütlich...., und auch draußen ist es schön, da ich am Morgen an Deck gehe. Der zweite (ca. 15° C warme) "Blauhimmeltag“.

Wir ankern vor St. Matthew, die Gäste warten "gespornt und gestiefelt" auf ihre erste Zoodiakausfahrt zur Erkundung dieser unbewohnten Insel (52 km lang, 7 km breit). Sie wurde von russischen Seeleuten 1766 entdeckt und erhielt ihren Namen nach dem Hl. Matthias. Schwarze Kormorane und Eissturmvögel (aussehend wie große Möwen) umfliegen das Schiff. Sie sind hier zusammen mit Schneeammern und vielen anderen Vögeln zu Hause. Das Gebiet gehört zum "Alaska Maritime National Wildlife Refuge" und unterliegt strengen Schutzbestimmungen.

Ich spreche einen Gast auf seine ausgezeichnete Kamera an (meist Erfolg versprechender Gesprächsansatz) und nach wenigen "Redezügen" erzählt er von seinen Reisen nach Venezuela z.B., da er einem Seilbahnunglück um Haaresbreite entkam: Er war aus seiner Gondel ausgestiegen, um das Panorama mit seiner Videokamera zu erfassen, da riss das Trageseil: 4 Menschen stürzten 800m tief in den Tod. "Am Abend saßen wir im Hotel zusammen und wurden doch ein bisschen nachdenklich..." Er wollte mit dieser Replik aber vor allem verdeutlichen, dass er nicht nur "zur See" unterwegs ist. "Ich bin eigentlich kein Kreuzfahrtentyp", sagt er. "Vor zwei Wochen wurde ich arbeitslos. Man zahlte mir mein Gehalt für die nächsten 5 Jahre bis zur Verrentung auf einen Schlag und ich hatte auch schon vorher etwas Geld zusammen". Er lacht. "Da kann man sich wieder einmal eine Kreuzfahrt leisten." Sein Beruf: Maschinenbauer in einem Großunternehmen. Bereitwillig erzählt er weiter: von seinem Studium in Berlin, und dass er etwas Russisch lernte, so dicht an der Grenze der Machtblöcke damals. Mit 50 Jahren bezog er dann die Uni zum Promotionsstudium, so nebenher und nach 7 Jahren schaffte er es. Nicht ganz ohne Stolz erzählt er von diesem Lebensabschnitt und seiner wissenschaftlichen

Leistung, die ja nun in der Tat aller Ehren wert ist. Wir wechseln das Thema zu Unwichtigem hin, bald darauf verlässt er mich in Richtung Deck 3 zur Zodiakanlandung auf St. Matthew.

Das Wetter hat umgeschlagen. Ein scharfer Nordwind, hohe Luftfeuchtigkeit und Nebelbänke über der Insel; der Himmel zeigt sich aschgrau, und der Kapitän hat (per Lautsprecher von der Brücke aus) ein Tief für die nächsten Tage angezeigt. Es könnte stürmisch werden.

Die abendliche Barmusik ist trostlos. Die Reisegruppe scheint das abendliche Bett dem Clubraum vorzuziehen. Schlecht fürs Geschäft. 4 – 5 Gäste kommen aber regelmäßig und kleben an ihren Barhockern, ca. 30m Luftlinie zum Klavier, der Barraum selbst ist leer.

Inzwischen sind wir auf St. Paul, einer der Pribilo-Inseln in der Beringsee, angekommen. Die Gäste gehen an Land, um eine Seebärenkolonie zu besuchen. St. Paul und die umliegenden Inseln haben vulkanischen Ursprung, 120 verschiedene Vogelarten sollen hier brüten, darunter Schopflunde, Dreizehenmöwen und der Rotschnabelalk.

Der Name Pribilof-Inseln bezieht sich auf den Russen Gawril Pribilof, der 1788 hier einen Jagdstützpunkt einrichtete. 1867 kauften die USA die Inselgruppe von Russland (zusammen mit Alaska!). In den Jahren danach wurden ca. 329.000 Seebären getötet. Die Population hat sich dank eines Seerechtsabkommens zwischen USA, Kanada und Russland seit 1917 stark verbessert. Ca. 2.5 Millionen Seebären soll es heute noch geben, die Robbenjagd ist ganz verboten. Nur den hier lebenden Inuit ist die Tötung von ca. 1000 Tieren pro Jahr gestattet. Hauptwirtschaftszweig: Fischerei (insbesondere der Fang von Heilbutt und Königskrabben). Nachmittags sind wir unterwegs nach Dutch Harbour.

"Mein Seliger hat gut für mich gesorgt", erzählt vergnüglich ein (pensionierter) Schweizer Bankmensch von seiner Unterhaltung mit einer Zahnarztwitwe. "Jeden Winter reise ich nach Davos", hatte sie ihm berichtet. "Ha,ha,ha, ... Nummernköntli!", fügt er verstehend hinzu. "Ausgerechnet mir, einem Banker, teilt sie das mit!"

Wir liegen an der Pier von Dutch Harbor (Unalaska), strategisch günstig mitten auf den Aleuten. Die beiden Stadtteile auf den Inseln Unalaska und Arnaknak sind durch eine Brücke verbunden. Über die Hälfte der 3000 Einwohner leben vom Fischfang. Dutch Harbor ist einer der wichtigsten Fischereihäfen im gesamten nordpazifischen Raum und der wichtigste in den USA. Auch ist der Hafen ganzjährig eisfrei und bietet mit modernen Pieranlagen, Containerterminals und Tankanlagen beste Versorgungsmöglichkeiten, dazu Schutz vor den Stürmen des Pazifiks. Den ganzen Tag werden wir hier bleiben. Wir bunkern 50 t Lebensmittel und einige Tonnen Diesel, das dauert. In

Schulbussen werden die Gäste in den Ort gefahren: Museumsbesichtigung und Besuch der griechisch-orthodoxen Kirche ("Russian Church"), die sich aus der Zeit vor Verkauf des Gebietes an die USA (1867) gehalten hat. Am Nachmittag wird eine Wanderung in das Küstengebirge angeboten, um die zerfallenden Bunkeranlagen (Krieg gegen Japan) zu begutachten. Ich mache es umgekehrt: übe zuerst ein Stündchen Klavier und klettere dann gemütlich (allerdings bei Nieselregen und Nebel) den Berg hinauf. Was finde ich? Zunächst einmal so viele Sträucher mit dicken reifen Himbeeren, dass man alle Gäste damit hätte füttern können, und dann einen Polarfuchs (braunes Fell), der mir den Gefallen tut, sitzen zu bleiben und dann in geringem Abstand neugierig um mich zu streichen. Nicht zahm oder gar vielleicht tollwütig sind die Tiere, nur eben neugierig, und meine Kamera freut sich. Nachmittags strampole ich dann mit einem von der Crew geliehenen Fahrrad in den Ort und sehe Hunderte von Fischcontainern am Straßenrand und ebenso viele Drahtkäfige, die zum Fang der hier lebenden (und äußerst lukrativen) Königskrabben verwendet werden. Die Russische Kirche finde ich auch, leider geschlossen. Dafür komme ich mit einem seit über 30 Jahre hier lebenden portugiesischen Fischer ins Gespräch, der mir die "Geschichte mit den Lachsen" erklärt, die ich zuvor in einem kleinen Bach gesehen hatte. Sie waren kreuz und quer im Wasser getrieben, viele tot, dazu Möwen, die sich nach Kräften gütlich an ihnen taten. "Die Lachse ziehen - vom Meer kommend- den kleinen Fluss hinauf, um an ihrem Ursprungsort zu laichen, bevor sie sterben. Zu fischen ist hier verboten, aber ab und zu 1-2 Tiere heraus zu holen, da sagt keiner was." Seltsames Naturgesetz! Ich schiebe mein Fahrrad ein paar Schritte über eine kleine Holzbrücke und entdecke auf einem Mast 2 Steinkopfadler: mächtige Tiere, die es hier (entsprechend dem Fischreichtum) viele gibt. Rechtzeitig zur Cocktailstunde um 18.30 Uhr bin ich zurück und muss Hose und Anorak in die Wäscherei geben, so schmutzig sind sie bei der Fahrradtour geworden. Ein schöner runder Tag geht zu Ende.

Der Fotograf an Bord, der zur Fotobearbeitung und -technik eingeflogen wurde, hat mir heute Morgen selbstlos geholfen, die Fotos und kleinen Videos auf meinem Computer sachgerecht zu ordnen. Ich werde zum Dank heute Abend Schumannstücke, die er liebt, in meine Pianistik einbeziehen.

Wir haben Kurs auf Seguam-Insel (Aleuten) genommen und werden gegen 14 Uhr in der "Finch Cove", im Nordosten der Insel gelegen, zu einer Zodiaktour entlang der Steilküste ankern, bevor es weiter in Richtung Adak und Tanaga (ebenfalls Aleuten) geht.

Ich spaziere in weißem Rollkragenpulli (der auf der gestrigen Fahrradtour verdreckte Parka wird gewaschen) als Partner meiner Pfeife auf dem Seitendeck und schaue den Ausflüglern zu. Der Wellengang ist erheblich,

Was treibt einen Menschen (selbst mit noch so viel Geld in der Tasche) von Kreuzfahrt zu Kreuzfahrt? Ich habe noch Niemanden gefunden (und das auch

schon angedeutet), der zum ersten, vielleicht einzigen Mal in der Welt herumschippert. Bisher hatte ich angenommen, dass das "große Fernweh" in den Entschluss münden könnte, sein Erspartes (vielleicht eine fällige Lebensversicherung) in die so ganz besondere Erfahrung einer Kreuzfahrt zu werfen, um für den Rest seines Lebens von solchen Bildern zu zehren. Nein! Kreuzfahrer erscheinen mir nun mehr (vielleicht überwiegend) als eine Spezies, die dank immer gut gefüllten "Geldsackes" ihren Seelenzustand über die Meere transportiert, um der Einsamkeit zu entgehen (etwa nach dem Tod eines Partners) oder die Seele streicheln möchte. Man wird ja an Bord wahrhaft königlich umsorgt. Ein solcher Gast genießt das natürlich, vielleicht poliert er auf diese Weise auch sein Selbstwertgefühl auf. Schließlich ist man "Jemand", wenn man überall war. Reise- und Entdeckungslust kommen hinzu. Die Gründe greifen ineinander und ernähren und bestimmen sich gegenseitig. Es ist nicht schwierig, die Möglichkeiten gegeneinander aufzuwiegen.

"Kreuzfahrten sind unser Leben": Eine nettere ältere Dame und ihr Mann pflichtete bei: "Wir sind jedes Jahr unterwegs, natürlich nicht nur mit diesem Kreuzer. Es gibt schönere, größere Schiffe", fährt sie fort. "Es soll ja Leute geben, die ausschließlich auf diesem Dampfer reisen, das könnte ich mir nicht vorstellen. Im November geht es mit einem "90 000-Tonner" (wenn's denn so was gibt) von Barcelona über den Atlantik nach New York, mit "Aida" waren wir letztes Jahr auf dem Amazonas". Er widerspricht. "Nein", bemerkt er, "das war mit der ... (den Namen habe ich vergessen, denn es surrte nur so in meinem ohnehin Kopfschmerz geplagten Schädel). Mit der "Aida" kreuzten wir doch vor zwei Jahren in der Karibik. Da war es wenigstens schön warm: Sonnenbad auf dem Balkon!", ergänzt sie, um in einem Atemzug von der kürzlichen Kreuzfahrt nach Neuseeland und Australien zu berichten. "Die Reise in die Antarktis war aber auch wirklich interessant, da gab es an Deck eine große Kapelle, ein Ballett und...", mein Erzähl-Gegenüber kommt ins Schwärmen. "Die geben sich echt Mühe. Sie sollen ja sogar die Netrebkov engagiert haben: auf Wunsch eines Gastes für einen einzigen Abend aus Berlin eingeflogen!" - "Ach", sagt wiederum seine bessere Hälfte, "es gibt ja ein noch größeres Schiff (ich werde nie darauf fahren, weil ich wiederum den Namen nicht behalten habe): mit zwei Tanzkapellen und einem Sinfonieorchester!" Ich staune fassungslos. "Natürlich!", spricht sie weiter. "Im letzten Jahr hatten sie die Wiener Philharmoniker zu Gast mit dem Pianisten Lan-Lan." Ich schwanke ein wenig (der Wellengang und so...). "Kostet sicher eine Kleinigkeit", ergänzt sie bescheiden und möglicherweise unentschieden, ob sie sich das wohl auch noch leisten wollten oder könnten.

Kommen wir auf die noch immer ziemlich schlingernden Bretter unseres kleinen Dampfers zurück, auf den Boden geschichtlicher Information. Wir schippern auf den Aleuten, also wollen wir Näheres über sie hören:

Die Ureinwohner der Aleuten wurden in den letzten 250 Jahren gedemütigt, ihre

sozialen Strukturen zerschlagen (wie bei allen "Origines"!), das Volk fast ausgerottet. Sie hatten sich gegen die russischen Invasoren nicht wehren können, sie wurden ermordet, versklavt oder starben durch eingeschleppte Krankheiten. Erst mit Übernahme des Gebietes durch die USA (1867) besserte sich die Lage etwas. Das Interesse an der Region ging zurück, nicht zuletzt nach Ausrottung der Pelztiere vor Ort. Der 2. Weltkrieg machte die Inselgruppe strategisch erneut interessant, danach wurden die Bewohner weitgehend in südliche Landesteile umgesiedelt, ihre Behausungen verbrannt. Heute leben sie teilweise wieder in der alten Heimat in den wieder aufgebauten Häusern und Hütten.

Der nächste Morgen sieht uns bei stürmischem Regenwetter in Adak, und nachmittags ankern wir vor Tanaga-Insel. Zur Barmusikzeit am Abend spiele ich wieder vor fast „leerem Haus“. In den Spielpausen, da Musik vom Band weiter läuft, betrachte ich „meine Kunden“ an der Bar etwas genauer. Zwei Ehepaare sind es, die als Stammkunden auffallen. Einer der beiden Herren erscheint unauffällig, spricht kaum, der andere zoffte sich schon am Morgen (bissig, bärbeißig) mit seiner Eheliebsten. Im Vordergrund stehen, bzw. "barhockern" die beiden Damen: die eine etwas stämmiger als die andere und auch ein paar Zentimeter länger, beide aber "aufgedonnert" (mit wechselnder Garderobe natürlich), mit Klunkern an allen denkbaren Gliedern behangen, vor allem aber leeren Schminkgesichtern, die verbergen sollen, dass sie sich "um die 60" bewegen. Die eine rastert mit "Mann dunkler" Bass-Testosteronstimme, die andere antwortet ab und zu so träge, dass man geradezu körperlich spürt, es macht ihr Probleme, eine einfache Bemerkung auszusondern, und sei es auch nur in Bezug auf die Qualität des Whisky, den sie gleichmäßig vor sich hin nippt oder das Schmuckangebot in der Boutique des Schiffes. Sie sehen in ihrer in Seide gehüllten massiven Körperlichkeit aus wie soeben aus dem Rotlichtmilieu Frankfurts eingeflogene Puppen. Mein freundliches Grüßen, zu dem ich mich vornehm verneige (man weiß ja, was sich gehört), erwidert keiner von den Vieren. Ich gehöre als Baruntensil zu ihrer Präsentation: Würde ein Klavier spielender Dackel meine Rolle übernehmen, ich denke, es würde ihnen kaum auffallen, jedenfalls wäre das kein Grund, Kontakt aufzunehmen (mit dem Dackel oder seinem Besitzer, meine ich). Das also sind meine abendlichen Gäste. Einige unter ihnen verhalten sich indessen durchaus freundlich und schenken mir kleine Aufmerksamkeit, die wohl tut. „Sie spielen schön! Ich liebe solche Hintergrundmusik in der Bar!“ Wie auch immer: Ich werde meinen Job bis Yokohama durchhalten.

Kiska-Insel auf den Aleuten war heute das Ziel. Die Anlandung diente der Inspektion des heftigen Bombardements der Amerikaner (über 1000 t Bomben) auf diese, von den Japanern eroberte, Insel. Die Japaner mussten schließlich aufgeben. Sie wurden in den "militärisch verordneten (?)" Selbstmord getrieben, bzw. verließen die Insel "bei Nacht und Nebel" in Unterseebooten. Es galt die noch vorhandenen Trichter und Überreste eines am Strand verrostenden U-

Bootes zu sichten.

Wir nehmen nun Kurs auf Attu und ich habe zur Kaffeezeit Muße für meinen Tagesbericht. Die "Muße" ist dabei so eine Sache! Das Schiff schwankt so erheblich, dass ich eben auf die Planken gedrückt wurde: fiel samt Stuhl und Kaffeetasse um, der Laptop stürzte gottlob nicht. Es ist ganz schön stürmisch: Sonne und Wolkenfetzen jagen sich, Temperatur um die 10° C, die Wogen gehen 2 - 3 m hoch. Mein Magen hat sich inzwischen mit Reisetabletten einigermaßen arrangiert.

Ich sitze mit unserem Fotografiekünstler zusammen, er berichtet von seinen Workshops, und zeigt mir sein Fotobuch über Kraniche. Er ist wirklich ein Meister seines Faches, ich bewundere seine Bildkunst, und die Gäste stehen oft auch außerhalb seiner Dienstzeit um ihn, zeigen ihre Fotos und holen sich Rat. Dabei geht es vor allem um Bildbearbeitung. Er ist menschlich, ganz einfach und unpräntiös. Wie sonst hätte er mir geholfen, meinen Computer sachgerecht mit meinen Fotos und Filmchen zu bestücken!

Gestern gab es zum Mittagessen einen in Dutch Harbor gefangenen Heilbutt. Leider war er schon ein bisschen unschön zerfleddert: kein Fotoobjekt mehr. Am Abend verzehrte ich die Reste in der Matrosenkantine: köstlich. Ich erfahre aus den Bordnachrichten: Der Heilbutt ist der größte Plattfisch aus der Unterordnung der Schollenartigen. Er erreicht eine maximale Länge von 3-4 m und ein Gewicht bis 300 kg. Unser Mittagessen-Heilbutt aus Dutch Harbor maß sicher 1 Meter und mag knapp 50 kg gewogen haben. Der Fisch ernährt sich von anderen Fischen und größeren Krebstieren. Die Tiere sind erst nach 2 Jahren geschlechtsreif und können bis zu 30 Jahre alt werden (wenn man sie nicht vorher fängt!). Die Weibchen legen bis zu 500 000 Eier in 300 m Wassertiefe, in der sie sich entwickeln und als Jungtiere mit der Strömung im Flachwasser treiben, bevor sie auf Nahrungssuche in Tiefen von einigen Tausend Metern im kalten Bereich des Nordatlantik und Pazifik tauchen. In Deutschland werden jährlich ca. 3000 t angelandet. Sehr weit nördlich findet man vor allem den schwarzen, im Gegensatz zum atlantischen, weißen Heilbutt.

Wir ankern den ganzen Tag vor Attu-Insel, der westlichsten der amerikanischen Aleuten, überragt von einem 1050 m hohen Vulkangipfel. Auf einer Fläche von 896 km<sup>2</sup> wohnen etwa 20 Menschen der "Coast Guard". Wie die Kiska-Insel gestern ist Attu ein Dokumentationspunkt der kriegerischen Auseinandersetzungen Amerikas mit Japan (1945). Bei den harten Kämpfen starben innerhalb von 2 Wochen über 2500 japanischen Soldaten, nur 27 gerieten in Kriegsgefangenschaft, denn die meisten Soldaten zerfetzten sich selbst mit ihrer letzten Handgranate, um nicht in Gefangenschaft zu kommen. Für die amerikanische Seite spricht man von 550 Toten und 1150 Verletzten. Verrostete Baracken, alte Munitionshülsen und andere militärische Relikte, sowie ein Kriegerdenkmal für die Toten der "letzten Schlacht des 2. Weltkrieges" (29. Mai 1945) sind Ziel der "Besichtigung" bei einem morgendlichen Landgang.

Wir haben einen wunderschönen, milden Spätsommertag: mit 18° C der wärmste der bisherigen Reise. Schleierwolken und blasse Sonne halten mich für Stunden mit meinen Gedanken an Deck. Für den Nachmittag ist eine kleine Wanderung angesagt.

Heute Abend dann mein erstes kleines Konzert mit Haydn, Mozart und Debussy. Indem ich spiele verlässt unser Schiff seinen Ankerplatz und nimmt Kurs auf die Datumsgrenze und Russisch Fernost (Petropavlovsk): 550 Seemeilen entfernt.

Der Gatte der "Testosteron-Klunker-Dame" läuft wie ein Seebär daher: offenes Hemd zu tiefem Einblick in seine Brustwolle: in der Mitte Goldketten und -anker, massiv und unübersehbar. Ich stehe mit meinem Kuchenteller zufällig neben seinem Tisch, da spricht er tatsächlich mit mir: "Der Platz ist frei!". Ich setze mich und suche einen Gesprächsansatz. "Sie waren gar nicht mit auf der Wanderung auf "Attu" gestern?" Die Frage hätte ich mir selbst beantworten können. Er war noch nie mit an Land. Er reist mit seiner "üppigen Hälfte irdischen Wandeln" (Erich Kästner) seit über 20 Jahren in der Welt umher. "Ich kenne das alles!" Er macht eine Erdumfassende Handbewegung. "Immer mit diesem Schiff, manchmal auch mit der größeren Schwester, nie mehr aber mit der „E.“ Das ist ein Flussdampfer, kein Kreuzfahrtschiff. Aber es gibt ja noch andere Linien." Er zählt mir dann viele Reiseziele auf und scheint dabei gelangweilt. "Überall dasselbe!" Ich wollte nicht fragen, warum er dann überhaupt noch zur See reist. Es bleibt sein Geheimnis. Er wollte nicht weiter sprechen. Am Abend - vor, während und nach dem Konzert- hockte er dann - wie jeden Tag (und Nacht) - für viele Stunden mit den beiden beschriebenen Damen auf seinem Barhocker, drehte mir auch während meines Spielens den Rücken zu. Was ist das für ein Leben, geht es mir durch den Kopf! Heute Vormittag sehe ich "sie" dann wieder: im Profil, gegen die Sonne an der Reling stehend und blitzartig fährt mir die "Loriot-Mutti" in den Sinn, die ihren "nur so" da sitzenden Ehemann mit vorgespitztem Mund nervt: "Tu doch mal was!" - Die Geschichte ist bekannt?! Ich zähle: links 3, rechts 4 funkelnde Ringe, 4 Goldarmbänder (incl. einem breitgoldenen Uhrenarmband, dazu riesige Klunker... und tief-dunkles Rot, dick über die Lippen gezogen. "Tu doch mal was!"

Heute ist ein reiner Seetag. Morgens hören wir einen ausgezeichneten Geschichtsvortrag über Vitus Bering, nach dem die Beringstraße benannt ist und nachmittags den „Starvortrag“ von Reinhold Messner, der die Geschichte seiner Bergsteiger-Karriere vorträgt. Nächstes Ziel: Petropavlovsk. Wir werden zwei Tage dort bleiben.

Die behördliche Abfertigung des Schiffes verlief schleppend. Der gebuchte Hubschrauberflug wurde abgesagt, die betr. Gäste zur Stadtrundfahrt eingeladen. Kaum waren sie weg, klappte es plötzlich doch mit dem Hubschrauber. Peng. Verärgerung. "Kann man diese Personen nicht einfach in

den zweiten Hubschrauberflug morgen früh umsetzen?" fragte ich den Expeditionsleiter naiv. "Kann man nicht", war die lapidare Antwort. "Erstens ist der teurer und zweitens ausverkauft." Der heutige Flug: über die "nahen" Vulkane (60 km entfernt ca.), der morgige ins "Tal der Geysire". Mindestpreis geschätzt: 500.- Euro. Auch die Stadtrundfahrt kostete 50.- Euro extra.

Meine Wünsche, die Gegend zu erkunden, sind bescheidener. Zunächst ziehe ich zum 20 Fußminuten entfernten Lachsmarkt: 4.- Euro pro Kilo Räucherlachs. Verlockend, wenn die Luxusverpflegung an Bord nicht wäre, könnte man bei diesem Preis sicher schwach werden. Dann stehe ich im Bus-, Auto-, Menschengetümmel der "Plattenbau-Pracht", mit monumentalem Lenin-denkmal. Was ich dazwischen entdecke: kleine alte Häuschen mit gepflegten Blumen- und Gemüsegärten und einen wunderschönen Saumpfad neben der Straße, an einem See mit hunderten von Seemöwen. Das Wetter gibt dem Ausflug seinen Glanz: strahlend blauer Himmel und Temperaturen über 20° C.

Petropavlovsk ist keine schöne Stadt, Kamtschatka (das umliegende Land) aber steckt sicher voller Naturschönheit. In der Ferne Vulkankegel und schneebedeckte Berge. Ich werde morgen versuchen, einen Hügel mit Blick darauf zu erreichen. Der Tag ist frei, wir werden erst gegen 17 Uhr die Anker lichten. Kamtschatka liegt im äußersten Nordosten Russlands, gegenüber von Alaska und nördlich von Japan. Zwei große Bergzüge und eine Ebene in der Mitte; mehr als 6000 kleine Flüsse und 100 000 (!) Seen. Die Provinz- und Verwaltungsstadt (als einzige Stadt überhaupt) wurde 1740 von Vitus Bering gegründet. Sie entwickelte sich an einem großen Naturhafen, der das Landschaftsbild bestimmt.

P.S. In dieser Stadt handelt auch die Begegnung mit einem russischen Klavierstimmer, von dem ich erzählte. Sein Rat: Das Instrument bei nächster Gelegenheit „verschrotten“ lassen.

Wieder strahlend blauer Himmel, Temperaturen um die 20° C: beste Voraussetzung für einen langen Spaziergang in die umliegenden Hügel - mit Fernblick auf den Schnee bedeckten Vulkangipfel des "Velikan" und Sonnenbad im Heidekraut. Hauptattraktion für alle "Hubschrauber": Das "Tal der Geysire". "Alle Träume erfüllt!", bemerkt ein alter Österreicher, mit dem ich gestern (während der Wartezeit auf Freigabe des Schiffes) über seinen "Traum" gesprochen hatte. Im Fernsehen sah er Aufnahmen davon, nun wollte er das Naturschauspiel selbst erleben.

Geysire gibt es in jung vulkanischen Gebieten, z.B. Yellowstone Nationalpark/USA, Island und Neuseeland. Voraussetzung für ihre Entstehung sind mit der Erdoberfläche verbundene Hohlräume im Gestein, in denen sich Grundwasser sammelt, das durch die Wärme vulkanischen Ursprungs stark erhitzt wird. Bei Erreichen des Siedepunktes sammelt sich Wasserdampf an, der

einen Überdruck aufbaut. Wenn sich dieser Überdruck durch das Röhrensystem hindurch entlädt, reißt er das heiße Wasser mit an die Erdoberfläche. Durch nachströmendes Grundwasser kommt ein Abkühlungsvorgang zustande, und das Ganze beginnt von vorne. Die auf einmal ausgestoßene Dampf- und Wassermenge kann bis hunderttausend Litern betragen und 100 m senkrecht aufschließen.

Zurück zu dem Herrn, mit dem ich mich gestern kurz unterhielt. Ja, die Geysire zu sehen, erfüllt ihm einen lang gehegten Wunsch. Er schwärmt wie ein "Teeny", was einigermaßen lustig wirkt, wenn man seine schlohweiße lange Mähne samt Sechstagebart dagegen stellt. Typ eines Uropas. Und er "outet" sich: "Im März nächsten Jahres werde ich 80", bemerkt er, nur scheinbar nebenbei, in unverkennbar Wiener Dialekt. Ich frage nach seinem Beruf. "Maurer bin ich" und ich denke blitzartig, wie man als Maurer eine solch kostspielige Reise unternehmen kann. Nun, er zeigt "Understatement". Er ist Maurermeister, immerhin! "Da habe ich in Wien 3 Häuser gebaut, wohne in einem, und von der Differenz lebe ich." ("Wianerisch" würde das noch pfißfigger klingen.) Handwerk ernährt also seinen Mann.

Gegen 21.30 Uhr begann die Show einer Folkloregruppe, die das Leben der "Aborigines" vor Augen und Ohren stellte (z.B. verblüffend authentisches Möwengeschrei). Der Clubraum war voll, ich hatte die Wartezeit musikalisch zu verkürzen. "Spielen Sie bitte Grieg!", flüstert mir eine Dame zu. Ich spiele und spiele. Der Gesprächslärm um mich ist kaum zu ertragen, und selbst die gewünschte "Hochzeit zu Troidhaugen" bleibt darin stecken und verstärkt in mir das Nachdenken über Sinn und Unsinn meines Tuns.

Die Vulkane von Kamtschatka gehören übrigens zum "UNESCO-Weltnaturerbe". Um 17 Uhr sollten wir auslaufen, kurz vor 18 Uhr ist es endlich so weit. Wir nehmen Kurs auf die Kamenistaya-Bucht, knapp 200 sm entfernt.

P.S. An den unmäßig langen Zeiten für die Freigabe des Schiffes in Petropavlovsk und die Genehmigung, den Hafen nun zu verlassen kann man die (politisch motivierten?) russischen Bürokratiemühlen knirschen hören, aber nicht nur daran: Die gesamte Liegezeit hindurch, auch nachts, hielten sich Uniformierte auf dem Schiff und an der Pier auf. Die Pässe und Kontrollscheine wurden bei jedem Verlassen und Zurückkommen genau kontrolliert und in langen Listen erfasst. Es bleibt die Frage nach dem "Warum". Fürchtet man vielleicht das Herausschmuggeln eines Republik-flüchtigen Russen?

Gestern Abend ergab sich nach meiner üblichen Barmusik ein nettes Gespräch mit dem letzten Gast, einem pensionierten Schweizer Bankdirektor, eben jenem silbergrauen Männchen mit Stoppelbart, der in meinem kleinen Tagebuch schon einmal genannt wurde: Es ging um die Zahnarztwitwe, deren Seliger sie gut versorgt habe ("Nummernköntli" in der Schweiz), darüber hatte er sich köstlich

amüsiert. Dieser Herr also, der auch den ersten Reiseabschnitt „Nordwestpassage“ miterlebte und dem angenehm-familiären Klima in der Gruppe nachtrauert, spendierte mir ein Bier zu später Stunde und trank selbst einen Schnaps (nicht den ersten an diesem Tag!). Er beginnt morgens mit Sekt, der mit dem Frühstücksbuffet zur Verfügung steht und kippt dann gemächlich über die Stunden verteilt seine Schnäpse. Bier mag er nicht. Warum die Atmosphäre in unserer derzeitigen Reisegruppe, besonders abends im Clubraum so öde ist, darüber sprachen wir. "Ich habe mich umgeschaut und auch mit vielen allein reisenden Damen (Witwen?) gesprochen. Denen mangelt es an "Kleingeld" (er zwirbelt mit den Fingerspitzen, um seine Worte zu unterstreichen). Ich sehe es doch! Zum Mittagessen brühen sie sich Tee auf, statt Getränke zu bestellen, oder....." Ob er verheiratet ist, möchte ich wissen. "Jawoll, bin ich! Meine Frau fährt aber nur im Winter mit. Sie hat einen "grünen Daumen", arbeitet den Sommer über nur im Garten." Wohin die gemeinsame Winterreise denn geht, frage ich weiter. "Ja", sagt er, "da fahre ich auch alleine: mit einem Münchener Unternehmen nach Südafrika. Da ist es meiner Frau zu heiß." Im Sommer nächsten Jahres reist er über Indonesien zu den "Fidschiinseln" (wiederum allein). "Für den Jahreswechsel 2009/2010 haben wir dann die Antarktis gebucht (gemeinsam!!). Man muss das so früh festlegen, sonst bekommt man nicht mehr seine Wunschkabine!" Langweilig wird es ihm wohl nie. Heiter aufgeräumt erschien er heute Morgen mit einer wunderschönen Türkenkappe (ich besaß eine ganz ähnliche, die mir vor Jahren aus der Künstlergarderobe gezockt wurde, und ich schau ihn etwas neidisch an.). Er ist immer gut drauf, mein Bankdirektor und pflegt die Alterskunst des Genießens.

In der Kamenistayabucht hatten wir bei wieder strahlendem Sonnenwetter einen gemütlichen Strandspaziergang. Wir trafen weder auf Braunbären noch auf Riesenseeadler, aber wir beobachteten Spuren und frische "Losung" eines Bären, immerhin. Am Nachmittag: ebenso unspektakuläre Wanderung am Chazma-Fluss. Etwas Besonderes sahen wir schließlich doch: die Hütte und Badehütte eines Rangers, der bis 2005 als Fischer zusammen mit seiner Frau (Fotografin) hier wohnte. Der Vulkanismus bringt an dieser Stelle mitten aus der Tundra etwa 40° heiße Quellen hervor. In dieser Landschaft ein gigantischer Eindruck. Zur Abendessenszeit dann "Alarm von der Brücke": "Killerwale" tummelten sich dutzendweise vor unserem Schiff und wurden von "Profi-Objektiven" sicher ganz ausgezeichnet erfasst. Auf meiner kleinen Digitalkamera sind es nur kleine schwarze Pünktchen. Dafür bekomme ich aber über unseren "Hoffotografen" eine Menge von Aufnahmen geschenkt, die er von Gästen zur Begutachtung erhielt. Darf er nicht, tut er doch. Der Überflug von Vulkanen bei Petropavlovsk könnte darin enthalten sein. Es wäre eine schöne Bereicherung meiner eigenen bescheidenen Photoausbeute.

Das Schiff ist derzeit auf Kurs: Zhupanova-Fluss, 150 sm entfernt. Vor 8 Uhr morgen früh werden wir ankommen, auf der Spur von Riesenseeadlern.

Mit den Zoodiaks geht es flussaufwärts. Meine Kamera kann nur kleine Punkte

erkennen, näher kommt man nicht heran, aber die Profifotografen mit ihren langen Teleobjektiven haben ihren Tag: Riesenseeadler!: weißer Flügelbug, weiße Befiederung der Beine, weißer Stirnfleck und langer weißer Schwanz. Das restliche Gefieder ist im Kontrast dazu sehr dunkel, die Schwingen braunschwarz. Heraus sticht der enorm große gelbe Schnabel und die gelben Fänge mit langen Krallen. Er gehört zu den größten Greifvögeln: 85 - 110 cm groß, Flügelspannweite: 195 - 230 cm, Gewicht 5 - 9 kg. Der Riesenseeadler lebt auf Kamtschatka, Sachalin und an den Küsten des Ochotskischen Meeres und der Bering-See in Gebieten mit hohen Bäumen (Horstanlage) in einer Meereshöhe bis 1000 m. Die Vögel haben keine Feinde (!) und ernähren sich von kleineren Vögeln, auch ihrer Brut, vor allem aber von Fischen. Die meisten Paare brüten in dem Flussgebiet, das wir heute (2 Stunden lang) durchfahren. Morgen werden wir vor Utashud-Insel (150 sm) ankommen.

Die Insel Utashud lag den ganzen Vormittag im Nebel. Die Gäste hatten Gelegenheit, sie in Zodiacs zu umrunden: Vogelbeobachtung? Es gibt viele Gäste, denen das mit den "Vogelerläuterungen" zu viel wird, und vernünftige Fotos kann man in dieser Sparte nur mit Weitwinkel erreichen... und bei Nebel? - Für den Nachmittag vorgesehene Anlandungen mussten der starken Brandung wegen ausfallen. Jetzt, gegen 17 Uhr: ein Vortrag in der Panorama Lounge: über Vögel natürlich.

Zur Kaffeezeit spielte ich Walzer von Chopin, nach denen mich der weißhaarige Uropa gefragt hatte. So rieselt diese "Grau in Grau-Tag" langsam in den Abend. Das Dinner nennt sich "Zaren-Abendessen". "Da sollten Sie am Abend "russisch" spielen", bemerkte der "Tyrann mit den goldenen Brustketten" und seine "Loriot-Gattin" nickt. "Ein bisschen peppig könnte das schon sein", fügte sie hinzu und tatsächlich: Sie lässt sich von „Kalinka“ zu schüchternem Mitklatschen verleiten.

Kurs auf die Pitchy-Inseln. Gerne hätte ich etwas länger geschlafen, weil der Tag anstrengend wird: Eine Stunde Kaffeemusik zu einem "Schokoladenbuffet" vom Feinsten (ich habe das für die erste Tour erläutert), um 21.15 Uhr dann "Der Kleine Prinz" und anschließend.... (was denn wohl...)!

Gerne wäre ich also noch liegen geblieben, aber die um 7.30 herunter rasselnden Ankerketten verursachen einen solch martialischen Lärm (direkt neben meinem Kopfkissen), dass man – wie vom Schlag getroffen - hochfährt. Mit Weiterschlafen ist es dann aus.

Den Zoodiakausflug rund um die kleinen Pitchy-Inseln (im Nebel) habe ich versäumt, damit auch die Möglichkeit, Seeottern zu sehen. Auch den Nachmittagsausflug zur kleinen Vulkaninsel Atlasova mache ich nicht mit. Eine kleine Geschichte zu diesem Vulkan will ich aber hier wiedergeben. Sie gefällt mir, weil sie starke Poesie in sich trägt und die Phantasie beflügelt:

Von den etwa 40 Vulkankegeln auf den Kurilen ist der 2331m hohe Alaid auf Atlasova der höchste. Ursprünglich habe er im Süden der Kamtschatka-

Halbinsel gestanden, erzählt man sich. Die "Kollegen" hätten sich aber dermaßen vor ihm gefürchtet, dass er es vorzog auszuwandern und sich auf der kleinen Atlasova-Insel einen neuen Standort zu suchen. Seitdem steht er einsam und unglücklich hier an seiner Stelle, da er sein Herz auf Kamtschatka verloren hat.

Die Kurilen (ursprünglich zu Japan gehörend, nach dem 2. Weltkrieg von Russland okkupiert) sind eine ca. 1200 km lange Inselkette, von Vulkanen und häufigen Erdbeben gezeichnet. Schneestürme und Nebel im subarktischen Klima machen die Inselkette unwirtlich (allerdings auch sehr fischreich), die Natur ist relativ unberührt, man rechnet die zu den schönsten Gegenden der Welt. Die russische "Oblast" Sachalin führt die Verwaltung.

Ich sitze auf meinem Stammplatz, von Heizstrahlern im Heck gewärmt. Die Zoodiaks kommen und gehen, bringen und holen, verschwinden immer wieder in einer Nebelwand, die (bis jetzt noch!) der Sonne trotzt. Insgesamt scheint sich das Wetter zu bessern, der Luftdruck steigt jedenfalls (kurz unter 1000 Hektopascal (hPa), und es ist 18° C warm. Indem ich dies schreibe, bricht die Sonne doch tatsächlich durch und gibt den Blick auf die Anlandungsstelle frei. Heute ist ein guter Tag - "Prinzen-Tag“.

Ja, der "Prinzen-Tag" war gut: vollkommene Stille - während ....und lange nach dem Ende der Geschichte. Heute werde ich immer wieder darauf angesprochen. "Wir hätten nicht gedacht, dass Sie so was können!", bemerken zwei ältere Damen.

Wir verbrachten den Tag im Umkreis der Vulkaninsel "Ushushir" mit einer gefluteten Caldera (See in einem alten Vulkantrichter), mit einem Durchmesser von etwa einer Meile. Man hätte Füchse nahe der Anlegestelle beobachten können, zu dem geeigneten Zeitpunkt war ich allerdings einen steilen Berg hinauf geklettert, hatte wunderbare Fernsicht (blauen Himmel), allerdings keine Füchse. Zur Entschädigung: Schwefeldampf aus den Felsspalten und kochendes Wasser: ein Naturschauspiel zum Staunen. Am Nachmittag -in einer Zoodiak-Rundtour- Seelöwen, ein phantastischer Wasserfall und tausende Seevögel auf den Basaltklippen (Dreizehenmöwen, Eissturmvögel, Lunde, Bartalken...). Insgesamt: der für mich schönste "Naturtag" der gesamten, nun bald 6-wöchigen, Reise.

Morgen: ein reiner Seetag: ca. 440 sm nach Korsakov auf Sachalin, der letzten russischen Station.

Ein wundervoller, warmer Blau-Himmel-Sommertag, doch viel geschieht nicht an Bord. Die Gäste verstecken sich in sich selbst: mit Büchern oder starrem Blick seitwärts, damit Niemand sie anspricht. Man spaziert hin und wieder her, liegt wohl auch auf dem Pooldeck, wartet auf einen Vortrag ("Tschechow und Sachalin"), danach aufs Essen, trinkt den dritten Schnaps oder das fünfte Bier, lässt sich vielleicht zu der inhaltsreichen Bemerkung hinreißen: "Ist das Wetter

nicht schön heute!" und dann...schrecken alle plötzlich auf. Die Sensationsmeldung "von der Brücke": Eine Ente im Swimming Pool! Tatsächlich. Sie ist auf dem 19° warmen (oder kalten!) Wasser des Pools gelandet und gibt sich nun als "Star des Tages". Man diskutiert über Herkunft, Ziel, Futter oder nicht, aussetzen oder warten, ob sie nicht von selbst... Man hat ein Thema. Der Tag ist gerettet.

Um 17 Uhr wird Reinhold Messner zu einem Gespräch bereit sein, vielleicht Autogrammstunde? Ich selbst widme mich von 16 – 17 Uhr meiner Kaffeemusik und werde gegen 20.45 Uhr in die „Barsphäre“ eintauchen. Übrigens hat irgendein "Verehrer" eine von zwei ausgelegten "Muster-CD's: "Der kleine Prinz" vom Büchertisch "genommen". Ob er sie zurück bringt?. Meine Seele sitzt bereits im Flugzeug in Tokio. Ich komme bald nach!  
P.S. Er (oder Sie) hat die CD nicht zurück gebracht.

Heute früh gegen 6 Uhr ankerten wir vor Korsakov. Um 8 Uhr sind eine Busrundfahrt und ein Rahmenprogramm geplant, das die Gäste extra gebucht haben. Also dank rasselnder Ankerketten raus aus den Federn, Frühstück ... und wieder ins Bett, denn ich hatte die Ausflüge nicht gebucht, und wollte es mir noch ein Stündchen in meiner Koje gemütlich machen. Als ich dann gegen 9 Uhr nach oben kam, lag das Schiff noch immer vor der Küste. Die Wellen seien zu hoch zum Anlegen am Pier.

Die Stunden vergehen. Der gesamte Zeitplan kommt inzwischen ins Rutschen. Es ist inzwischen 12 Uhr: nichts bewegt sich. Selbst bei Verzicht auf den Ausflug erscheint die Situation schwierig. Ein "Ausklariieren" auf See lehnen die Russen ab. Ohne diesen Verwaltungsakt, den die Russen verzögern, können wir nicht nach Yokohama weiterreisen. Ratlosigkeit und Mittagessen zunächst einmal. Das Wetter hat aufgeklart und die Temperaturen sind mit ca. 15° C milde.

Nutzen wir die Zeit für ein paar interessante Bemerkungen zur Insel "Sachalin", die wir hier bei Korsakov erreicht haben. Die Insel zieht sich über etwa 1000 km von Norden nach Süden fast bis Japan hinab. 1905 gelangte der Südteil (nach gewonnenem Krieg: Japan - Russland) in japanische Hand. Die neuen Machthaber setzten koreanische Zwangsarbeiter zum Bau von Eisenbahnlinien, Kohlebergwerken und Papierfabriken ein. Nach dem japanischen Desaster im 2. Weltkrieg kamen die Gebiete an Russland zurück. Als Anfang der 90er Jahre viele kleine Werften, Kolchosen und Bergwerke schlossen, verarmte Sachalin mit seinen ca. 600 000 Bewohnern. Viele setzten sich aufs Festland ab. Wer übrig blieb, versuchte sich mit illegalem Krabben- und Fischfang, auch mit japanischem Gebrauchtwagenhandel durchzubringen. An der Westküste Sachalins wurde alles leer gefischt. Jetzt ist die Ostküste an der Reihe. Das Tauchen nach den großen Muscheln (Kamtschatka-Krabben) und den "Blauen Krabben", die bis zu 8 kg schwer werden, läuft zum größten Teil illegal. Fangquoten stehen nur auf dem Papier: Die Polizei kassiert mit. Die Kamtschatkakrabbe kostet 1100 Rubel pro kg (= 31 Euro). Der Bedarf in Japan

ist riesig. Seit Mitte der 90er Jahre wird außerdem nach Öl gebohrt. ("Exxon - Mobil"/USA). An der Südostküste wird gerade eine Pipeline für Öl und Gas gebaut, eine Flüssiggasfabrik und Schiffsterminals. Federführend sind die Russen ("Gazprom"), die den Shell-Konzern offenbar ausgebootet hat.

Der nächste Tag sieht uns vor Yusno Kulrilks: nicht zur Besichtigung, vielmehr als "Ersatzhafen" zum Ausklarieren des Schiffes, nachdem der erste Versuch gestern in Korsakov gescheitert war. Inzwischen ist es 17 Uhr, noch immer ist nichts passiert. Nervosität macht sich breit. Noch über 600 sm sind zurück zu legen, die Ankunftszeit in Yokohama, die für Freitag 9 Uhr vorgesehen war, ist auf jeden Fall nicht mehr einzuhalten. Noch geht auf dem Schiff alles seinen Tagesgang. Das weitere "Procedere" bleibt abzuwarten. Der "Crew-Chor" wird am Abend Shanties singen, die Seekarte wird diesmal nicht versteigert, sondern verlost. Lospreis 10 Euro. Sonst ist nicht mehr viel zu berichten.

Eine Randbemerkung verdient ein kurzes Gespräch am Morgen mit dem Maschinenbauer, von dem ich in Zusammenhang mit seinem späten Promotionsstudium berichtete. Er habe sich die Reise durch eine hohe "Pensionsabfindung" (Fünf-Jahresgehalt auf einen Schlag) leisten können und auch "sonst noch was gespart". Davon erzählt er mir nun genauer. Er wohnt 15 km von München entfernt in der Parterrewohnung eines Hochhauses mit großer Grünfläche. Zu einem günstigen Zeitpunkt hat er die Wohnung gekauft... und gleich die Nachbarwohnung mit. "Die Nachbarn munkelten so etwas von einem Millionär, denn er fahre auch gerne große Autos". Ja, er hat offenbar eine glückliche Hand im Erwerb von "Schnäppchen", denn auf der Basis seines Besitzes in München, den er bar bezahlen konnte, bekam er Kredite im Rahmen des "Berliner Finanzmodells" kurz vor der Wende. Er kaufte diese und jene Wohnung "Steuer mindernd", zahlte mit den Mieten ab... usw. "Die erste Million ist mühsam", stellt er selbst zufrieden fest, "danach geht es ganz leicht." Er wirkt auf mich sehr unsicher, schaut mich bei seiner Erzählung nicht an, streicht unaufhörlich über seinen dicken Bauch: ein etwas aufgeschwemmter Typ, denke ich, der seinen Lebenswert aus seinem Bankkonto zu ziehen sucht. Man kann leicht ins Grübeln kommen: über "Lebensglück" zum Beispiel. Ich gewinne den Eindruck, dass er nicht in seiner Körperfülle ruht, sondern an seiner Einstellung zu Grundwerten leidet, ohne die Fähigkeit oder den Willen, etwas zu ändern. Zu seinen Neidern gehöre ich ganz sicher nicht. Ich seufze ein bisschen in mich hinein und stopfe mir eine "Nach-Kaffee-Pfeife".

Der Münchener, von dem ich hier berichte, lebt allein. "Muttersöhnchen"? Gleichwohl: Einsamkeit ist ein großes Thema.

Morgen Nachmittag werden wir Yokohama und damit den Schlusspunkt der Reise erreichen. Eine Statistik gefällig?

4350 Ltr. Mineralwasser - 1200 Ltr. Bier - 170 Fl. Sekt (Champagner) - 318 Fl. Weißwein - 410 Fl. Rotwein (ein 025ml Glas kostete in de Bar zwischen 5.50

und 7.- Euro) - 1,8 t Fleisch, 900 kg Fisch - 750 kg Mehl - 9800 Eier -1200 Ltr. Milch - 120 Ltr. Kaffeesahne - 1200 Stk. Croissants - 312 Ltr. Eiscreme - 350 kg. Ananas - 200 kg. Mangos - 240 kg. Blattsalat - 210 kg. Tomaten Ich schätze, dass mindestens 20% davon "den Fischen gefüttert" wurde.

Was schließlich sagt das „Ozonloch“ zu einer solchen Kreuzfahrt? 3 Wochen lang, auf einer Gesamtstrecke von 9000km 15t Diesel pro Tag hatte es zu verkraften.

Es heißt nun: Koffer packen, Cocktail-Party und abendliche Barmusik servieren... Es fällt mir nicht schwer, die Reise zu beenden, viele schöne Details sind nun in meinem Bericht und in Fotos festgehalten. Sie spiegeln in kleinen Facetten wirkliches Leben, das sich in solchen Traumreisen wie in goldenen Funken spiegelt und flüchtig wieder zerstiebt, wenn es nicht tiefer zu ankern versteht.

Alle Gespräche habe ich gewissenhaft, in wörtlicher Rede genau wiedergegeben. Die Einschätzung von Personen und ihre Charakterisierung, wie auch Situationsbeschreibungen und Sichtweisen einer solchen Kreuzfahrt sind subjektiv, mögen von anderen Menschen eventuell anders gesehen werden. Zu eingefügten Schilderungen von „Land und Leuten“ wurden die Informationen der „Tagespost“ dieses Schiffes mit verwendet.

